This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Princeton University Library
32101 065098889

RECAP

Digitized by Google

0902
.292

EX LIBRIS
A. TRENDELENBURG.

Neinert

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Erster Band.
Jänner bis Junius.

1788.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt
aller sechs Stücke des ersten Bandes.

Jänner.

1. Karl, eine Erzählung — S. 1 — 51

2. Des Geh. Hofr. Schlossers Erklärung über die Aufforderung der Berliner Monatschrift Nov. 1787. S. 449 den Grafen Cagliostro betreffend — 51 — 60

3. Zwei Fragmente eines alten Gedichts von der heil. Maria. Aufgefunden und herausgegeben von C. A. Schmid — 61 — 83

4. Der 29. September. An die Frau Gräfin von Schimmelmann, geb. von Gersdorf, von Fr. Gr. Leop. von Stolberg — 84 — 86

5. Zweites Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend — 86 — 104

Februar.

1. Athenäensisches Gespräch. Von Fr. Leop. Gr. zu Stolberg — 105 — 111

2. Zwei Fragmente eines alten Gedichts von der heil. Maria. Aufgefunden und herausgegeben von C. A. Schmid. (Beschluß.) — 112 — 152

0902.
292 68667

Digitized by Google

3. Jacobi an Schlosser, über den frommen Betrug und eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist S. 153 — 184
4. Epistel an Schlosser, von Hrn. Pfeffel 184 — 190
5. Philosophische Verknüpfung der Hauptmomente hebräischer Geschichte, in Beziehung auf Geschichte der Menschheit 191 — 205
6. Betrachtungen von J. G. Freiherrn von Salis. K. Französ. Hauptmann 205. 206
7. Auszug eines Briefes. Kopenh. den 27. Dez. 787. 206 — 208

März.

1. Persepolis. Vom Hrn. Justizrath Niebuhr in Meldorf 209 — 223
2. Ritter Twein. Erster Gesang. Vom Hrn. Regierungsrath v. Halem in Oldenburg 224 — 234
3. Schreiben des Hrn. Past. Mutzenbecher in Amsterdam, an den Herausgeber des D. M. 234 — 248
4. Bei Friedrichs Grabe. Von O. Gr. v. Haugwitz 248. 249
5. Ueber Büchercensur und Publizität. Vom Hrn. Geh. Hofr. Schlosser 249 — 263
6. Klagelied eines Wieners in Lemberg an seine Frau Muetter 263 — 265
7. Liebe nach der Kunst. Eine Erzählung. Erste Abtheilung 266 — 288

April.

1. Chor eines Singespiels, vom Herrn Grafen Christian zu Stolberg. 289 — 292
2. Eine kleine Unachtsamkeit der Berliner Monatsschrift, in dem Aufsatze: Ueber die Anonymität der Schriftsteller.

Digitized by Google

steller. Vom Herrn Geheimenrath Jacobi in Düsseldorf S. 293 — 299
3. Nach einem Balle, vom Hrn. Kriegsrath Göking in Magdeburg 299 — 301
4. Liebe nach der Kunst. Eine Erzählung. (Beschluß). 301 — 357
5. Der Abend am Züricher See, vom Hrn. Matthisson 357
6. Abermalige Erklärung, über die in Bremen durch den sogenanten Magnetismus vorgenommene Kuren. Vom Herrn Doktor Olbers in Bremen 358 — 373
7. Ode 374 — 376
8. Erklärung über eine Stelle im zweiten Schreiben vom Wiederhain, vom Hrn. Konsistorialrath und Sup. de Marees in Dassau 376 — 381
9. Auf Ahlemanns Tod, vom Hrn. Grafen Fr. Leop. zu Stolberg 381
10. Auszug eines Schreibens aus Pisa, vom 15. Febr. 1788 381 — 384

May.

1. Einige Gründe gegen die Abschaffung des Christenthums von Swift und Schlosser 385 — 426
2. Die Aufklärer. Von Fr. Leop. Gr. zu Stolberg 427 — 429
3. Bemerkungen über den Aufsaz: Proselitenmacherei verschiedener Religionsparteien, im Dez. 1787. vom Hrn. Justizrath Niebuhr 430 — 433
4. Lukretia, vom Hrn. Alxinger 434 — 442
5. Ueber den Werth der Mendelsohnschen Psalmenübersezung 442 — 450
6. An die Unschuld, vom Frhrn. von Salis 450 — 452.
7. Ueber den thierischen Magnetismus, an Hrn. Dokt. Olbers in Bremen 452 — 465
8. Ikarus, von Hrn Alxinger 465 — 468.
9. Sinngedichte, von A. W. von Schittlersberg 469 — 471

10. Die

Digitized by Google

10. Die Hähnen. Eine Fabel, von Ludwig Giseke. S. 471 — 474
11. Empfindungen am Namenstage meines Vaters, von Gabriela von Baumberg 474 — 476
12. Die Reisenden. Eine Erzählung, von Ludwig Giseke 476 — 479
13. Die Laute, von O. Graf von Haugwitz 480

Junius.

1. Moses. Ein kleines Drama. 481 — 517
2. Des Hrn. Geh. Hofr. Schlossers Schreiben an Herrn ***, worin einige Ursachen enthalten sind, warum die Berliner Monatschrift bisher in Bekämpfung der Zauberer- und des Aberglaubens noch nicht so glücklich gewesen ist, als man zu hoffen Ursache hatte 518 — 542
3. Singedichte 542
4. Zweiter Versuch, über die Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten, des Hrn. Prof. Kant 543 — 570

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Erstes Stück. Jänner, 1788.

I.

Karl,
eine Erzählung.

An

Fr. L. Gr. zu Stolberg.

Es sauste der Sturm, die schwarzen Wolken thürmten sich am Horizont, die Wogen brachen am Fuß der steilen Felsen, die Tannen beugten sich, und das Echo trug in die Thäler den Wiederhall ihres Krachens; doch flog auf den Wellen das Schiff mit der wenigen Auserwählten. Sie landeten am Gestade der glücklichen Insel, die Fr. St. in den reinen Stunden der Begeisterung so schön bildete.*) — Höre, Freund, den Zuruf deiner Freundin: einst wird dein schöner Traum eine edle, grosse Wahrheit sein! Die Freundin will Dich nicht bestechen. Siehe! sie wirft Dir lächelnd ein Büchlein in den Schooß. Nim es freundlich an, und fühle, daß Du allein, durch die Besuche deiner Muse, ihre Arbeit gebildet hast. Fr., zürne nicht: Dir gehört jeder Tadel, jedes Lob.

L.

*) Geduld! diese Insel erscheint bald.

Digitized by Google

I. Endlich war sie schwanger.

„Kind, du bist so blaß," sagte mit zärtlicher Besorgniß die alte Mutter, die mit schneeweissen Haaren noch das Feuer der Jugend in der liebenden Seele sorgsam pflegte. „Beßte Mutter," sagte mit Wehmut und sanftem Erröthen die liebliche Karoline, und schwieg. „Tochter!" rief schnell die Alte, und zerriß den Faden, den sie fein aus der Wolle spann: „Tochter, ist es wahr?" — „Ich glaube es." — „Ach! meine Karoline! also werde ich noch ein Töchterlein so sanft wie du, oder einen Knaben, wie dein seliger Vater war, an mein Herz drücken? fühle, wie es vor Freude klopft! Nun kan ich ruhig sterben; deinem Glücke fehlet nichts. O Liebe, warum hast du es mir verhehlet?" — „Verzeihet, liebe Mutter; aber so viele fehlgeschlagene Hofnungen hatten meinen Ferdinand traurig gemacht; aus Schonung für mich berührte er nie mehr die Saite: — Ich wolte al[illegible]e ich Gewißheit hätte, nichts davon sagen. Zwey[illegible]r, also ehe der Winter kömt, haben wir das Kindlein." — „Weis denn nun dein Mann nichts davon?" — „Theure Mutter, oft hat auf meinen Lippen das süße Bekentniß geschwebt; aber Furcht und Besorgniß für sein Glück haben mich zurückgehalten." — „Morgen ist sein Geburtstag; dann, ja dann, beßte Karoline, will ich ihn und das zukünftige Kindlein segnen."

II. Der Geburtstag.

Mit der Morgenröthe umfaßte Karolina ihren Geliebten; ihr Herz schlug lauter als jemals; ein Gemisch von Freude, daß dieser Tag vom neuen wieder erschien, und von einer geheimen Ahndung, daß sie vielleicht stürbe, ehe er wiederkäme. Aber sie sagte Ferdinanden

Digitized by Google

nanden nicht die Ursache ihrer Unruhe. Sie liebte zu sehr die Mutter, um ihr die Freude, Ferdinanden ihr Geheimniß zu entdecken, rauben zu wollen. Ferdinand las in ihren Thränen nur Glück, nur Dankbarkeit gegen Gott; küßte die Thräne vom schönen Auge hinweg; und das Maaß seines häuslichen Glücks war so groß, daß er nur noch selten sich erlaubte, mit Sehnsucht an die Geburt eines Kindes zu denken. Die Alte kam, und that nicht, als wenn sie wüßte, was es heute für ein Tag wäre. „Lieber Sohn, wann die Sonne untergehet: so kom nach dem Baume, der bei Karolinens Geburt gepflanzt wurde; sein Schatten kühlt mich lieblicher; kom, Ferdinand, mein Herz muß dem deinigen etwas anvertrauen.“ Ferdinand stuzte; das Feierliche brachte seine Seele in Unruhe; er suchte der Mutter Blick, und fand den liebenden stillen Blick, und Karolinas Auge flammte von Zärtlichkeit. Wenn ich hätte mehr wissen sollen, sagte sich Ferdinand, mair hätte es mir wol gesagt; heut Abend wird der Schleier verschwinden. Mit schnellerm Schritt gieng Ferdinand nach der Wieke, wo mit seiner Sense der Landmann und starkem Arm das blühende Gras abmähete. Am Ufer des schlängelnden Flusses standen die Kinder des Dorfs, warfen Steinchen in das spiegelnde Wasser, und freueten sich der laufenden Kreise. Ferdinand sah sie, und schneller, als eine Wolke unserm Auge vorbey flieget, gieng durch seine Seele der Gedanke: ach, hätte ich doch auch einen solchen Knaben! Nun began die blökende Heerde mit schallenden Glocken die Felsen hinabzusteigen; nun versammelten sich rechts und links die Einwohner der ländlichen Hütten; Ferdinand gieng mit laut klopfendem Herzen nach dem Baume, der hoch auf einem Hügel stand, wo ein bemooster Stein dem Andenken von Karolinas Vater geweihet war. Karolina kam ihm eilend entgegen; sie war wie am Brauttage geschmückt; eben so weiß

war ihr Gewand; eben so lockig das schöne Haar; nur weniger schlank war ihr Wuchs, doch entgieng es Ferdinands Auge. „Du Süße!“ sagte Ferdinand, und nahm lächelnd aus dem Haar eine weiße Rose, die er an seinen Busen drückte. „Ferdinand, wie könte ich besser den heutigen Tag feiern, als den wieder herbei zu rufen, an welchem ich die deinige wurde.“ — Da sie sich der Mutter näherten, eilte Ferdinand in ihre offne Arme. „Beßter Sohn!“ rief sie, „verzeihet, daß ich heute Morgen die Empfindungen meiner Seele über den heutigen Tag, verschwieg; hier läßt es sich so viel besser reden; hier umgiebt vielleicht der Geist von Karolinas Vater diesen schönen Ort; vielleicht höret er, wie ich dir mit ganzer Seele den edlen Mann nenne, wie ich dir mit Thränen der Liebe danke, daß du mein einziges Kind zur glücklichsten der Frauen machst. Erinnerst du dich, Ferdinand, da du zum erstenmal uns sahest; wie da mein Mann dich gleich so lieb gewan, weil du seinem verstorbenen Bruder so ähnlich warst; wie er dir vom Türkenkriege, wo sein Bruder sank, um den verwundeten Freund zu retten. erzählte; wie da dein Auge flammte, und gern seinen Tod gerächt hätte? Erinnerst du dich, wie wir unter den alten Fruchtbäumen gingen; wie du dich mit Adlers Schnelligkeit auf die Aeste empor schwungest, um Karolina den rothen Apfel zu geben; wie der Ast brach, und du gegen den Baum schlugest, daß das Blut in einem Augenblick dein Gesicht bedeckte; wie Karolina, uns, die ganze Welt vergessend, mehr leidend als du, neben dir hinsank; wie dies Unglück auf ewig eure Herzen verband? Nun schritten wir Alten vorwärts, ihr schlichet langsam uns nach; du sahest glücklich aus; dein feuriger, liebender Blick ruhete auf Karolina. Ihr hattet damals gewiß nicht das Wort Liebe ausgesprochen; aber einer wußte des andern Geheimniß. Nun kamen wir hieher.“ — Ferdinand rufte lebhaft: „Beßte

Mutter

Digitized by Google

Mutter, nun muß ich erzählen. Karolinas Schrecken bei meinem Falle hatte meinem Herzen eine ganz neue Aussicht des Glücks gegeben; zum erstenmal erhub sich in dem Augenblick die Hofnung: sie kan einst die Deinige werden! Nun kamen wir hieher. Meine Seele ward von dem Sturm der Leidenschaft umher geworfen; ich wußte nicht, wo ich war; meine Hand zitterte, und der leise Druck von Karolinas Hand vermehrte meine Angst; denn auf einmal erhub sich die schreckliche Vorstellung: du bist arm, und sie ist reich! Ich wäre geflohen, hätte sie mir gesagt, ich liebe dich, und hätte doch mein Leben dahin gegeben, um es zu hören. Ich sank hier in das tiefe Gras, riß eine Blume nach der andern aus dem mütterlichen Schooß und zerknickte sie mit Freude. Karolina bemerkte meine schreckliche Unruhe; sie sprach liebender wie jemals; ich schrie; mein Schreien war schrecklich. Aber auf einmal trat Karolina in ihrer ganzen Anmut vor mich, und sagte mit ganzer Seele: „Ferdinand, kanst du mein Herz betrüben?“ Sie sagte dies so innig, daß helle Thränen meinem Auge entstürzten, und der Sturm verschwand. Deinem Vater entging nichts; er sah wie tief ich litte. Auf einmal erhub er sich mit feierlicher Mine, nahm meine Hand, Karolinas Hand, und sagte: Im Angesicht des Himmels sei es geschworen, das Mädchen ist dein!“ — „Ach Ferdinand, du hast Karolina zu lebhaft erschüttert.“ — „Nein, meine theure Mutter, diese Thräne war meinem Vater geweihet, und diese unserm Glück.“ — „Lieber Sohn, nur einmal habe ich für dein Glück gezittert, da du feurig ausrufest: kein Glück der Ehen ist vollkommen, wenn nicht an der Mutter Brust der Säugling lächelt.“ — „O, beßte Mutter!“ rief Ferdinand halb aufgebracht, schone den Engel!“ — Nun sank die Sonne hinter den schwarzen Wald hinab, und die vollen Aehren wiegten sich halb in dunklem Schatten.

Digitized by Google

Die Mutter trat vor die Geliebten: „Also, bester Sohn, nur ein Kind fehlet deinem Glück? Siehe, Ferdinand, ehe die Sonne ganz hinab sinket, empfahe am heutigen Tage meinen besten Seegen; und du, meine liebe unschuldsvolle Karoline, empfange einen doppelten; der eine ruhe auf deinem Haupte, und der andere gehöre dem Kindlein, das unter deinem Herzen ruhet!“ — Karolina sank in die Arme des Geliebten. Der Mond erhub sich; sie wandelten langsam zur Wohnung, und nie haben die Stralen des glänzenden, nächtlichen Freundes ein glücklicheres Paar beschienen.

III. Es ist ein Sohn.

Es war also ausgemacht, daß Karolina schwanger sei: aber weit entfernt von der Entscheidung war es noch, ob es ein Mädchen oder ein Söhnlein sein solte. Ferdinanden und Karolinen war es ziemlich gleich: aber die Alte sah heute schon den Knaben auf einem Steckenpferde herumhüpfen, und morgen war es ein Mägdlein, die das Püpchen wiegte. Nun rückte aber täglich die Zeit näher, und ach! dem armen schneeweissen Hahn, mit stolzem rothen Kamme, wurde der Hals umgedrehet, weil er die Morgenröthe so freudig mit seinem Krähen begrüßte, daß es durch das ganze Dorf erscholl; und die sorgsame Alte fürchtete, er würde die Wöchnerin aus dem leichten Schlummer wecken. Alles war schon in Ordnung, und die alte Mutter besah nun täglich ihren Schaz von Häubchen und Jäckchen, und zulezt mußte doch das Mägdlein dem Knaben den ganzen Schrank einräumen. Aber, da die Stunde der Leiden erschien, da verließ die Mutter jede Kraft ihrer Seele. Sie hatte eine unbeschreibliche Angst; bald eilte sie zu Karolina, und trocknete mit zitternder Hand den kalten Schweiß von ihrer Stirne. Bald eilte sie in ihre Stube, sank auf

ihre

ihre Knie, und flehete zu Gott von ganzer Seele. So lag sie, als Ferdinand, blaß und lebhaft gerührt, in die Stube hereinstürzte, und rief: ein Sohn! ein Sohn! Diese Worte gaben ihr Leben. Karolina lag blaß im schneeweissen Bette, und mußte lächeln, da die liebende Mutter in den Zügen des neugebornen Kindleins bald Karolinen, bald Ferdinanden, bald ihren seligen Gatten, bald alle drey fand. Nun lebte sie nur für den Jungen: vergessen war das laufende Rad. Sie wiegte ihn mit kriegerischen Liedern ein, und sah schon den Helden.

IV. Der kleine Esel.

Da ich zehn Jahr alt war, gab mir die Großmutter ein Eselein, wie noch nie eines geboren war. Seine Gestalt war lieblicher, wie es pfleget; die langen Ohren kleideten ihn gut, und seine Stimme war nicht so durchdringend; und da wir viele Jahre uns täglich gesehen hatten, kante es meine Stimme; und wenn ich sagte, hinaus ins Freie! legte es sich auf die Knie, damit ich leichter hinaufspringen könte: auch liebte ich nach meinen Eltern und nach Großmama nichts so sehr wie mein Eselein. Wenn ich nun recht gut gelernet hatte, so sagte der Papa: Karl, heute Abend kanst du auf die Wiese reiten. Karl ließ es sich nicht zweimal sagen; sprang in den Stall und rief, hinaus ins Freie! Nun war es manche Monate immer auf der grünen Wiese herumgegangen, und nie hatte meine Einbildungskraft einen grössern Plan ausgedacht, als des Nachbars Sohn in die Wiese herein rief: Wer Herz hat, reitet den Fels hinauf! Herz, rief ich, und drückte die Füße an meinen Esel, daß er schnell anfing zu laufen. Er kletterte herlich auf die höchste Spize hinauf. Nun lag tief unter meinen Füßen das Thal; unser Dörfchen, alles schien mir so klein, und zum erstenmal

Digitized by Google

kam mir der Gedanke: hinter dem Felsen giebt es wol auch Menschen. Mein Esel weidete nahe bei mir, und ich lag und sah das große Schauspiel der schwarzen Wolken, die sich um den Horizont thürmten. Der Sturm fing an zu wüten; ich sah unter meinen Füßen das Feuer vom Himmel herab sinken; es rollte in der Tiefe; noch einmal sank die helle Flamme neben dem Dörfchen. Ach, rief ich, Gott behüte meine Eltern; mich selbst ganz vergessend, schwung ich mich auf meinen Esel und ins Thal hinab. Ich fand die geliebte Mutter in Thränen, die Großmutter untröstbar, den Vater zornig, und ach! man verbot mir den Esel.

V. Ein Traum.

Wann die Morgenröthe eben den kommenden Tag verkündigte, eilte ich zu der Großmutter. Nach der Weise der Alten war ihr Schlaf kurz, und es war ihr angenehm, daß ich in den stillen Stunden ihre schwachen Augen mit den meinigen unterstützte. So hat kein Kind je beten gehört, und wenn ich nicht durch mein eignes Herz wäre hingerissen worden, Gott zu lieben; ich hätte es bei ihr gelernet. Bei dir, du theure Großmutter, deren heiliger Asche diese Thräne geweihet sei! bleibe ich der Tugend treu; dir hab' ich es zu danken! Kaum konte ich meine Händchen falten, so erhub sie sie mir zu Gott; ihr feuriges Gebet, das aus voller Seele quoll, riß mich hin; ich konte nicht alles fassen, aber ich fühlte, wie wahr sie redete. Was mich auch bisher gerettet, ist der tiefe Eindruck von Gottes Allgegenwart, den sie mir in die Seele geprägt hat. Einst wolte ich eine schöne Rose, die sich über des Nachbars Hecke tief in unseren Garten hineinbeugte, pflücken. Ich war allein; niemand war in der Nähe; ich näherte mich schon: aber es war, als wenn die Großmutter mir zurief: Gott siehet

siehet es! — und die Rose entsank meiner Hand. Wann das Gebet geendiget war, las ich der Großmutter aus der alten Geschichte, oft aus dem Plutarch etwas vor, und wann dann eine edle That kam, drückte sie mich an ihre Brust. „O, mein Karl, wenn ich todt bin, vergiß nicht mein Flehen; suche diesen zu gleichen. Der Schauplatz, wo du wirken wirst, ist nicht so glänzend; aber die geheimste edle That wird einst im Buche des Lebens dir zugerechnet werden, und mein Glück erhöhen.“ — Mit solchem Herzen, mit solcher Lebhaftigkeit sprach sie; und wer so lernet, der ist glücklich. „Aber, beste Großmutter,“ rief ich, „warum bist du heute so stille? warum wilst du nicht lesen hören? O, hier ist Regulus Leben; komm, Großmutter, ich will gleich bei seiner Aufopferung anfangen zu lesen; du findest die Stelle ja auch so schön.“ — „Nein, Karl, heute nicht.“ — „Beste Großmama, du bist doch nicht krank?“ — „Nein, Lieber, mir ist ganz wohl; ich bin auch heiter; denn, wenn ich mich nicht täusche, werde ich bald ewig heiter seyn.“ — „Um Gotteswillen, doch nicht sterben?“ — „Lieber Karl, sterben? warum findet man denn das so schreckhaft? Wie süß ist nicht der Schlaf? und der ist doch ein Bruder des Todes.“ — „Ja, Großmutter; man erwacht aber auch.“ — „O, Karl, wird das Erwachen nicht viel himlischer seyn, wenn man sich im Angesicht des liebenden Vaters finden wird; wenn der Glanz der Welt, wo man sich und die geliebten Verstorbenen erblickt, den Schein der Sonne ganz verdunkeln wird?“ — „Ach, beste Großmutter, warum glaubst du denn, uns sobald zu verlassen?“ — „Siehe diese weißen Locken; fühle diese zitternde Hand.“ — „Gestern waren die Locken eben so weiß, deine Hand eben so zitternd, und du, liebe Großmutter, gedachtest doch nicht so feierlich daran.“ — „Karl, kanst du schweigen?“ — „Mutter, wenn ich es nicht könte,

wäre ich deiner Liebe werth?“ — „Höre Sohn, ich traue nicht gern den Träumen; die wahren Gestalten und die der Einbildungskraft sind zu sehr in einander verwebet; aber diese nächtliche Erscheinung war ganz helle; keine falsche Bilder kamen dazwischen. Ich lag und schlummerte; da war es, als wenn ich mit euch vom Hügel herkäme. Ich ging langsamer, blieb zurück, und auf einmal stand vor mir mein Mann in der Gestalt der jugendlichen Schönheit. „Maria, erkennest du mich?“ O, mein Ka[illegible] rief ich, und wolte ihm in die Arme stürzen; sanft schob er mich zurück; bald bist du bei mir, meine Maria! dein Tod wird schrecklich sein; aber kurz ist die Stunde des Leidens; und wann du wie eine glänzende Wolke der Morgenröthe aus deinem Staube dich erhebest, ist die Ewigkeit dein. Er verschwand, und eine feurige Wolke umgab mich. Ich wolte fliehen; umsonst; ich sank in die flammende Glut, und meine Pein weckte mich.“ — Es kam jemand, Karl trocknete schnell seine Thränen, und suchte ein Lächeln, um seine wahre Stimmung zu verhehlen.

VI. Die Höle.

Oft fragte mich die Großmutter: „Karl, was willst du werden?“ — „Arzt!“ rief ich dann, ohne zu zaudern. Denn, der Gedanke, die, welche ich liebte, den Armen des Todes entreissen zu können, hatte meine Einbildungskraft hingerissen. Die Eltern, und vornehmlich die Großm[illegible], hatten nichts dagegen; denn, je mehr die Zä[illegible] der Großmutter für mich zunahm, desto mehr schr[illegible] die Vorstellung des Krieges. Da ich noch in der Wiege lag, hätte sie gern ein Jahr ihres Lebens dahin gegeben, um mich im rothen Rocke, eine Feder auf dem Hute, und einen Orden auf der Brust zu sehen. Aber nun hätte sie meine Entfernung von der

Digitized by Google

der blutigen Schlacht gewiß auch mit einem Jahre ihres Lebens erkauft. Also solte ich Arzt werden. Unser Prediger, ein alter Greis, hatte mich Lateinisch und Griechisch leicht gelehrt; denn er ließ mich immer im Hintergrunde des Gemäldes Homer und Virgil erblicken. Auch hatten meine Kentnisse der Botanik unter seiner Leitung zugenommen. Oft mit der Morgenröthe ging ich und suchte die Kräuter, und freuete mich, wenn noch der Kelch vom Morgenthaue glänzte. Oft verlor ich mich im Suchen, bis der dunkle Mantel der Nacht mir die Blumen verbarg. „Karl!“ sagte einst der alte Prediger, „die Pflanze, wovon wir eben redeten, wächst in den Ritzen der Felsen.“ — „Ich will sie wol finden,“ rief ich, und sprang hinweg, ehe die weise Warnung: Verirre dich nicht zwischen den Felsen! mein Ohr erreichte. Ich ging und suchte zwischen den mir unbekanten Felsen, ließ keinen Ort undurchsuchet, hörte nicht das Rauschen des Stromes, der einige Meilen von unserer Wohnung war; sah nicht, daß der Tag began sich zu neigen; endlich sank ich ermüdet am Eingang einer dunklen Höle nieder; eine frische Quelle sprudelte aus dem Felsen hervor, und kein Nektar hätte mich mehr erfreuet. Ich legte meinen Kopf auf einen bemoosten Stein, wolte nur einen Augenblick ruhen, und dann zu Hause eilen: aber der Schlaf schmiegte sich um meine Stirne, und die lieblichsten Gestalten tanzten in meiner Fantasei umher. So glücklich war mein Zustand; als aus der Tiefe der Höle eine traurige Stimme sich erhub. „Fritzel wo bist du? Wird deine Hand nicht meine Augen zudrücken? Soll ich nicht mit kalter Hand dich noch einmal segnen? O, es wird mir so schwarz vor den Augen. Ach! ich höre das Rieseln der Quelle; wenn nur ein Tropfen Wasser meine heißen, trocknen Lippen berührte!“ — Ich sprang auf, füllte meinen Hut mit Wasser, und eilte in die Höle. „Fritzel bist du es?“ sagte

die

Digitized by Google

die halbtodte Frau; — „Nein, liebe Frau,“ rief ich, „aber gern will ich dein Fritzel sein. Kan ich dir helfen? Hier ist Wasser.“ — „Gott möge dich einst so in den Stunden der Leiden erquicken; vielleicht hält mich diese Labung hin, bis der liebe Sohn wieder kömt. Sage, wo ist er?“ — „Gute Frau, ich will ihn herbringen.“ — „Nein,“ sagte sie mit schwacher Stimme, „er kömt gewiß so geschwinde, wie er kan, zurück; es ist ein gar zu gutes Kind. Dreißig Meilen von hier lebte ich mit meinem Manne, weder arm noch reich; denn jeden Tag gewan der gute Mann, was zu unserer Haushaltung gehörte. Plözlich starb er, dies gab auch mir den Tod; ich fühlte, wie täglich das Uebel zunahm. Hier im nahen Dorfe habe ich Anverwandte. Ich nahm meinen Stab, einen Krug Wasser und meinen Knaben an der Hand. Ich wolte hin zu ihnen, sie anflehen, sich meines Kindes zu erbarmen, und sterben. Es wurde mir aber so schwer, diesen lezten Felsen zu ersteigen; ich fühlte schon die Kälte des Todes; ich beschrieb meinem Knaben den Weg. „Eile, und bringe sie mir hieher!“ sagte ich, „und sank auf meine Knie in dieser Höle.“ — Kaum hatte sie ausgeredet, so stürzte Fritzel herein; Schmerz und Verzweiflung las man in seinen Zügen; die Anverwandten hatten ihn verstossen. „Mutter!“ sagte er, und sank neben ihr hin. „Ich verstehe dein Schweigen,“ sagte mit halb erloschener Stimme die zärtliche Mutter. „Also keine Hülfe? ich muß dich so nackend wie du auf die Welt kamst, verlassen? aber vergieb, Gott, meine Angst! du bleibest ja sein Vater!“ — „Mutter!“ sagte ich, und heiße Thränen quollen mir aus dem Auge; „ich will deines Fritzels Bruder sein! Nie wollen wir auseinander; so lange wie ich ein Stück Brod habe, soll die Hälfte sein seyn.“ — Die Sterbende erhub sich mit einem himlischen Lächeln, wolte mich segnen; aber ehe sie redete, sank sie todt zu-

Digitized by Google

zurück; der Knabe stürzte auf die kalte Hand. Ich riß ihn weg; wir kamen schweigend in dunkler Nacht zu Hause; alles war noch wach, denn der geliebte Sohn fehlte. Die Frau wurde unter dem Hügel begraben, und Fritzel wurde wie das jüngste Kind angesehen.

VII. Der Schrecken.

O! hätte ich damals, lieber Hensler, auch deine mächtige Kraft gehabt, blaße, schwache Körper zur neuen blühenden Stärke der Jugend umzuschaffen; hätte ich so oft wie du den geliebten Gatten der trauernden Frau wieder geschenkt; oder das geliebte, einzige Kind der verzweifelnden Mutter blühend wieder in die Arme gegeben; hätte ich auch schon so oft wie du, die sterbende Lampe mit neuem frischen Oel für manches Jahr gefüllet; ich hätte doch nicht die geliebte Großmutter retten können. Seit einiger Zeit schien sie mir stiller; da sie aber nie mehr des Traumes erwähnte, so wagte ich nicht mit ihr davon zu reden. Des Abends gingen wir noch unter die alten Fruchtbäume. Es war wunderschön, und sie sagte: „Karolina, laß mir hier unter den Baum, wo dein Ferdinand herunter fiel, die süße Milch bringen!“ Fritzel sprang und brachte sie. Sie sprach lange von Gott und der Ewigkeit. Nun gingen wir alle zu Bette: aber der Traum meiner Großmutter, ihre Stimmung ängstigten mich. Ich schlich mich hinauf, und sah daß sie las, und daß ein Licht die Stube erhellte. Gott! hätte ich mich damals hineingewagt! Ich ging wieder hinunter, und bald überfiel mich der Schlaf. Auf einmal hörte ich Fritzels Stimme; er schrie gewaltig; ich sprang hinaus; das ganze obere Stockwerk war in Brand; ich wolte die Treppe hinauf: aber Fritzel stürzte mir mit halb verbranntem Kleide entgegen.

Er

Digitized by Google

Er hatte schon umsonst versucht die Großmutter zu retten. Wer kan wagen, hier ein Gemälde von unserer Trauer zu schildern. Mein Vater, meine Mutter, wir alle vergaßen, daß fast unser ganzer Reichthum nur Asche wäre; allein der Gedanke an die Geliebte erfüllete unsere Seele. Die Menschen, die durch den Verlust nicht so hingerissen waren, suchten die Flamme zu hemmen; aber umsonst. Ehe die Morgenröthe erschien, war alles dahin, und nur die Großmutter forderte ich von Gott mit heißen Thränen zurück.

VIII. Der Abschied.

Wir wohnten in einer kleinen Hütte im Dorfe. Der Einwohner Vermögen schien unser zu sein; wenn sie uns helfen konten, sah man, wie es ihr Glück erhöhete; und, hätte die Großmutter gelebt, ich hätte nicht getrauert. Aber auf einmal wurde mein Vater schwermütig; ich las in seinem Blick, es wäre nicht der Verlust des Brandes; es wäre nicht der Tod der Großmutter. Oft nahm er mich bei der Hand, wolte was sagen; eine Thräne zitterte ihm im Auge, und er konte es nicht aussprechen. Meine Angst bei seinem Seelenleiden war unaussprechlich; doch wagte ich nicht ihn zu fragen. Einmal gingen wir beim Mondschein rund um das verbrante Haus; ich suchte noch immer zwischen der Asche, und wolte die der geliebten Großmutter entdecken. Der Mond schien hell, und ich sah, daß mein Vater weinte, und daß sein Auge starr auf mich sah. Ich konte mich nicht mehr halten; ich sank zu seinen Füßen. „Bester Vater! welches schreckliche Geheimniß quälet Ihr Herz?“ — Er stürzte mir in die Arme, und rief: „Wir müssen uns trennen! Gott sei Dank, nun ist es über meine Lippen; nun wird es mir leichter, dir alles zu sagen. Karolina muß es nicht wissen, aber bei dem

Brande

Brande ist fast unser ganzes Vermögen vergangen. Die liebe Gattin, die zärtliche Mutter würde aus Sorge für uns keine Freude des Lebens mehr genießen. Ach, Karl, alle meine Plane für dich sind dahin. Lies diesen Brief, und beantworte ihn. " — Ich nahm zitternd den Brief. Er war von einem weitläuftigen Anverwandten; der hatte unser Unglück gehöret, und erbot sich mich zu sich zu nehmen, und mich studiren zu lassen. — Von jemand anders als von meinen geliebten Eltern abzuhangen, war ein Gedanke, der mir das Herz zerriß. Aber auf einmal sah ich meine Eltern alt, und mich als ihre Stüze. Ich rief aus voller Seele: „ich will zu ihnen! — Nun verflossen einige Monate; nur eben keimte das helle Grün hervor. Die Luft war voll aromatischer Düfte; ich besuchte jeden theuern Ort, ging mit Fritzel nach der Höle; mischte meine Thränen mit dem sprudelnden Wasser der Quelle; wandelte die lezte Nachs meines Dortseins um das verbrante Haus, und hofte, daß die geliebte Großmutter mir noch erscheinen würde. Eiskalt lief es mir über den Rücken, da die Morgenröthe erschien; es war die lezte, die ich hier sehen solte. Vom Weinen müde, schlummerte die Beste der Mütter; ich nahete mich ihr, küßte ihr die Hand, und Fritzel riß mich weg, denn mein lautes Schluchzen hätte sie gewecket. Mein Vater sprach zu mir, wie ein Mann, wie ein Christ: Aber schnell erschien wieder der liebende Vater, und seine Thränen flossen auf meine Stirne, da sein Segen mich stärkte. Ich warf mich in den Wagen; Fritzel fuhr rasch zu, aber auf der Höhe kam ich erst zu mir selbst; das Thal entschwand meinen Augen, und mir war zu Mute, als wenn ich in den Schlund der Hölle solte.

Digitized by Google

IX. Sein Bildniß.

Endlich kamen wir an. Es war ein langer, hagerer Mann, der uns empfing. Sein rother plüschner Rock spiegelte sich auf allen Seiten, und seine Flachsperücke hatte längst keinen Puder geschmeckt. Er hatte feurige Augen, und einen Zug am Munde, der mir bewies, es wäre kein harter Mann. Nun solte Fritzel weg. Er sah, wie heftig ich dabei litte; ich mußte ihm erzählen, wer er wäre. „Nun, da du selbst nichts hast, wird dein schönes Versprechen ihm viel helfen," rief er am Ende meiner Geschichte. Ich fühlte, daß ich blutroth wurde, doch hielt ich mich zurück, und warf auf den Alten einen Blick voll Verachtung. Er that nicht, als wenn er es merkte, und befahl ganz kalt, Fritzel solte hier bleiben. Ich stuzte, das glich seiner harten Rede so wenig: aber ich vergaß es schnell und war nur dankbar. Ein Tag glich dem andern bei dem Alten; wenn er den ganzen Morgen in seinen dicken Büchern, bei dem dicken Rauche der Pfeife studiret hatte, ging er des Nachmittags, wann es sanfte Luft war, in ein Gärtchen hinter seinem Hause, wo hohe Mauern, Sonne und Mond fast den Eingang verboten. Da schrieb er bittere Rezensionen gegen die Bücher, die mit giftigem Athem die heiligsten Gegenstände anhauchen; oder er erhub mit Feuer den edlen Mann, der die Kentniß des Wahren und Schönen erweitert hatte. Mein Anverwandter war wahrlich ein guter Mann: aber der ewige Umgang mit den Büchern hatte seinem Charakter eine gewisse Härte gegeben, die den freundschaftlichen Besuch liebender Menschen bald verbannet hätte, und er hatte seit einigen Jahren so wenig gesprochen, daß ihm das Schweigen ein wahrer Genuß war.

X. Das

Digitized by Google

X. Das Goldstück.

Ich fing an den Alten recht herzlich zu lieben. Er hatte, es ist wahr, was rauhes, was widriges; er stieß mit harten Worten den Bittenden zurück; aber schnell ergrif ihn sein gutes Herz, er wand sich, gab mit voller Hand, und verließ nie den Nothleidenden, dem er einmal gedienet hatte. In seiner Jugend hatte er ein ofnes Herz gehabt, seine Liebe war rauschend entgegen geströmet: aber hier war er kalt empfangen worden; hier hatte ihn ein Freund verlassen, auf den er wie auf einen Fels bauete; dies hatte ihn aufgebracht; er war ein zu guter Christ, um die Menschen zu hassen; er half ihnen, wenn er konte; aber das Feuer seines zur Liebe gebornen Herzens flamte nur für Gott und die Wissenschaften. Ich war recht glücklich bei ihm; den ganzen Tag studirte ich; wenn ich zum Reden Lust fand, war mein Fritzel da, und des Abends ging ich botanisiren, oder in einen schönen Garten, der am Fuß des Flusses vor dem Thor lag; gedachte an meine Kindheit, an meine Eltern, und an die theure Großmutter. Einst ging ich des Abends; auf einmal sah ich am Ufer des Flusses ein Kraut, das ich längst umsonst gesucht hatte; ich näherte mich freudig dem Funde. In dem Weg, den ich verließ, kam ein alter Mann; seine Gestalt hatte noch Ueberreste von Größe; man sah, daß die Hand, die nun bat, einst wohl gegeben hatte. Es kam ein junges Mädchen; sie wandte mir, da sie ging, den Rücken. „Lieber Mann, hier hast du eine Kleinigkeit!“ — „Dank, Jungfrau! heut Abend werden meine kranke Frau und die fünf nackten Kinder doch zu essen haben.“ — „Eine kranke Frau?“ sagte von neuem die angenehme Stimme, „fünf nackte Kinder? Hier, lieber Mann, sagte sie, und gab ihm ein Goldstück, das einsam im Beutel war.“ — „Ich muß das Mädchen sehen!“

Digitized by Google

rief ich, und mit zwei Sprüngen war ich vor ihr: aber ich hatte kaum in ihr Gesicht gesehen, so hätte man mir ein Königreich anbieten können, und ich hätte nicht das Herz gehabt mich ihr zu nähern. Was ich damals empfand, kan ich nicht beschreiben; es war mir schmerzende Wonne; meine Augen waren auf sie geheftet, erröthend bemerkte sie es, und eilte fort. Kaum war sie verschwunden, so erwachte ich wie aus einem Traume. „Wo ist sie?“ rief ich; lief auf den alten Mann zu: „wo ist sie?“ — „Der Engel, der mir das Goldstück gegeben hat?“ — „Wer anders?“ — „Das weis ich nicht.“ — „Nicht?“ rief ich heftig, und suchte umsonst den ganzen Garten durch. Es wurde so dunkel, daß, wenn ich ihr begegnet wäre, ich sie unmöglich erkant hätte, und doch suchte ich sie. Endlich stieß ich in einem dunklen Gange an Fritzel, der mich ängstlich suchte. Ich ging schweigend zu Hause, und hätte den Abend gern den alten Mann geküßt, daß er gar nicht sprach. Die ganze Nacht, wann ich aus einem schweren, kurzen Schlummer erwachte, fragte ich mich: ob nicht die ganze Begebenheit im Garten eine Erscheinung gewesen wäre?

XI. Die seltne Pflanze.

Der Alte hatte vielleicht die Nacht einen angenehmen Traum gehabt; denn er war zum erstenmale sehr gesprächig, und ich, der die ganze Nacht umsonst den Schlaf angeflehet hatte, mir nur noch einmal die Geliebte zu zeigen, ich war sehr mürrisch. Doch, da der Alte mit vollem und warmen Herzen von der Natur, von dem Punkt, den die Menschen im unermeßlichen Großen sind, sprach; so riß er mich hin, und das Mädchen verschwand auf einige Augenblicke. Die Reden meines Anverwandten schienen mir in dem Geschmack meiner Groß-

mutter

Digitized by Google

mutter zu sein; und dies gab meinen Empfindungen eine andere Wendung: aber auf einmal kam mir der Gedanke: wie hätte die Großmutter das süße Mädchen geliebet! und nun war ich wieder fort. Da ich wieder zu mir kam, sagte der Alte: „Karl, hier in der Stadt ist ein Hofrath von Hackstein. Er hat eine berühmte Samlung von Kräutern. Besuche ihn heute; sage ihm, du wärest mein Anverwandter; er wird dir gewis seinen Reichthum zeigen; und bitte ihn und seine Nichte, uns einmal zu besuchen.“ — Dreimal hatte man mir schon die Wohnung des Hofraths beschrieben; ich dachte nur: wo wohnet der Engel? und endlich mußte mich Fritzel, der schweigend über meine Zerstreuung staunte, dahin führen. Ein kurzer dicker Mann, auf dessen Gesicht sich ein Zug in dem andern ganz verlor, und der wahrlich selbst zum Pflanzenreich gehörte, empfing mich. Er zeigte mir mit langer Vorrede jedes Kraut, beschrieb mir, wie er sie getrocknet, wie er die Farbe gerettet hätte, von dieser Art wären kaum zehn gefunden. Endlich sagte er: „junger Mann, sie sind würdig, das seltne Gewächs zu sehen, das ich allein in Deutschland besize.“ — „Nichte! Nichte!“ rief er mit einer feinen, durchdringenden Stimme. Sie kam schnell, in häuslicher, reiner Kleidung; die blonden Locken hingen den schlanken Rücken hinab. Sie kam, und vor mir stand sie, die meine ganze Seele erfüllte. Sie erkante mich gleich, wurde blutroth, schlug die schönen Augen nieder, und war verlegen. Ich schwieg; zu heftig waren meine Empfindungen. Mein Onkel wird gleich wiederkommen. Gleich? rief ich ängstlich, und nüzte doch so albern die Zeit. Ich schwieg wieder; doch sprachen meine Augen so lebhaft, daß sie nach der Kräutersamlung ging. „Haben Sie alle diese Namen auch hübsch behalten? fragte sie sanftlächelnd? „Sagen Sie mir,“ rief ich feurig, „sagen Sie mir den einzigen Namen, den ich selbst im

Digitized by Google

Tode nicht vergessen werde. O, sagen Sie mir, wie heissen Sie? " — „Marie," sagte sie halb erschrocken; doch entfloh nicht ganz ihr Blick dem meinigen. Marie! Marie! ja, so mußte auch der Engel heissen! Nun kam der Hofrath angewatschelt; er zeigte mir das Gewächs, und, solte ich heute sterben, ich könte nicht sagen, wie die Farbe, wie die Gestalt des berühmten Krautes war. Mein Auge hing an Marien; und wäre in dem Augenblick die ganze Welt untergegangen, ich hätte sie allein gesehen. Ich verlor mich in Lobreden über das berühmte Kraut, und nun brante mir auf dem Herzen die Bitte meines alten Verwandten an den Hofrath, ihn bald zu besuchen. Er versprach es. Marie leuchtete mir die Treppe hinunter, und ich stolperte, als wenn egyptische Finsterniß mich umgeben hätte.

XII. Die Wasserfahrt.

Der Hofrath und Marie besuchten meinen Anverwandten, und nun wurde es Fritzel inne, warum es gar nicht mehr mit dem Botanisiren gehen wolte, und warum ich oft das Kraut, welches ich in den Händen hatte, suchte. Unser kleiner Garten, wo selbst die Luft fehlte, schien mir neben Marien ein Elysium. Doch waren die Augenblicke des Alleinseins so kurz, daß ich nicht Zeit hatte, genug Herz zu gewinnen, um mit ihr zu sprechen. Fritzel kam auf einmal angesprungen. „Morgen ist des Alten Geburtstag; schlag' eine Partheі nach der Mühle vor; die Alten fahren, weil es des Abends kalt ist, in dem grünen plüschenen Wagen, und wir jagen in der Kariole voraus." Ich fiel Fritzeln um den Hals, küßte ihn so feurig über seinen glücklichen Einfall, daß Marie darüber errötheta. Ich schlug es vor, der Alte entdeckte darin, nur einen Beweis der Liebe und Hochachtung gegen ihn; er dankte mir, und ich wagte nicht seinen Glauben

zu

Digitized by Google

zu zerstören. Marie saß in der Kariole, ich neben ihr. Fritzel sprang hinten auf, und unsere Schutzengel müssen ein wachsames Auge auf uns gehabt haben, sonst hätten wir tausendmal den Hals gebrochen. Es ging am Rande der tiefen Abgründe im schnellen Galop, und dabei ruhete doch allein mein Blick auf Marien; vom Wege wußte ich nichts in der Welt. Fritzel mußte mich wahrlich von ganzer Seele lieben und keinen Funken der Feigheit haben, um mit kaltem Herzen bei dem Wagestück zu schweigen. Wir kamen anderthalb Stunden früher als die andern an. Marie und ich gingen Arm in Arm unter den hohen Buchen, und mir schwebte das Bekentniß der ewigen Liebe auf den Lippen, als sie meinem Arm entwischte, und am Ufer des Baches, leicht wie ein Reh, hinhüpfte. „Ein Boot!“ rief sie, „o, Karl, lassen Sie uns auf dem Wasser fahren.“ — Fritzel kam, und wir stiegen in den langen, schmalen Fischernachen. Wir ruderten stark, es war warm; Marie nahm ihr Tuch und wischte mir die Stirne ab. Nun saß sie in Gedanken, und das Tuch entglitt ihrer Hand. Sie bückte sich, um es dem Strome zu entreissen, verlor das Gleichgewicht, und fiel ins Wasser. Ich stürzte ihr nach, und brachte das süße Mädchen ans Ufer. Ihre Augen waren geschlossen. Mit der Stimme der Verzweiflung rief ich: „um Gotteswillen Marie, wie ist dir?“ Sie öfnete die schönen Augen, und sagte liebend: „wohl, ganz wohl!“ Nie war ich glücklicher. Nun sagte ich in einer Minute tausend und tausendmal: „ich liebe dich! Sie bekante es schweigend; denn, wenn ich sagte, „liebst du mich?“ so nickte sie mit unbeschreiblicher Grazie mir ein holdes Ja zu. Fritzel stieg auf den Taubenschlag und sah die Alten von ferne. „Sie kommen, sie kommen!“ rief er. Marie gieng schnell und trocknete die weißen Strümpfe an dem Küchenschornsteine; und da die Alten kamen,

Digitized by Google

schienen Fritzel und ich beschäftiget, uns auf zwei Waldhörnern so weidlich zu üben, daß die Jagdhunde der Gegend gar jämmerlich heulten. Es war einer der glücklichsten Abende meines Lebens. Die Natur war mir immer theuer gewesen; aber nun erschien mir alles, als wenn ich es im magischen Spiegel erblickte; es war die Zauberkraft der Liebe. Marie war in die ganze Natur verwebt, und jeder Genuß bezog sich auf sie. Beim Zurückfahren wurde das Pferd sehr geschonet. Zwo Stunden eher als wir, waren die Alten zu Hause, und fast hätte der Hofrath über das Zögern gezürnet.

XIII. Der Brief.

Also bist du die Meine? Bis in der Ewigkeit die Meine! und was wäre der Himmel, wenn du mir dort entrissen würdest? aber unsere Seelen sollen so in einander verwebt sein, daß, wenn einer zuerst auferstünde, die große Hälfte seiner Seele ihm fehlte. Mir ist eine ganz neue Welt des Glücks, der Wonne nun offenbaret. Du bist die Schöpferin dieser Welt; Marie ist die Beherscherin, und, ewige Huldigung habe ich ihr geschworen. Ich muß bekennen, ich hatte noch nie an die Liebe gedacht. So lange meine Großmutter lebte, füllte sie meine Seele, und warlich es war ein Schatten von dem lebhaften Gefühl, das ich für dich empfinde. Seit ihrem Tode war meine Seele noch zu voll von ihrem Andenken, um eine Leere zu bemerken: aber da Du, Liebe, erschienest, war mein Herz ganz Dein, und eh ich dachte ob es Liebe wäre, war mein Herz ewig an dich gefesselt. O! Marie, jedes Leiden deiner sanften Seele ist mein. Da ich dich nach deinen Eltern fragte, war deine Stimme verändert; du schienest bei der Erzählung ihres Todes verlegen. Hätte Maria ein Geheimniß für ihren Karl?

XIV. Das

Digitized by Google

XIV. Das Wiedersehen.

„Kein Wörtchen Antwort?“ sagte ich, und schüttelte gewaltig Fritzels Arm. „Nein Karl! aber ehe die Sonne untergeht ist sie im Garten. Ein Augenblick Unterredung hat mehr Leben als ein ganzer Foliant Briefe. Lieber Karl, hüte dich vor dir selber; deine Seele ist so hoch gestimmt, daß bei dem geringsten Widerstande alle Saiten durcheinander wüten.“ — „Du hast recht, Fritzel; ich will ruhiger sein.“ — Doch hätte ich gern mit doppelter Schnelligkeit die Erde beflügeln wollen; denn ach! zum Abend krochen die Stunden, und tausendmal war meine Seele ihnen vorgesprungen. Nun war ich auf derselben Stelle, wo ich den Engel zum erstenmal gesehen hatte, und mit schnellen Schritten kam sie den schlängelnden Gang herab. Vergessen war, daß sie nicht meinen Brief beantwortet hatte; kein Miston war in der Harmonie der Liebe. Auf einmal bemerkte ich, daß die schönen Augen vom Weinen roth waren, und daß selbst die Freude beim Wiedersehen nicht ganz den Zug der Schwermut aus dem lieblichen Gesicht weggewischt hatte. „Marie, warum diese Trauer? Du hast geweinet?“ Ich drückte sie fest an mein laut klopfendes Herz. „Bist du denn nicht die Meine?“ — „Die Deine?“ sagte sie ängstlich, und Thränen zitterten wie ein Schleier über die himmelblauen Augen. „Nicht die Meine! Also habe ich nur einen schönen Traum geträumet. Du liebst mich nicht, hast die warme Stimme des Mitleides für Liebe angesehen;“ und ich lachte, wie man nie lachen solte. Die sanfte Marie erschrack: „o Karl!“ sagte sie, und schmiegte sich meinem Herzen näher; „Karl!“ und nahm meine Hand, auf welche die warme Thräne der Liebe sank, „vermehre nicht meine Leiden!“ — „Bist du mit jemand anders versprochen? rief ich mit der

Stimme der Verzweiflung." — „Ich?" sagte sie, mit einem halben Blick des Zorns; wie konte mein Karl dies fragen?" — Das Mein schafte meinem Herzen wieder Luft; ich sank vor sie hin. „Nun, meine Marie; du bist allein in dieser Welt, deine Eltern sind todt, die meinigen leben, und doch schwöre ich dir, heute am Fuß des Altars, würde ich der Deine, eilte mit dir in ihre Arme, und ihr Segen würde, wo möglich, unser Glück erhöhen. Du bist ganz frei; dein Oheim ist dir, wenn du wilst, nichts. Du liebest mich. Leben ohne dich ist Tod. O, Marie! mein Weib! schwöre im Angesicht des Himmels die Meinige zu sein!" — „Gott! Gott! ich kan nicht!" — „Du kanst es nicht?" rief ich wütend; sprang auf, und lief, bis ich mit der Stirne gewaltig gegen unsere Hausthüre rann.

XV. Die Erzählung, oder ein Brief.

Karl, wo bist du? Schrecklich war deine Wut! Nie vergesse ich, wie du mit kalter, spottender Miene mir sagtest: Du kanst es nicht? Hier auf meinen Knieen liege ich; du theurer Vater! irrest du in den Wohnungen des Himmels, so wirst du gewiß verzeihen; und kömst du wieder wieder zurück, so wirst du fühlen, daß ich dem Geliebten meine Unschuld entdecken mußte. Denn was ist alles Unglück gegen das, von dem, den man liebt, verkant zu sein? Karl! ich spreche dein Herz frei; du hättest vielleicht ganz deiner Marie trauen, ihre Liebe in jedem Athemzuge, in jedem Blicke lesen; ihr Geheimniß wie ein Heiligthum ehren, und fühlen sollen, wie sehr auch mein Leben von deinem Glück abhängt. Aber, Lieber, die Leidenschaft riß dich hin, und wenn du diese Zeilen wirst gelesen haben, wirst du mir in die Arme stürzen, und Vergebung in meinen

lie-

Digitized by Google

liebenden Auge lesen. Karl, du Einziger! ich bin nicht frei! Wenn ich es wäre, ich zauderte keinen Augenblick, und theilte mit dir jede Freude, jede Trauer des Lebens; und wenn auch der Sturm über meinem Haupte wütete, ich würde ihn mit dir ohne Schrecken vernehmen. Beßter, ich will nicht dem lauten Klopfen meines Herzens horchen; denn, ach! sonst würde meine Erzählung kein Ganzes, und die Liebe würde jeden Augenblick den Faden der Geschichte zerreissen. — Meine Mutter war die einzige Tochter eines reichen und edlen Grafen. Sie verlor, ehe sie das Gängelband abgelegt hatte, die geliebte Mutter. Nun wurde ein Mädchen von gutem Hause, zu stolz jemanden zu dienen, durch die lezten Bitten meiner sterbenden Großmutter bewogen, meine Mutter zu erziehen. Angelika, so hieß das Mädchen, hatte die feurigste Einbildungskraft; ihr schöner Pinsel, der mit dem Kolorit des Lebens jede Gestalt beseelte; hatte eine unbeschreibliche Grazie; jede lezte Figur, die man von ihr erblickte, schien immer die schönste, und kaum konte man sie bereden, ihre idealische Welt zu verlassen, um sich der Erziehung meiner Mutter zu weihen. Aber es war die lezte Bitte einer sterbenden Geliebten. Ihr Herz verbot ihr das Nein; und die lezte Gestalt, die sie malte, war meine Großmutter, die mit flehendem Blick ihr das Kind in die Arme warf. Nun wurde also meine Mutter Angeliken ganz allein überlassen; sie gab ihr ihre reine, schöne Seele, aber auch ganz das Schwärmerische, das Romanhafte, und dabei hatte meine Mutter das jugendlich feurige Herz. So gestimmt kam meine Mutter in die große Welt. Alles war ihr Miston; alles schien ihr so kalt, und nur in ihren Büchern fand sie die Welt nach ihrem Herzen. Angelika wurde geliebt, geehrt, und ihr jüngster Bruder Eduard wurde mit Freude vom Grafen, meinem Großvater, empfangen. Aber, ach! wie schlug das Herz meiner Mutter, da sie

Digitized by Google

den Jüngling mit feurigem Blicke, und mit einer Gestalt, die ganz Harmonie war, vor sich sah. Karl! mein Herz sagt mir, mein Vater mußte dir gleichen; denn, ach! sonst hätte er die liebende Mutter nicht ganz hingerissen. Sie kämpfte nicht einen Augenblick gegen ihre Liebe. Warum solte ich nicht den edlen Jüngling lieben? seine Seele ist meiner werth; was ist Geburt? Oft überraschte Angelika sie, wenn sie mit Feuer der Liebe an ihren Eduard schrieb; die Briefe kamen aber nie fort; denn meine Mutter beschwor umsonst Angeliken, ihre Liebe zu unterstüzen. Angelika war zu edel, und lies meiner Mutter keinen Zweifel, daß sie Eduarden entfernen wolte. Nun kamen alle die großen Bilder von Aufopferung des Glücks für den Geliebten in die Fantasei meiner Mutter zurück. Ohne zu zaudern, warf sie ungesehen Eduarden einige Zeilen in die Hand. „Morgen früh sei im Garten.“ Mein Vater liebte von ganzer Seele das holde Mädchen, sah wie sie fest an ihm hing, und ach! die Vernunft sprach schwach; denn jeder Pulsschlag war dem Mädchen geweihet. — Er kam zur bestimmten Stunde. Freudig kam ihm meine Mutter im leichten Morgengewande entgegen. „Eduard!“ sagte sie, mit feierlicher Stimme, „wilst du mir bis in den Tod getreu bleiben? Knie und schwör es!“ — Mein Vater schwur mit ganzer Seele. „Schwörst du auch, meinem Willen ganz zu gehorchen?“ — „Ja!“ rief er feurig; „mein Leben ist dein, befiehl, und ich gehorche.“ Sie sank ihm in die Arme. „Also, Eduard, bin ich die Deine? Angelika wird mich nicht verstoßen können, wenn ich in ihre Arme sinken, und mit voller Seele rufen werde, ich bin deine Schwester.“ Eduard taumelte; er konte den Gedanken nicht fassen: sie ist die Meine! „Aber,“ stotterte er, „dein Vater? — „Mein Vater? Ja, sein Andenken allein zerreisset mein Herz: aber wenn ich nicht die Deine werde, so hat er mich

mich doch verloren." — „Nein, rief Eduard, und stieß meine Mutter sanft zurück. Ich solte ihm sein einziges Kleinod entreissen? Nein, Marie, ich bleibe dir treu bis in den Tod: aber eile zu dem geliebten Vater, und vergiß den unglücklichen Eduard." — „Ich dich vergessen?" rief meine Mutter feurig. „Also wilst du mich verlassen? Ich solte einem andern angehören? und dein Bild solte nur dies Herz füllen? Wehe mir! Also in den Tiefen eines Klosters zurückschaudern, wenn jeder Heilige nur deine Züge hätte; wenn jeder Name nur der Deinige wäre! Eduard, mein Vater wird uns verzeihen; er liebt mich, und mein Glück muß ihm dann alles sein." — Ach! die beßte Mutter konte nicht den harten, stolzen Mann! Wie konte mein Vater widerstehen? Sein eignes Herz und die Worte der Liebe rissen ihn hin. „Morgen Abend soll die Nichte meiner ersten Kammerfrau verheirathet werden. Gold, der Feind des Guten, hat sie gewonnen, und wir nehmen die Stelle des wahren Paares ein. Wann die Glocke sechs schlägt, bin ich am Fuß des Altars, und in der Gegenwart Gottes dein Weib. Aber du hast versprochen zu gehorchen; nie sehen wir uns dann mehr allein! Wenn die Tugend mir minder heilig würde; ich wäre des Zorns meines Vaters werth! keine Macht soll uns trennen können: aber mein Vater soll ohne Erröthen seine Marie wieder zu Gnaden annehmen." — Den ganzen Tag war meine Mutter unruhig; sie fiel Angeliken um den Hals, weinte, wolte etwas sagen und schwieg. „Ich will freie Luft schöpfen;" sagte sie. Als die Uhr halb sechs schlug, eilte und küßte sie mit inniger Wehmut das Gemälde ihres Vaters, nahm den Schleier, und mit blasser Wange ging sie zitternd die Treppen hinab. In weniger als einer Stunde war sie wieder da. Sie schien viel ruhiger; nur ruhete lang ihr Blick schweigend auf dem Vater, und mit Mühe unterdrückte sie die

Digitized by Google

die schnelle Thräne. Angelikens entging nichts von allem diesen: aber diese glaubte in jedem Seufzer, in jeder Thräne Eduarden zu sehen, so schwieg sie. Da sie des Abends allein waren, konte sich meine Mutter nicht länger zurückhalten. Sie sank in Angelikens Arme. „O,“ rief sie, „meine Mutter! meine Freundin! ich bin dein Kind; kanst du es verstossen?“ — „Verstossen? Meine Marie ist keiner unedlen That fähig.“ — „Unedlen? Nein, es ist die beste, edelste That; ich bin deine Schwester!“ — „Meine Schwester?“ rief Angelika, und sank blaß zurück. Sie sah gleich die Folgen der raschen Handlung. Sie ließ sich alles erzählen, und rief: „Wir sind verloren! alles wird entdeckt werden!“ — Meiner Mutter Seele wurde bald in täuschende Ruhe eingewieget, und ihr Herz war nur voll von dem lebhaften Sehnen, alles dem geliebten Vater glücklich offenbaren zu können. Einst, da sie des Nachts im süßen Schlummer lag, weckte sie ein heftiges Geräusch; man befahl ihr, sich schnell anzukleiden. Sie flehete; rang die Hände. Wären es Barbaren gewesen, sie hätte sie gerühret: aber niedrige Seelen, die sich zu so einer That erkaufen lassen, sind keiner Rührung mehr fähig. Sie droheten; halb todt gehorchte meine Mutter; wurde in einen Wagen geworfen, und sah sechsmal den Tag mit der Nacht wechseln, ehe sie ankam. Das alte Schloß lag in einem Kessel; eine Schwester meines Vaters empfing sie. Die Alte war ganz zahnlos; auf dem Kopfe hier und dort ein Haar, das von der Zeit vergessen zu sein schien, und dabei ausgepuzt, als wenn zehn Liebhaber von ihrem Blick abhingen. Sie erzählte schrecklich von ihrer strengen Tugend; wie viel sie der Männer mit stolzer Miene abgewiesen, wie oft sie im Stillen gezittert hätte, der eine oder der andere würde erblassen; doch hätte sie ihnen nicht einmal einen Handkuß erlaubet, „und Sie, Nichte, haben sich so

ganz

Digitized by Google

ganz vergessen!“ Meine Mutter weinte bitterlich. „Wo ist mein Eduard? meine Angelika? Auf ewig von ihnen getrennet! Denn, wo könte ich Trost und Hofnung zu glücklicheren Tagen finden?“ — Freudig wäre die Beklagenswürdige dem Tode in die Arme gesprungen; denn er konte allein die Wunden der Liebe heilen. Ihr Zustand war schrecklich; und doch hätte sie mit keiner Sterblichen getauschet; denn sie war und blieb Eduards Weib, und zweifelte nicht, er werde ewig der ihre bleiben. Die Furie der Eifersucht raubte nicht den einzigen Stab, worauf sie sich verzweifelnd lehnte; die Gewißheit, daß Eduard sie liebte, und nie vergessen würde. — Ein großer Garten mit hohen Mauern, an dessen Fuß ein rauschender Bach floß, worüber ein Steg schmal, wankend und halb abgebrochen, ihr selbst den Vorsaz verbot, sich darüber zu wagen, war ihr einziger Spaziergang. Am Ufer lag ein großer Stein, dort saß sie, warf Briefe, die sie in der Stunde der nächtlichen Ruhe mit Sehnsucht der Liebe geschrieben hatte, überließ sie dem schnellen Strome, und wähnte, sie könten zu dem Geliebten hinkommen; oder sie vermischte ihre Thränen mit dem hellen Wasser, angelte auch oft, und wenn sie einen springenden Fisch gefangen hatte, warf sie ihn zurück, und rief mit bitterem Schmerze: „genieße die Freiheit! Ich fühle zu lebhaft das Leiden des Gefängnisses.“ Vor dem Hause standen elende eingefallene Scheunen, und alte Buchen erhuben sich unter ihren Fenstern, wo die Nachteule mit ihren Jungen nur traurige Geschichten erzählte; denn so verstand meine Mutter ihr klägliches Geschrei. Zwei große hartherzige Doggen verboten den Nothleidenden den Eingang. Oft wenn die Armen vor dem eisernen Gitter fleheten, und nicht wagten die schrecklichen Thiere vorbeizugehen, eilte sie hinunter; aber die Alte brumte, denn sie war gegen die Armen jezo so hart, wie sonst gegen die Liebhaber. — An einem hellen Abend sah sie

einen

einen alten Greis vor dem Gitter, der den Hunden Brod zuwarf, und sie streichelte. Eine unwiderstehliche Empfindung brachte sie, wie einen Pfeil hinunter. Es schwand vor ihrem Auge Gefahr und Gefängniß; das Auge der Liebe erkante unter den schwarzen Haaren, dem verbundenen Kopfe und dem aufgebundenen Beine die blonde himlische Gestalt ihres Geliebten. Sie rief: „Eduard, Eduard!“ — Die Tante rief drohend. „Um zwei Uhr im Garten,“ sagte er leise, und sie lief zurück. Das Schreien der Nachteule schien ihr diesen Abend lieblich wie der Gesang der Nachtigall, und sie hörte mit Freundlichkeit die berühmte Geschichte ihrer Tante, wie auf einem Ball ihr ein Prinz den niedergefallenen Handschuh aufgehoben hatte. „Wie wird er kommen?“ sagte meine Mutter zu sich selbst? „Der Steg ist nur halb. Gott, wo ist er? Vielleicht kan meine Stimme ihm noch zurufen, ihn noch retten.“ — Todtenstille umgab sie; die alte Küchenmagd, die allein unten schlief, und fast ganz taub war, hatte nicht das Krachen der geöfneten Thüre gehört. Meine bange Mutter rufte: „Eduard, Eduard!“ Aber nur der Wind antwortete heulend. Auf einmal kam der Mond, Eduard stand auf der einen Seite des Stegs, wagte den Sprung, und war in ihren Armen. Was sie sich sagten, o Karl! das fühlen wir beide zu lebhaft; ich kan es nicht beschreiben, nur an deinem Herzen kan ich's erzählen. Er wußte längst nichts von meinem Vater; Angelika wäre mit fliegendem Haar zu ihm hineingestürzt, und hätte mit halberloschener Stimme gerufen: „sie haben dein Weib, meine Schwester, uns entrissen!“ — Seit dem Augenblick suche ich dich, du Geliebte, und jezt ist vergessen jede Gefahr, jeder Schmerz.“ — Der Herbst began; die Stürme jagten Ströme von den hohen Felsen hinab, und rissen die mächtigen Eichen, die einsamen Klippen mit sich in die Tiefe; der Steg zu schwach, ihrer Macht

zu

Digitized by Google

zu widerstehen, blieb; nur schwoll der Bach stark an; und doch, wenn auch finstre Nacht alles umhüllte, wagte der Geliebte den furchtbaren Sprung. Sieben Monde gingen dahin, und jede Nacht kam der Geliebte, und ach! meine Mutter vergaß ihren Vorsaz. Mit Freude und Zittern bemerkte sie die Gewisheit, daß nun bald ein Kindlein ihr Unglück theilen würde. Die Flucht war unmöglich, also wagte die Mutter dem alten spröden Fräulein alles zu entdecken; doch mußte ihr Eduard schwören, sich denselben Tag zu entfernen. Der Abschied war ihnen schrecklich; schon war mein Vater über den Steg, als er zurücksprang, um die Geliebte noch einmal zu umarmen. Ach, es war das leztemal. Die Alte wütete, da meine Mutter knieend ihr das schreckliche Geheimniß offenbarte. Der Graf, mein Bruder, soll alles wissen, und dein Urtheil sprechen. Bänger als jemand, der sein Todesurtheil empfängt, erwartete meine Mutter die Antwort. Sie hatte ihm die Wahrheit geschrieben, und hätte er sie geliebt; er hätte verziehen. Meine Mutter zitterte so heftig, daß sie den Brief nicht lesen konte. Die Alte brach ihn auf und las ganz kalt: „Verflucht sei die Mutter und das Kind!“ Meine Mutter stürzte zur Erde; ich wurde geboren, und die geliebte Mutter war mir entrissen. Mein Vater, der nicht entfernt war, hörte die Geschichte des Jammers, stürzte ins Haus hinein, rief: „Du Mörderin! wo ist mein Kind? küßte voll Verzweiflung die erblaßte Hand meiner Mutter, und floh weg mit mir. Beßter Karl, Angelika hat meine erste Jugend gebildet. Sie starb, die Edle, und deine Großmutter und sie lieben sich gewis im Himmel. Ich kam zu meinem Onkel. Ich war zehn Jahr, da erzählte mir mein Vater alles, was ich dir gesagt habe. „Mädchen,“ sagte er, „Liebe für dich, allein die Liebe für dich verbannet mich aus meinem Vaterlande von dir, die ich liebe. Ich gehe hin, unter Sklaven, denen man durch Unterdrückung jede

Kraft

Digitized by Google

Kraft der Seele weggenommen hat; dort will ich Reichthum gewinnen, und dann wird mit Freuden der alte Graf dich für sein Kind erkennen; dies war gewis der lezte Wunsch meiner Marie. Mädchen, siehe, was du mich kostest; nun gelobe mir, nie jemanden deine Geschichte zu erzählen, und versprich auch, daß, wenn ich in acht Jahren wiederkomme, deine Hand noch frei sein soll. Ich muß das Glück haben zu sagen: da ist das Mädel, liebe sie, so wie ich Marien liebte!" — Ich versprach es. Bester Karl, seitdem habe ich noch nichts von dem geliebten Vater gehört. In vier Wochen ist die Zeit verflossen. Kömt er nicht wieder: so trocknet die Hand der Liebe meine Thränen über seinen Verlust. Kömt er zurück, wie mein Herz es mir laut zuruft, so sagt er zu dir: „das Mädel ist dein! liebe sie, so wie ich Marien liebte!" Kom, Bester, zu mir, und sage, hätte ich anders handeln können?

XVI. Die Ferien.

„Sie ist die Tochter einer Gräfin. Der alte Graf soll sie für die Seinige erkennen. Fritzel, sattle mir das Pferd! Der Vater kömt reich zurück; bringt vielleicht einen Schwiegersohn mit. — Fritzel! sattle mir den Fuchs!" — Nun saß ich auf, wolte schon dem Gaul die Spornen geben, als Fritzel rief: „soll ich nichts, nichts an Marien sagen?" — „Ja," sagte ich, „heut über vier Wochen würde ich mein Todes- oder Lebensurtheil in ihrem Auge lesen," und in wenigen Augenblicken lag die Stadt weit hinter mir. Da die freie Natur mich umgab, wurde mir etwas besser zu Mute. Hätte ich doch nur einmal gedacht, vielleicht kömt der Alte arm zurück: so wäre mir gleich geholfen gewesen; aber, ach! ich sahe ihn nur mit schweren dicken Säcken voll Geld. Mariens Brief hatte ich im Busen; ich

lies

lies meinem Pferd die Zügel; las noch einmal ihren süßen Brief, und, da ich an die Stelle kam: kom zu mir! wolte ich eben so schnell zurück. Aber die Vernunft rief mir zu: noch mehr tödtenden Gift aus ihren Augen saugen? und das reiche Fräulein wird doch nicht dein! Hätte ich ihren Ahnenbrief gehabt, ich hätte ihn mit den Zähnen zerrissen. Ich liebte noch eben so feyrig Marien, aber es wurmte mich doch, daß sie im Taumel der Liebe nicht ihr Versprechen vergessen hatte. Da ich mich meinem Geburtsorte näherte, sah ich alles mit der lebhaftesten Rührung; es war alles mit Schnee bedeckt; auf dem hohen Felsen glänzte es, als wenn Diamanten darauf gestreuet wären. Erstarret war der sanfte Fluß, und die Kinder des Dorfs gleiteten in Eisschlitten mit mächtig stossenden Picken, schneller wie ein Pfeil hinweg. Am Ufer standen die jüngern Knaben, und riefen mit lautem Lachen: „fort, fort mich euch!“ und ließen die Schneebälle um ihre Köpfe fliegen. Von weitem erkante mich Phylax, und das alte Hündchen meiner Großmutter, das fast nie ihr Kissen verließ, kam mir mit wedelndem Schwanze entgegen. Ich wurde nicht erwartet, und fast war die Freude der liebenden Mutter zu heftig. Sie wurde blaß, aber bald war es vergessen, und mir ward ganz wohl in den Armen der geliebten Eltern. Ich will glücklich seyn, und nur für sie leben, rief ich mir zu. Den ersten Tag ging das herlich, und ich hofte, es würde so bleiben. Die ganze Nacht erschien mir Marie und die liebe Großmutter. Da ich aufstand, war ich schon Seelenkrank. Nun kamen die lieben Eltern, und ich mußte erzählen. Anfangs wurde es mir sehr leicht, ich lobte die Güte des alten Anverwandten, und wie sorgsam er allen meinen kleinen Bedürfnissen schweigend zuvorgekommen wäre. „Aber, Karl,“ sagte mir der Vater, „du erzahlest gar nichts von dem Hofrath Hackstein?“ Das Uebel fieng gewaltig an

zu wüten, ich mußte hinaus, und weinte bitterlich. Mit der Aengstlichkeit der Liebe folgte mir die sanfte Mutter; ich hatte mir tausendmal geschworen, du wilst nichts von ihr erzählen; aber nun konte ich mich nicht halten, umarmte meine Mutter, und sagte ihr alles, alles. Es wurde mir so wohl, als es den Blümlein auf dem Felde ist, wenn nach langer Trockenheit der Himmel das erstarrete Leben mit warmen Regen erquickt. So war mir zu Mute, als meine Mutter ihre Thränen mit den meinigen vermischte. „Aber," sagte sie auf einmal," vielleicht ist Mariens Vater todt." — „Todt?" rief ich. Der Gedanke war mir nie eingefallen; denn Marie schrieb: die laute Stimme meines Herzens sagt mir, er lebe, und nun konte ich keinen Zweifel haben. „Todt? ach wie viel wird dann die arme Marie leiden; denn ihr Herz ist so liebend, so treu." — Ich bin mir noch gut, daß ich mich selbst damals ganz vergaß. — Oder, arm. könt er wol wieder," sagte die gute Mutter, „denn sonst hätte er wol in acht Jahren einen Laut von sich gegeben." — „O, Mutter," sagte ich feurig, und sank auf meine Kniee, „das arme Mädchen werden Sie gewiß nicht verstossen. O, Karl! sie wird mir so theuer sein, wie du es mir bist. Ihr beide werdet nur eins in meinem Herzen sein, und mein beßter Seegen soll auf ihr ruhen; denn ohne sie kan nicht mehr der Meinige dich erquicken." — Glücklich ist der, der so eine Großmutter, wie die Meinige, hatte; aber doppelt glücklich, wer auch solche liebende Eltern hat. Nun war mir ganz wohl zu Mute. Entweder todt oder arm; denn sonst hätte er wol einen Laut von sich gegeben. Das war ganz natürlich; und die vier Wochen, die mich sonst gemartert hätten, gingen ruhig genug hin.

XVII. Der

Digitized by Google

XVII. Der Ball.

„Himmel und Erde,“ rief ich wütend, da ich von oben bis unten das Haus des Hofraths Hackstein erleuchtet sah. „Fritzel, was ist das? ist das Mädel Braut?“ — „Karl, der Vater ist gestern wieder gekommen,“ — „Es ist nicht mein Mann; kan nicht mein Mann sein; so hätte er sonst das Wiedersehen nicht gefeiert.“ Ich schlug mit dem Kopfe auf den Tisch. „Fritzel, wie viele Tausende bringt er mit?“ — „Karl,“ sagte Fritzel liebend: „Maria weinte die schmerzlichsten Thränen, als ich ihr deine Antwort sagte. — Ohne Abschied? ganz ohne Abschied,“ rief sie, „konte er mich verlassen!“ — „Höre Fritzel, wie ist der Ball?“ — „Maskirt; wer da will kan in den Saal hinein.“ In einem Augenblick war ich verkleidet an der Thüre des glänzenden Saales. Ich zitterte aber so heftig, daß ich mich kaum halten konte. — Marie war wie eine Vestalin gekleidet, ihre Wangen waren blaß; zerstreuet und traurig schien mir ihr Blick. Ich foderte sie zum Tanz auf. Ihr Herz sagte ihr: Karl ist der Mann! aber umsonst suchte mich ihr Auge zu erkennen. Ich tanzte schrecklich; und hundertmal fehlte wenig, ich wäre ihr um den Hals gefallen und hätte laut geweinet. Da der Tanz aus war, führte ich sie schweigend auf und ab, mir war so zu Mute, daß ich kaum ihre Hand halten konte. Ich sah mich um, bemerkte, daß niemand uns beobachtete, riß mir die Maske ab, und rief: „Bist du die Meine?“ — „Du hier?“ sagte sie, mit einer Stimme, wo Freude und Schrecken so in einander verwebt waren, daß ich nicht merken konte, welche Empfindung die Oberhand hatte. Die Schmetterlinge kamen wieder hüpfend um sie herum, und ich floh. Nun soll mir der Alte dran, dachte ich, und lief nach meinem Fritzel. Er mußte mir den Kopf verbin-

Digitized by Google

den, wie ein Bettler mich verkleiden; und da ich vor den Saal kam, lies ich mir das eine Bein aufbinden. Da Mariens Vater mich erblickte, erweckte meine Kleidung seine ganze Geschichte in der Tiefe der Seele: aber sein Blick war mir dabei nicht traurig genug. Er rief die sanfte Vestalin: „kennest du die Maske?“ — „Ich glaube, ja,“ sagte sie zitternd, und, hätte der Vater etwas geahndet, er hätte unser ganzes Geheimniß gewußt. Ich sezte mich neben den Alten, sprach viel mit ihm, und ach! es war nicht mehr der Eduard, der über den halb zerbrochnen Steg sprang; es war der reiche Mann, der selbst mit scharfer Hand die Sklaven zur Arbeit trieb. Ich hing an Mariens Seite; sie schien verlegen, und dies marterte mich mehr, als Worte es sagen können. Auf einmal trat sie vor mich hin: „So nahe und so fern von dir zu sein, quälet mich zu sehr. Karl! morgen Abend sei im Garten; Lieber, sei dort!“ — Fritzel zog mich aus, legte mich zu Bett, und noch wußte ich nichts von mir selbst.

XVIII. Sie kam nicht.

Ich ging immer schneller den Gang auf und ab. Je später es wurde, je fester biß ich die Zähne zusammen; ich hätte mein Leben mit Freude dahin gegeben, um eine der großen Zerrüttungen der Natur hervorbringen zu können; und hätte in die Hände geklatscht, wenn hier und dort Abgründe und Verwüstung mich umgeben hätten. Ich lief so schnell, daß ich fast allen Athem verlor. Auf einmal hielt mich Fritzel. Ziemlich unsanft nahm ich ihn bei dem Arm, warf ihn gegen einen Baum und schrie: „Du hast gelogen, das Mädchen liebt mich nicht!“ — „Karl,“ sagte er, und nahm mich so freundlich bei der Hand, als wenn ich ihn gar nicht beleidiget hätte, „hier ist ein Zettel.“ —

„Von

Digitized by Google

„Von Marien?“ rief ich, und machte ihn so schnell auf, daß ich ihn halb zerriß. „Karl, kanst du lesen?“ — „Meine Thränen sinken so schnell, und wischen alles aus; o, nähmen sie doch auch meine Leiden weg, oder tödteten mich schnell.“ — „Karl, erbarme dich meiner! — Ach! ehe ich geboren war, sank meines Großvaters Fluch auf mein Haupt; solte mein Vater mich auch verfluchen? Gott im Himmel erbarme sich meiner Unschuld, unserer Liebe.“ — Ich ging zu Hause, war ganz von Sinnen; mein alter Anverwandte bemerkte es; meine Züge waren verändert, und ich sah aus, als wenn ich von ohngefehr den Armen des Todes entronnen wäre. Zum erstenmale war er gerührt, und sagte mir mit der Stimme der Theilnehmung: „Karl, was ist dir?“ — „Was mir ist? das Mädchen ist reich, ein Fräulein!“ und mit einem Sprunge war ich aus der Thüre. Fritzel erzählte ihm alles, und sie beschlossen, ich müßte fort.

XIX. Marie an Karl.

Karl, ich muß noch einmal mit dir reden, du mußt mein Herz stärken. — Lieber, ich liege auf meinen Knieen, bitte dich, sei ein Mann. Rette mich und dich; wenn die feurigen Blize rechts und links tödtend um mich herabsänken, ich werde keine Angst empfinden. Karl, mein ganzes Glück ist dahin, auf immer dahin; und keine Thräne zittert mir darüber im Auge: aber dein Schmerz zerreißt mir die Seele. Könte ich ein anderes Mädchen ganz wie ich erschaffen, ich wolte sie dir in die Arme geben, und freudig meine Tage auf ewig dem Unglück weihen. Karl, was ist eignes Leiden, wenn man weis, daß der, den man mehr als sich selbst liebt, ewig unglücklich ist? Ehe ich dich sah, hatten noch die zärtlichsten, feurigsten Empfindungen meiner

Digitized by Google

Seele geschlummert; du kamst, sie erwachten mit jugendlicher Stärke Gott, wie war mir, da du mich mit mächtigem Arm aus dem Bache retteteſt; Karl, wie ich da an deiner Bruſt lag, dir mein Leben schuldig war — o, hätte dieſer Augenblick Ewigkeiten durchgewähret! aber ach! er verfloß ſo ſchnell, und ich wolte deine Hand ſegnen, wenn du mich mein Grab in der Tiefe hätteſt finden laſſen. Warum ſoll ich aber nicht die Deine werden? du biſt ganz für mich erſchaffen; ich für dich. Schon zweimal bin ich mit ganzer Seele vor dem harten Vater hingeſunken, und nicht heißer, nicht bittender würde ich zu dem Richter der Welten flehen können, wenn er mich auf ewig zur Hölle verdammte. Wie kan, wie ſoll ich es ausdrücken, wie der zornige Blick des Vaters auf mich ſchoß und ſagte: gedenke an den Fluch deines Großvaters! wilſt du noch den meinigen? Es wurde dunkel vor meinem Auge, und ich entſagte dir. Verfluche du nun auch den Augenblick, wo du mich zuerſt ſaheſt, und der Wurm, den du mit deinen Füßen zertrittſt, iſt glücklicher als ich.

XX. Der gute Fritzel.

Fritzeln allein bin ich es ſchuldig, daß ich damals nicht raſende Thaten unternahm, und daß ich nicht den Verſtand verlor. Ich wolte in meiner Wut das Haus anſtecken, das Mädchen aus den Flammen reißen, und mit ihr in eine Einöde fliehen. In meiner Seele erhob ſich ein gewaltiger Vorſaz nach dem andern, und hätte Fritzel mich nicht weggebracht, ich hätte einen ausgeführt. Ich lies mich wie ein Kind leiten, ſobald man meine Seele zur Wehmut geſtimmt hatte. Die liebende Mutter erſchien auf einmal. Der gute Fritzel hatte ihr geſchrieben; denn niemand durfte mir ſagen: hinweg

von

Digitized by Google

von hier! Ich glaube, ich hätte Fritzeln umgebracht, wenn er es gewagt hätte. Ich weinte, da meine Mutter mir in die Arme sank. „Karl, du einziger Sohn unserer Liebe! wie blaß deine Wangen sind! Willst du uns verlassen, und uns schneller ins Grab stürzen?“ — O, Mutter, nichts mehr hiervon! bei dir werden meine Wangen bald wieder blühen. Weist du es? er lebt, Mutter, und kam nicht arm zurück!“ — Nun war die sanfte Stimmung vorbei. Meine Mutter bat mich inständigst, diesen Ort zu verlassen. „Nein, Mutter, dies geschiehet nicht, nun bin ich ruhig. Aber, wenn der Alte meine Marie, denn meine, meine ist sie, und soll sie ewig bleiben! — wenn er sie zwingen will, einen andern zu heirathen, ich stehe der Unschuld zur Seite, und wehe dem, der da wagt, an sie zu denken!“ — Meine Mutter sank knieend vor mir hin. Wirst du der knieenden Mutter nicht willfahren?“ Ich sank neben ihr hin, und versprach zu gehorchen. Armer Fritzel, wie viel mußte er nicht unterwegens von mir leiden.

XXI. Nun waren wir da.

Nun war Fritzel alleiu an meinem Unglück Schuld. Er hatte mich entfernet. Ich hätte vielleicht einen glücklicheren Augenblick entdeckt. Wer weis, ob meine Leiden nicht den Alten erweicht hätten? So ging es immer fort; und doch lebte Fritzel nur für mich, vermischte seine Thränen mit den meinigen und mit dem sanften Umgange der Natur und der Liebe suchte er meine Seele sanfter zu stimmen. Fritzel, könte noch etwas meine Freundschaft für Dich vermehren; dies Andenken würde es thun. Marie allein erfüllte meine Seele; aber, ich fing wieder an zu fühlen, daß mir andere Pflichten auch heilig sein mußten. Mit einer wahren Wut began ich nun von neuem zu studiren; Tage und Nächte waren meinen Büchern geweihet; vertieft in Gedanken ging ich in die Kol-

legia, kam eben so zurück, und mit Sonne, Mond und Sternen hatte ich gar keinen Umgang. Anfangs drang sich zwischen die ernsthaftesten, tiefsten Abhandlungen immer Mariens Name; nun viel weniger. Ganze Nächte, ganze Tage hatte ich ihr geschrieben; aber nie mit dem Briefe zufrieden, hatte ich ihn wieder zerrissen. Nun zwang ich mich, nicht zu schreiben; denn, ach! Der Brief könnte Marien unglücklicher machen. Fritzel nante sie mir selten; aber wenn ich, meiner Gesundheit ganz vergessend, ewig saß, und mich gar nicht rühren wolte, so sagte er: „Komm, Karl! um Deiner Marie willen einen Gang vor das Thor!“ — Ich wäre gegangen, wär' es auch in den ofnen Schlund der Hölle gewesen.

XXII. Ich promovire.

Also heute wurde ich Arzt. Ein ganz anderes Leben öfnete sich vor mir; ich gehörte mir selbst nicht mehr; mein ganzes Ich war andern geweihet. Die Natur, die Freundschaft waren nur mein, wenn nicht die Stimme der Leiden mir rief. Aber der grosse Gedanke, vielleicht rettest Du einen Jüngling am Rande des Todes, dessen Seele noch nicht reif zur feierlichen Stunde ist; vielleicht rufst Du einem alten Greis in der ernsthaften Stunde der Leiden zu: „Knabe mit silbernem Haar, noch einige wenige Tage, und Du bist vor den Augen des Richters, der die Gedanken, der die Worte jedes Sterblichen vor sich siehet! „Ach wer kann ohne Schaudern diesen Gedanken ausdenken? Einer der gelehrtesten Professoren der Medizin hatte eine Tochter, die mich lieb gewan; ich ließ mich lieben, und dachte nur dabei, es ist keine Marie. Es war auch kein ernsthafter Schwung der Leidenschaft, ihre Liebe verzehrte nicht die beßten Säfte ihres Lebens. Sie wolte dem heutigen Tag feiern. „Wir haben nicht weit von hier,“ sagte sie, „eine niedliche Mühle; sie liegt so herlich am Wasser.“ — „Eine Mühle!“ sagte ich,

Digitized by Google

ich, und litt dabei gewaltig; doch entging es ihr ganz. Hätte sie recht geliebt; sie hätte es in meinen Zügen lesen sollen. Wir kamen hin; ich war sehr traurig; sie hüpfte immer um mich herum; auf einmal rief sie: „O, sehen Sie das kleine Boot, wir müssen auf dem Wasser fahren.“ — Nie, Nie! rief ich heftig; riß mich los, und sah sie nie wieder.

XXIII. Der Prediger.

Es war eine furchtbare Nacht; es heulte der Wind, Schneegestöber schlug an mein Fenster; mein Buch lag offen vor mir: aber ich sah in den Kamin; sah, wie die Glut das Holz schnell verzehrte. Was ich dachte, was ich empfand, weis ich nicht: aber grosse Thränentropfen sanken auf mein Buch. Fritz! rief: „es klopft jemand, und sprang an die Thüre. Ein junger Mann von schlankem Wuchs, mit krausem, schwarzen Haar, trat mit suchendem Blick in meine Stube. „Was wollen Sie, lieber junger Mann?“ — „Ja, Sie werden es thun;“ sagte er mit Wärme. „Mein Vater ist krank, sehr schlecht; da ich ihn verlies, war seine Stimme erloschen, sein Athem kurz und schnell. In vollem Lauf ging es mit den Braunen hieher: aber der Herr Doktor will in dieser schlechten Nacht nicht mit mir. Die Wirthin sah meine Thränen. Gehen Sie, sagte sie, zu einem jungen Arzt, der oben wohnet; sein Gesicht müßte mich sehr trügen, wenn er nicht gern helfen wird.“ — Ich nahm einen Mantel und fuhr. Der junge Mann erzählte mir manches von seiner Familie: Der alte Prediger würde geehrt, geliebt, und wenn er einen Funken Uneinigkeit zwischen Eheleuten entdeckte, so eilte er, und brächte ihnen oft wieder alle Freuden des Lebens zurück. Doch kam der Jüngling immer auf seine älteste Schwester zurück, an der hing seine Seele. Wir kamen an; ich wurde als ein Retter empfangen. Der Alte hatte einen Anfall vom Schlage; ein Aderlaß

Digitized by Google

gab ihm das Leben wieder; ihm wurde gleich besser, da ihm das dicke Blut aus der Ader quoll. Er sah sich liebend um, und sagte: „Seid ruhig; mir ist viel besser.“ Die Frau, alle Kinder stürzten um mich her; es war der erste Augenblick nach Mariens leztem Briefe, wo ich mich wieder glücklich fand. Da alles von neuem ruhig war, bemerkte ich die Gestalt der ältesten Tochter. Gott! wie wurde es mir; ganz, als wenn sie Mariens Schwester wäre; nur war die Blüthe ihrer Jugend nicht mehr in vollem Glanz. Ich sprach mit ihr, und ach! dieselbe Stimme. Wir wachten also zusammen bei dem Alten; er schlief sanft, und mir wurde bald wohl, bald schrecklich zu Mute, bei dem Gespräch des lieben Mädchens. Der Morgen kam; ich mußte fort; aber versprach, ihnen und mir selbst, bald wieder zu kommen.

XXIV. Der Brief.

Daß Fritzel mich verlies, geschah selten: aber heute traf es sich einmal. Die Post kam an; ein Brief von meinem alten Anverwandten an Fritzel. Ihn sehen, ihn öfnen, war eins. Nie hatte ich über mein Herz bringen können, nur mit einem Wort Marien zu nennen. Wenn ich mir erlaubte, einmal recht an sie zu denken, so war ich ganz hin: also wagte ich selbst nie, in die Tiefe meines eignen Herzens hineinzuschauen. Ich fühlte mich unbeschreiblich unglücklich, und, nicht so edel wie Marie, war es mir ein süsser Trost, zu glauben, sie leide auch, und, ach! nun kam der Brief — und Marie, meine Marie, war entschlossen, beredet, einen Grafen zu heirathen. Ich haßte meinen Anverwandten, so etwas von dem Engel haben glauben zu können. „Fritzel,“ sagte ich, und warf meinen Hut gegen den Boden; „Fritzel, Marie ist Braut.“ — Meine Kälte erschreckte ihn. „Wohin Karl? — Wohin?“ — sagte ich, und stutzte, daß ich weg wolte. Fritzel las den Brief durch, und

obschon

Digitized by Google

obschon er mich liebte, hatte er doch tausenmal mehr Kälte dabei, und er fand manches darin, was ich nicht gelesen hatte. Entschieden war es, daß Marie nicht mehr die Meine war. Ich sprang hin, riß das Gemälde der Geliebte von der Wand, und umsonst suchte Fritzel es aus dem Feuer zu retten.

XXV. Gott allein kan helfen.

"Die ganze Nacht lag ich vor dem ofnen Fenster. Meine Hände waren von der Kälte erstarret; ich fühlte nichts, nichts, als daß ich sie verloren hätte. Es war eine schmerzende Leere in meinem Herzen; es war als wenn man sie mir aus der Seele gerissen hätte. Kaum war der Morgen da, so wurde ich zu einer Kranken gerufen. Ich hätte ein Königreich dahin gegeben, um nicht Arzt zu sein. Ich ging, und kam nicht eher zu mir selbst, als da das Mädchen mit erblassender Wange vor mir stand. „Du bist auch Seelenkrank," dachte ich und horchte ihren Klagen „Sind Sie lange so leidend? —" „Seit einigen Monaten;" und das einige wurde ausgesprochen, als wenn es viele traurige Vorstellungen zurück rief. „Ihre Seele ist krank," sagte ich schnell: „vielleicht könte ich Ihren Schmerz lindern; wollen Sie mir ihn anvertrauen?" — Sie seufzte: „Gott allein kan helfen: aber Sie werden mich gewiß verstehen. Sie sollen alles wissen. Ach! die Zeit meines Glücks ist wie ein Morgentraum dahin gegangen. Ich hatte noch nicht gelernet, mich daran zu gewöhnen, so war es mir entrissen." — Ich stand auf und ging in der Stube herum. — „Ein junger Offizier kam, warb um meine Hand, und, in wenigen Wochen solte ich die Seinige werden. Das Andenken dieser glücklichen Wochen ist mein Tod. Die Flamme des Krieges umgab uns; er mußte zur Armee; Tag und Nacht lag ich auf meinen Knieen, flehete zu Gott, den Geliebten zu erhalten. Noch ein-

Digitized by Google

einmal wolte ich seine Stimme hören, noch einmal in seinem Auge den Himmel erblicken. — Es wurde eine blutige Schlacht geliefert; ich sah keine Zeile mehr des Geliebten; die Ruhe meines Lebens war dahin; ganze Nächte flehete ich um eine Stunde Erquickung, den Tröster der Leiden. Ich fiel in einen schweren Schlummer, sah den Geliebten blutig, wolte den Strom des warmen Blutes zurückhalten, und erwachte bei der Angst es nicht zu hemmen. So litt ich um ihn; der Treulose spottete meiner Treue in den Armen einer anderen; ich erfuhr es, sank zur Erde, und seitdem wütet in mir dies verzehrende Fieber. — Können Sie nun helfen?" fragte sie, mit fragendem Blick. „Gott allein kann es," sagte ich, heftig erschüttert, und eilte hinweg.

XXVI. Die Fahrt.

„Komm, lieber Karl," schrieb die halb todte Mutter, „komm, schenke deinem Vater das Leben: aber ach! es ist wol schon zu spät. Eine mir unbekante Blässe ruhet auf seinen Wangen; komm, rette dir die liebenden Eltern; denn, ohne Ferdinand ist mir Leben Tod." — Ich kam, und ach! konte nicht helfen; alle noch übrige Lebenskräfte rafften sich zusammen, da er meine Stimme hörte, und er öfnete die Augen aus dem schweren Schlummer. „Karl, bist du da? kan ich dich noch einmal segnen? Gott! wie gnädig du bist, so lange die Stunde des Todes zurückgehalten zu haben! Karoline, dein Karl wird dich trösten. Vereinige die sanfte Zärtlichkeit, die du für mich hattest, vereinige sie mit der, die du für den liebenden Sohn empfindest; er muß dir alles sein." Von neuem sank er in Schlummer. „Habt ihr es gehört? Nein, ihr kontet es nicht verstehen. Englische Gestalten erschienen mir; ihre Sprache war keine Sprache; es war die Harmonie ihres Rauschens, die mir grosse Geheimnisse offenbarte. Weinet nicht! Karoline, mich erwartet glän-

Digitized by Google

glänzend deine Mutter. Sie wird mich leiten; Sie wird mich lehren das grosse mächtige Lob, das durch die Himmel wiederhallet. Sie winket." — Er lächelte, wie nur halb verklärte lächeln und starb. Gott gebe mir auch eine solche sanfte Stunde des Todes. Ich lebte, der ganzen Welt vergessend, mit der besten Mutter; es that meinem Herzen so wohl, am Grabe des liebenden Vaters eine Blume zu pflücken, die mir dann am Busen einsam verwelkte. Oft ging ich auch und suchte in der Asche, um eine Kleinigkeit, die der geliebten Großmutter gehöret hatte, zu entdecken. Dann vergaß ich mich ganz, wähnte, daß sie hier wandelte, und erzählte ihr die Geschichte meiner Leiden, und mir war es, als wenn sie mir dann in der Seele Stärkung zulispelte.

XXVII. Fritzel an Karl.

Karl, kömst du denn gar nicht zurück? Was zögerst du? Gewiß bluten von neuem alle die Wunden deines Herzens. Kom zurück; du bist es dem Leidenden schuldig. Du warst mehr ihr Freund als ihr Arzt. Lezthin bin ich bei deinem Prediger gewesen. Karl, wie ist es möglich? Du hast nichts von dem Engel gesprochen? Ich glaube, ich gehe bald wieder zu ihnen; denn es wurde mir dort so wohl, wie es mir in deiner Abwesenheit sein kan; denn ohne dich bin ich nicht ganz ich.

XXVIII. Der Graf.

Guter Fritzel, du hast mir also nur geschrieben, um mir zu sagen, daß du den Engel liebest? Du hast recht; er gleichet meiner Marie, und ist arm. Du Glücklicher! — Die Kranken verlangten mich; also mußte ich fort: aber, ach! wie mich losreissen? Doch war der morgende Tag zum Scheiden bestimmt; als auf einmal ein Pferd auf den Hof gesprengt kam; ich wurde zu einem kranken Grafen gerufen. „Ein Graf?" rief

Digitized by Google

ich, und es war mir gar nicht wohl zu Mute. Doch ging ich. Nach einigen Stunden kamen wir nach einem Gut, wo auf jedem Schritt die Hand des Schöpfers ruhete. Noch war alles ein Chaos. Hier war ein halbherunter gerissenes Haus; hier erhub sich ein stolzes Gebäude. Man sahe, daß der Plan groß und edel war. Die Einwohner schienen mir ängstlich und traurig; das gab mir gleich eine günstige Idee vom Grafen. Alle Aerzte der Nachbarschaft hatten ihn aufgegeben. Ich sah den Grafen. Es war ein alter Mann; der Tod ruhete auf seinen Zügen, und doch kam es mir einen Augenblick vor, als glich er meiner Marie, denn so nante sie noch meine Seele. Doch verschwand bald die Vorstellung. Der Graf schien mir sehr unruhig; und nicht allein das Fieber wirkte die schwarzen Bilder der Fantasei. Mancher Arzt wird vielleicht lachen, daß ich so wachsam auf die Stimmung der Seele war: aber, da ich immer fühlte, wie nahe Leib und Seele bei mir verbunden waren: so war ich überzeugt, daß ich ohne Seelenkentniß oft ein schlechter Arzt sein müsse. Der Graf rief oft: „meine Tochter! mein einziges Kind!„ Jedesmal, wann er es rief, wurde seine Angst unbeschreiblich, und mich marterte es schrecklich, wann seine halberloschne Stimme sie nante. Ich hatte das Glück ihn zu retten. Je mehr er die Kräfte des Lebens wieder verjüngt fühlte; je weiter er sich von den verschlingenden Tiefen des Todes fühlte, desto mehr nahm seine Liebe zu mir zu. Oft stieß mich eine unbekante Empfindung von dem Grafen weg: aber eine noch heftigere brachte mich wieder zu ihm. „Sie müssen bei mir bleiben!“ sagte er mit Wärme. „Sie haben mein Uebel geheilet: aber noch eine schwerere Heilung bleibt Ihnen zurück, und seine Hand zeigte sein krankes Herz. Ich wolte es ihm abschlagen: aber mir war es unmöglich, das Nein auszusprechen.

XXIX. Die

Digitized by Google

XXIX. Die Statue.

Ja, wer der Graf war, das wußte ich und keiner der Gegend nicht. Nur ein alter Kammerdiener war Herr des Geheimnisses. Der Graf eilte von einem Ort zum andern, um seinem Leiden zu entfliehen: aber wo kan man Rettung finden, wann Reue die Seele zerreißt? denn Reue war es; das konte man leicht entdecken. Nun war dem Grafen so wohl, daß ruhend an meinem Arm, er schon ganze Stunden die starkende Frühlingsluft genoß; aber wann er sah, daß ein junger Baum stolz empor wuchs; wann er sah, das wieder die Blüten wie volle Trauben mit aromatischen Düften die Luft füllten, sagte er oft: „anders dufteten mir die Blüten, wenn das liebende Kind mit mir wandelte; mit ihr würde der Baum arm am Schatten, mich kühlen: aber wo soll ich nun Erquickung, Freude finden? “ — „Freund! sie ist todt! “ rief er einst mit vieler Rührung. „Diese Hand hat sie getödtet! “ sagte er, mit halb erloschner Stimme. Er glich wieder Marien, und meine Thränen flossen. „Also hassen Sie mich nicht? Sie haben mit dem unglücklichen Vater Mitleid? Aber, ach! Sie sehen auch, welcher feige Sturm in meiner Seele wütet; wie er alle meine Freuden zerknickt hat! Ach, Karl, sie war ein Engel! rasch war ihre That: aber sie flehete um Erbarmen. Sie können sie nicht mehr hören, die harmonische Stimme, denn sie ist ja todt, todt durch meine Hand! aber Sie sollen ihr Bild sehen, und fühlen, was sie mir war. “ — Schweigend gingen wir; wir traten in ein dunkles Gemach; nur an einer Stelle sank helles Licht hinein. Mit zitternder Hand schob er den Schleier zurück. Sie ist es! Es ist Marie! schrie ich laut, und sank in die Arme des Vaters.

Digitized by Google

XXX. Er ist wieder Vater.

„Sie lebet!“ rief er, und jede Nerve lebte. „Nein, sie nicht; aber ihre Tochter, eben so schön, eben so schuldlos!“ denn vergessen war, ganz ausgelöscht aus meiner Seele, daß sie einem andern gehörte. Ihres Großvaters Fluch ruhete auf ihrem Haupte: den wolte ich hinweg nehmen, fliehen, und sie nie wieder sehen. „Wo ist sie?“ sagte der Alte. „Eile mit den Flügeln der Liebe; bringe sie in meine Arme; sie soll dein seyn! dir bin ich doppeltes Leben schuldig!“ — Ich schwieg. — „Hatte ich mich getäuscht?“ — Nein Karl, leugne es nicht! Es ist Marie! riefst du, mit der Stimme der heftigen Leidenschaft. Du liebst sie, sie muß dich lieben; und ruhig will ich sterben, wann ich das Kind meiner Marie, in deinen Armen sehe.“ — „Nicht mehr, edler Mann! um Gotteswillen nicht mehr! ich kan es nicht ertragen. Marie gehöret einem andern.“ — „Einem andern?“ und fast vergaß er über mein Leiden sein eignes Glück. Ich erzählte ihm alles. — „Hart! Hart!“ rief Eduard, der mir mein einziges Kind hinweg nahm.“ — „Also verheirathet! vielleicht noch nicht!“ In dem vielleicht lag Himmel und Hölle. Der Alte ging schweigend weg.

XXXI. Der Graf an Marien.

Also lebst du? Meine Arme werden dich umfassen, mein Segen wird dich und mich erquicken; meine Thränen werden dir das Andenken des schrecklichen Fluches hinwegnehmen. Vergiß, daß ich, ehe du das Lebenslicht sahest, dich schon verfolgte. Ich war am Rande des Todes; ein Engel erschien; er gab mir das Leben, dich, Marie, wieder zurück. Der Retter heißes Karl, und diesen Karl hast du verlassen? ihn, der nur

für

Digitized by Google

für dich lebet? Doch, verzeih, Maria! nicht du, sondern Eduard zerriß das heilige Band. Eduard! du hast die Freude meines Lebens hinweggenommen; du hast meine Seele der Reue überlassen; sie hat mich gefoltert. Du hast so früh mein Kind, mein einziges Kind getödtet: dir sei alles verziehen. Komm in meine Arme; du solst mein Sohn sein: aber gieb deine Marie meinem Karl. Wenn sie schon verheirathet ist, so vergebe dir es Gott; ich kan es nicht. Sie sei dann meine Tochter: aber sehen will ich sie nicht; ihre erblassende Wange, ihr trauriger Blick würde mir zu schrecklich die Gestalt meines Kindes in die Seele zurückrufen. Gott möge dann mein Flehen erhören, und sie bald mit der himlischen Mutter vereinigen. Eduard, hast du die Unglückliche aufgeopfert? Ich fliehe weg mit meinem Karl. Er ist dann mein Kind; ich will mein Herz leicht täuschen; ich lebe dann nur für ihn, und in meinen Armen soll er die Ruhe wieder finden. Hier bin ich, weit von dem Ort, wo du mir mein Kind entrissest. Ich konte es nicht länger ertragen; jeder Schritt erinnerte mich an sie. Hier war sie geboren; hier sah ich sie zum leztenmal; hier schrieb ich den Brief, der sie tödtete. Weit weg von hier! rief ich: aber, ach! mein Leiden folgte mir schnell. Kom Eduard! kom du geliebte Tochter! Eduard, wenn du nicht kömst; ach, zehnfaches Weh auf dein Haupt! Gott möge dich in Gnaden aufnehmen; ich kan es nicht!

XXXII. Die Lindenallee.

Ich konte es kaum mehr aushalten. Der Graf sprach nicht mehr von Marien. Es war Schonung der Liebe; ich sah es für Kälte an. „Welcher Leichtsinn!“ rief ich mir zu. „Es ist gar zu verächtlich; ich will fort, fort von ihm!“ — „Alter!“ sagte ich, und gedachte meines Anverwandten; — „du bist klug; lange schon

Digitized by Google

hast du die Menschen verachtet.“ — Wir gingen unter einer alten Lindenallee, die ich durch meine Bitten gerettet hatte. Der Graf sprach zu mir mit Rührung, mit Liebe; nichts half; dann er nante nicht Marien, und zerstreuet ging ich neben ihm, und riß einer Blume nach der andern den schönen Kelch ab. Auf einmal erblickte ich hoch auf dem Berge einen schnell rollenden Wagen. Der Graf zitterte; er mußte sich sezen; ich zitterte auch, und wußte doch nichts vom Geheimniß. Nun wage jemand mir Ahndungen zu widerstreiten! — „Karl, bleib bei mir!“ sagte der Graf. Ich blieb, aber litt gewaltig, dem Wagen nicht entgegen rennen zu können. „Wenn es Marie wäre,“ sagte er liebend, und drückte mir die Hand. Marie! Marie!“ und fuhr zusammen. „Lasset mich!“ rief ich heftig: „sie ist ja nicht die Meine!“ war taub gegen sein Rufen; stürzte mich in die dunkeln Gänge des Holzes, und kam nicht eher zu mir selbst, als da die schwarze Nacht die ganze Gegend einhüllte. Kein Stern blizte; der Freund der Liebenden war abwesend, und ein Theil der Nacht war verflossen, eh ich zu Hause kam.

XXXIII. Sie ist ewig die Meine.

Ich rante die Treppe hinauf; keinen Menschen sah ich; öfnete meine Thüre, und sah den alten Grafen lächelnd an meinem Tisch sizen. „So spät, lieber Karl?“ und kein Wort vom Wagen. „O, wäre es auf immer gewesen.“ — Auf immer?“ und zärtlich drückte er meine bebende Hand an sein klopfendes Herz. „Kom, Karl!“ sagte er, und riß mich sanft mit sich hinweg. Der Wagen, wolte ich sagen: aber das Wort erstarb auf meinen Lippen. Schweigend folgte ich. Wir traten in das finstre Gemach, wo das Ebenbild meiner

Marie

Marie mir schon einmal das Herz zerrissen hatte. „Grausamer Alter!“ rief ich, und riß mich von ihm los. „Grausam?“ sagte die Statue; es war Mariens Stimme, und die Liebende sank in meine Arme. „Ewig, ewig dein!“ Helle Erleuchtung umgab uns. Eduard, halb freundlich, halb zornig, gab mir den Engel. Bald erschien meine Mutter, Fritzel und seine Geliebte, und wir empfanden noch lange das Glück, dem alten Grafen unsere Dankbarkeit zu beweisen. — Wir weiheten seinem Tode Thränen der Liebe: aber Liebe und Glück blieb uns zurück.

2.

Des Geheimenhofr. Schlossers Erklärung über die Aufforderung der Berliner Monatschrift Nov. 1787. S. 449, *) den Grafen Cagliostro betreffend.

Sit mihi fas silere. —

Ein Studentenbrief im grauen Ungeheuer, der den Grafen Cagliostro beschuldigte, er habe eine meiner hess-

 ten

*) So lautet die Aufforderung: „Noch im Anfang dieses Jahres konte Schlosser von Cagliostro reden, als sei er ein grosser Mann, der nur von dem jezigen Altagsmenschen unsers kraftlosen Jahrhunderts verkant und verlästert werde. Da beide diese Herren (Lavater und ich) diese Aeusserung öffentlich thaten, so solten sie doch jezt, nachdem sie wahrscheinlich die Schriften der Frau von Recke gelesen, erklären, ob sie noch an den Wunderthäter glauben oder nicht? „

Digitized by Google

ten Freundinnen durch seine Kuren zu Grunde gerichtet, veranlaßte mich, da ich von der Unwahrheit dieser Beschuldigung völlig überzeugt war, ein paar Worte darüber, in das D. Museum (Febr. 1787) einrücken zu lassen; oder vielmehr, ich bediente mich eigentlich nur dieser Gelegenheit, um die guten Herren, welche unsere deutsche Publizität so grosmütig in die Hand genommen haben, höflich zu bitten, daß sie diese Publizität nicht zum Commerage machen; und daß sie, da wir freilich nicht lauter reine Thiere aus dem Füllhorn, welches sie monatlich auf uns ausgiessen, erwarten können, doch wenigstens uns mit den giftigen verschonen mögten, die nur da sind, um jedes Genie zu bewegen, jeden Keim von Genie mit ihrem unreinen Saft zu überspinnen.

Dieser ganze Aufsatz war so wenig in dem Geist des Glaubens an Cagliostro geschrieben: ich hatte dabei förmlich gesagt, ich kenne den Mann zu wenig, um ihn zu beurtheilen, oder sein Herold und sein Apologist zu sein; daß ich wol nicht Ursache hatte zu erwarten, jemal selbst, um dieser paar Blätter willen, in die Klasse seiner Vertheidiger, seiner Richter, oder seiner Schüler gesezt zu werden. Demungeachtet hat neulich ein gelehrter Arzt in seinem Journal, mich, als einen Vertheidiger des Cagliostro angegeben, und mir zu dieser Qualität zwei Exclamationszeichen dedizirt, *) wofür ich, ohne contra zu exclamiren, herzlich danke. Noch lauter aber hat die Berliner Monatschrift mich aufgefodert das Werk der Frau v. Recke über Cagliostro zu lesen, und mich zu erklären: ob ich noch an diesen Wunderthäter glaube.

Aufrichtig zu gestehen, glaube ich an ihn, ob ich ihn gleich noch nicht besser kenne, als neulich, immer mehr

*) Baldinger Journal XIV. St.

mehr als an die Berliner Monatsschrift, die ich kenne im Grund glaubte ich aber nie weder an einen noch an die andere! — Und so wäre also unsre Rechnung ins Reine gebracht, wenn man mehr nicht von mir foderte, als ein öffentliches Glaubensbekenntniß in dem Kasuistenmusverstand des Worts. Die Herren Monatsschriftsteller fodern aber, dünkt mich, nach dem Ton in welchem sie schreiben, etwas mehr. Sie fodern nämlich wie es scheint, daß ich, und wer sonst je ein billiges Wort über den Cagliostro gesagt hat, mit ihnen Steine und Koth auflesen, und sie auf den Mann werfen sollen, nach dem Signal das sie uns geben wollen. Hierzu nun habe ich in keinem Fall Beruf, würde auch keinen haben, wenn selbst der Aufsaz der Fr. v. Recke so überzeugend geschrieben wäre, daß man darauf ein Urtheil bauen könte.

Ach! es ist ein Himmelweiter Unterschied zwischen uns Volontärs in der Schriftstellerei, und zwischen der regulirten Miliz der Monatschriften! wir haben nie einen Posten zu vertheidigen, tragen weder Uniform noch Feldzeichen; es würde uns also wenig geniren, wann wir gleich Lärm schlagen wolten, wo sich einmal ein verdächtiger Mann sehen läßt; aber der regulirten Miliz ist das Pflicht! wenn wir einmal einen Schuß thun: so ist's blos ein Scheibenschießen zum Zeitvertreib oder zur Uebung; die regulirte Miliz der Journale muß immer auf litterarisches Leben und Todt schießen, und weicht sie einmal von einem gefaßten Posten zurück, so läuft sie Gefahr, auf immer kassirt zu werden. Niemand wird es also der berliner Monatschrift verdenken, daß, da sie einmal den allessehenden, alleswissenden, allesbegreifenden, uneingeschränkten, allmächtigen Verstand der Menschen zu vertheidigen übernommen hat, sie auf alles Feuer gebe, was nur von weitem, der Nietenschaft des Glaubens ähnlich sieht. Wir aber können sehr brüderlich mit beiden Parteien leben; denken, und

schließen, wo wir fühlen, daß wir fest stehen, und uns mit unter ein wenig an den Glauben halten, wo wir merken, daß der Boden unter uns schlüpfrig wird.

Von einem Schriftsteller unserer Klasse muß man also nie erwarten, daß er sich über Menschenköpfe und Menschenherzen öffentlich erklären soll, bis er Data genug hat, und bis diese auffallend genug sind, um ihm seine Erklärung abzuzwingen. Das ist nun aber zwischen mir und Cagliostro noch nicht der Fall. Ich weis vieles von ihm das mir mißfällt: ich weis auch sehr vieles von ihm das mir gefällt; aber von beiden nicht genug um zu richten; denn die Petersburger, Warschauer, Londner und Pariser Geschichten sind höchstens von dem ehrwürdigen Morand angegeben, oder von der gleich ehrwürdigen Frau von la Motte bestätigt; und das Zeugniß der Berliner Monatschrift, daß der Mann ein plumper, dummer Charlatan sei, ist zwar ein Machtspruch, aber kein Zeugniß! — Das Einzige, woran wir also noch unser Urtheil hängen könten, wäre der Aufsaz der Frau von Reske. Selbst dieser ist aber nur ein Drama ohne Entwicklung. Der Held tritt ab, ohne daß man weis warum er auftrat: denn die armselige Escroquerie von etlichen hundert Thalern, ist zu unvollständig erzählt, als daß man etwas daraus machen könte, ist dem mühsamen Mietauer Spiel zu unproportionirt.

Was kan aber dieses ganze Spiel für einen andern Zweck gehabt haben, als den Zweck des Betrugs? Bei gewöhnlichen Menschen wol keinen andern; aber, bei einer schönen Weiberseele, die nach übernatürlicher Sättigung einer aufgespanten Empfindung schmachtet, kan selbst der Betrug einen schönen Zweck haben! Lucretius und Tasso rathen uns den Becher mit Syrup zu bestreichen, damit die Kinder die bittere Arzenei nicht von sich stossen; Rousseau legt so künstliche Plane an, damit sein Eleve die natürlichen Strafen seiner Fehler empfinde, und

und der große, edelmüthige Sully, der weiseste und beste Minister seiner und unsrer Zeit, brauchte Kunstgriffe, die bis zur Arglist reichen, um seinen großen Monarchen von einem Haufen nichtswürdiger Leute zu befreien, die ihn bestehlen und verraten wolten. Ich wähle kleine Beispiele, weil von einer kleinen Sache die Rede ist; sonst könte ich, von Osiris bis auf den Orpheus, vom Orpheus bis auf Numa, von Numa bis auf Mahumet Beweise genug finden, daß nicht aller Betrug betrügt: denn wahrscheinlich wäre Egypten, Arabien, Griechenland und Italien noch nicht polirter und kultivirter als Kalifornien und Patagonien, wenn ein weiser Betrug nicht auf die rohen Menschen gewirkt, oder die verirrten auf den bessern Weg geleitet hätte.

Ich will damit nicht die Mietauer Erscheinungen des Cagliostro, nicht seine Prophezeiungen, nicht seine Schazgräbereianstalten, nicht sein ausgelocktes Geheimniß, selbst sein ganzes himlisches Corps diplomatique will ich damit nicht rechtfertigen; ich will nur sagen, daß alles das einer Rechtfertigung fähig ist, folglich noch viel dazu gehört, ehe wir das schuldig darüber ausrufen; zumal wir, die weder die Wahl der Parteien, noch das Amt, zu Richtern oder Geschwornen macht; Ganz anders ist's aber freilich mit der Berliner Monatschrift, deren Becken am Eichbaum schallen müssen, so oft ein zirklender Monat vorüber ist, wenn ihr ganzes Dodona nicht untergehen soll! — Gesezt wir verdammten den Cagliostro. Er aber sagte, ich fande in Mietau ein edles Weib, dessen Seele schmachtete mehr zu empfinden, als die Welt ihr geben kan; ich wolte mich in ihre süßen Träume schicken, um wenn es Zeit wäre, sie zu heilen: Sie lies mir aber keine Zeit dazu; so müssen wir uns schämen, daß wir so voreilig geurtheilt hätten: die Berliner Monatschrift hingegen kan sich selbst dieser Widerlegung freuen; denn sie giebt

Stof für neue Hefte, durch alle zwölf Zeichen des Thierkreises.

Doch, wenn auch Cagliostro sein Verfahren nicht mit einer solchen Absicht rechtfertigen könte; so wäre es doch sehr möglich, und mich dünkt sehr wahrscheinlich, daß die Frau von Recke ihn nicht verstanden hätte. Ein Weib das einer solchen Rückkehr fähig ist wie die Fr. v. R., kan unmöglich durch die magische Philosophie, durch die Erscheinungen des Cagliostro u. s. w. so lang verblendet worden sein als sie's wurde, wenn nicht tausend kleine Zwischenszenen, tausend kleine Zwischenlehren und Handlungen vorgefallen sind, die dem, was uns jezt so hingelegt wird, seine Seele gaben. Offenbar verstund Fr. v. R. den C. anders, so lang er vor ihren Augen wandelte, als da er weg war. Seine Handlungen, der Ton seiner Stimme, die gleichgültigsten Vorfälle seines Umgangs, mögen also vielleicht damal, alles was jezt in dem Reckischen Aufsaz in der Ursprache hingelegt wird, anders übersezt haben, als die Fr. v. R. es jezt selbst versteht.

Es giebt eine Art von Menschen, die sich nicht anders als bildlich ausdrücken können, und diese muß man immer zu übersezen wissen, wenn man sie recht verstehen will. Durch eine solche Uebersezung wird der Unterschied von der weisen und schwarzen Magie, und der Lehre des Cagliostro darüber, sehr richtig. Der weise Magier ist mir z. E. ein Mann der Wahrheit um der Wahrheit willen, Tugend um der Tugend willen sucht: der schwarze, der die Wahrheit und die Tugend nur um des Gewinnes willen, an Ehre oder Geld u. dgl. verlangt. Jener enthebt seine Schäze nicht, bis es ihm der Geist wie er auch heisse erlaubt, der ihm gebietet; dieser gräbt überall nach ihnen, sucht dem Geist der sie bewacht, sie wegzustehlen, und wann er alles das nicht

kan,

kan, so giebt er Kohlen und Steine für Schäze aus — Gesezt nun C. habe mit seinem Lehrgebäude von der Magie so etwas sagen wollen? Gesezt er habe diese so wichtige Sache seiner Schülerin auf der Seite einprägen wollen, wo er sie am weichsten, am zugänglichsten fande?

Gewiß, die Leser, die Zuhörer und Schriftsteller die alles so plump, so wörtlich verstehen wie es gesagt wird, sind beschwerliche Leute; auch schädliche Leute! Welch ein Schaz von grossen Wahrheiten liegt in Schwedenborgs Schriften, wenn man sie so übersezt? Schwedenborg erscheinet als ein plumper Visionaire, wenn man seine Reisebeschreibung in die Planeten, sonderlich in den Merkur, wo die Geister ihm die Gedanken aussaugen, nicht um sie zu nutzen, sondern nur um sie zu haben; wenn man die so ganz dem Buchstaben nach nimmt. Wie viele Geister des Merkurs saugen aber nicht wirklich an unsern Köpfen, wenn man die Kompilatoren, die Notenmacher, Anekdotenjäger, Reisebeschreiber, selbst die ehrwürdigen Journalisten ansieht? Und, wie viel ärger machens nicht öft noch die, wenn man bemerkt, wie sie nur, gleich dem Schmetterling, bald hier bald da ein Tröpfchen saugen, und aus jedem Tröpfchen, den ganzen Kopf beurtheilen wollen?

War aber auch das nicht der Fall; verstand die Fr. v. R. den Cagliostro: so muß sie doch selbst sich gestehen, daß sie ihm auf halbem Weg entgegen ging. Der einzige grosse Irrthum, in dem sie gelegen zu haben scheint, ehe Cagliostro zu Ihr kam, daß wenn Geister sich den Menschen mittheilen, das durch Aug und Ohr geschehen müsse; wie wann Menschen sich einander offenbaren, der einzige Irrthum verblendete vielleicht beide. Vielleicht wann die Frau v. R. gewußt hätte, daß man die Geister, die zu uns sprechen nicht hört noch sieht, daß man aber ihre Sprache an jedem Wachsthum unsrer innern Kraft, an jeder grossen Entschlie-

sung für das Gute, an jeder edlen Verleugnung, an jeder Spannung unsres Resorts zur Weisheit empfindet, vielleicht würde sie dann Cagliostro nicht gebraucht, sondern mit der Magie ihrer schönen Seele sich befriedigt haben: oder hätte sie ihn gebraucht, vielleicht würde er dann eine andre Sprache mit ihr geführt, und statt Erscheinungen des Knaben, in ihr Aug zu künsteln, Erscheinungen in ihrer Seele hervor gerufen haben, die sie geschwinder auf Elias Stuhl gebracht hätten, als sein himlisches Reichstagssystem.

Unglücklicher Weise hatte aber Frau v. R. nur einen denkenden Freund um sich, und der war, wie es aus allem erscheint, zu kalt, um eine solche Schülerin zu unterrichten, und zu ehrlich, um ihre Seele ganz zu verkühlen. Andere ihrer Freunde wolten die höhere Weisheit nur studieren, um der Schäze willen, die sie durch sie zu erheben hoften, und sie selbst brauchte Wunder, brauchte etwas Ausserordentliches, um ihr durch einen harten Verlust zerschnittenes Herz zu heilen. Gesezt nun, C. hatte die Ueberzeugung oder die Fantasie von der Wahrheit der Magie, ist es ein Wunder, ist es eine Todtsünde, wenn er in solch' einem Zirkel sich forkreissen lies? Ein Wunder, wenn er für wahr ausgabe, was er vielleicht selbst als unwahr erkante, wenn er Thatsachen nachmachte, um seiner Fantasie Freunde zu erwerben?

Wenn zu der Zeit, da die Verfasser der Berliner Monatschrift in dem höchsten Eifer gegen den Kryptokatholizismus, gegen Lavater u. d. g. sich erhoben, ein Mann auch der geringsten einer, oder ein Weib ihnen eine Nachricht, eine Anekdote, war sie auch noch so unbedeutend, schriebe, wenn ein Mirabeau oder sonst einer von dem Schlag, ein Bahrdt oder seines gleichen ihnen etwas sagte, das in ihre Fantasie taugte, wie begierig haben auch sie das aufgenommen, wie viel haben auch sie in jedes Gewäsch hinein und aus jedem Gewäsch heraus gezaubert.

Digitized by Google

säubert. Wie viele Erscheinungen haben auch sie veranstaltet, die niemand sahe, als ein paar unmündige Knaben, wie mühsam haben auch sie sich eine Kirche zu sammlen getrachtet, wie viel haben auch sie sich erlaubt, mit ihre Magie spielen zu machen? — Durch ein Spiel ihrer Magie haben sie Ordensweihen und Priesterweihen gleichartig gemacht; durch ein Spiel ihrer Magie haben sie Christentoleranz und Apostasie verwechselt; durch ein Spiel ihrer Magie, haben sie Lavaters schönstes Protestantenlied zu einer katholischen Litanei gemacht. Also, Magie mit Magie, ist doch die im Grund besser, die uns der himlischen Hierarchie unterwerfen will, als die, welche uns der Journalokratie Preis zu geben droht.

So lang nun also Cagliostro noch so viel Auswege hat, entweder seiner Lehre einen andern Sinn unterzulegen; oder seinen Handlungen einen edlen Zweck auszufinden; oder wenigstens seine Schwachheit mit einer solchen Entschuldigung mit Beispielen so grosser Männer zu beschönigen, so lang wäre es Leuten von unsrer Art, nicht zu verzeihen, wenn wir ihn verdammten; vielmehr müssen wir so lang die Journalisten beklagen, daß sie nach ihrem schweren Richteramt, über ihn urtheilen müssen: denn, so zügellos ist unsre Nazion noch nicht geworden, daß sie das Gericht der Journale nicht für höchst nothwendig halten solte! Alles was sie etwa verlangen kan, und was wenigstens ich mir ausbitte, ist, daß, wenn wir die Urtheile dieses Gerichts unangetastet lassen, wir nur die Freiheit behalten mögten, darüber zu schweigen; und daß ich kein solches Urtheil in meinem oben angeführten Aufsaz angetastet, sondern nur eine kleine Unwahrheit gerügt habe, werden die Herren selbst einsehen.

Man erzählt von einen Kaiser von China, daß als er viele willkürliche ungerechte Urtheile gesprochen, er einmal sich einfallen lassen, seinen Minister zu fragen: Was die Nazion von ihm sage? Der Minister habe, wie Ministers

Digitized by Google

ſtehen in ſolchen Umſtänden thun, die Achſeln gezuckt, und demüthig geſagt: Herr, ſie ſchweigen. Das ſei dann dem Kaiſer ſo ſchwer aufgefallen, daß er von Stund an den Entſchluß gefaßt habe von ſeinem Deſpotismus abzulaſſen. — Dieſes Warnungsmittel des Schweigens und auch das, des Lachens der Nazion, zu den Urtheilen der Journale, bitte ich alſo die Journaliſten nicht zu vernachläßigen, wenigſtens bitte ich ſie, nicht ſtrenger zu ſein als der mächtige Kaiſer von China, ſondern die ruhigen Seelen des Publikums, welche gern über die Dinge ſchweigen, womit man uns monatlich die Ohren ſo voll ſchreit, auch ſchweigen zu laſſen, bis ſie etwa ſelbſt reden wollen.

Freilich wird zwar dadurch auch oft ein leicht zu bearbeitender Stof von wichtig gemachtem Commerage, der Fabrik entgehen; aber es liegt noch ein Schaz von Weisheit in den alten und neuen Büchern, die, wenn die Arbeiter ſolcher Schriften ſich ein wenig Mühe geben wollen, ſehr reichen Stof dagegen angeben kan. Und die Bearbeitung dieſes Schazes wird auch dem Ganzen weniger gefährlich ſein, als die Verſtreuung des Spreuens, der jezt alle Monate ſo reichlich ausgeſäet wird! — Zwar erkenne das Publikum, wenigſtens erkenne ich es mit vielem Dank, daß die Herrn Journaliſten zu Berlin, ſogar dieſen Spreuen brauchen wollen, um den einreiſſenden Katholizismus, und alle Glaubensſyſteme abzudammen, doch dünkt mich, iſt die Verwahrung etwas zu locker!

Nur die reine gefühlte Predigt des weiſen Glaubens, kan die Glückſeligkeit der Menſchen ſichern, beides gegen Aberglauben und Unglauben!

Karlsruhe, den 20. November 1787.

---

3. Zwei

Digitized by Google

3.

Zwei Fragmente eines alten Gedichts von der heil. Maria.

Aufgefunden und herausgegeben

von

Conrad Arnold Schmid.

An

Herrn Kanonikus Gleim.

Hier ist, mein liebster Gleim, ein Fund,
Den, wenn er ihn genau betrachtet,
Wohl mancher, und mit Recht, verachtet.
Ein Räuber Deiner edeln Zeit,
Die Du, in Deiner Lorbeerkrone,
In Deiner heil'gen Dichterglut,
Die nie in Deinem Busen ruht,
Dem Dinge wahrlich nicht gemeint,
Womit ich doch Dich nicht verschone;
Und leicht merkst Du davon den Grund!
Ich mache dir ein Freud'chen kund,
Womit ich schlau mich selbst belohne.
Und wenn mir gleich im spött'schen Tone
Der Kritiker entgegen zischt:
„Da hat der Herr was recht's erfischt!
„Er fand, was traun! kein Tropf erwischt,
„Fand mehr, als Knaben in der Bohne! *)

„Man

*) Repperi! — Quid repperisti? — Nam quod pueri clamitant
In faba se repperisse.

Plaut.

Digitized by Google

„Man küßt dafür ihm Hand und Mund!“
So ists und bleibt mirs doch ein Fund;
So soll der Schöker doch uns beiden
(Denn freut sich nur der alte Schmid,
So freut sein guter Gleim sich mit;)
Was uns behagt, nicht gleich verleiden.
Will er dies Glück mir nicht beneiden;
Was kümmert's mich? Die kleinsten Freuden
Sind mir willkommen, so, wie Dir.
Auch von der Seite bist Du bieder.
Du weißt — verzeih ein Gleichniß mir —
In Deine wunderschöne Lieder
Die frohe Weisheit, Deine Braut,
Die ein Tartüff nie angeschaut,
Und ihrem Liebreiz nie getraut,
Zum Küssen niedlich einzukleiden.
Ja, wär' mein Fund nicht blindes Glück,
Und gäb' es eine Kunst zu finden,
Nach feinen Regeln abgefaßt,
Wie sichs zu jedes Neigung paßt;
So säumt' ich keinen Augenblick,
Und lernte sie mit allen Gründen;
So spornt' ich weislich die Vernunft
Zum Finden an, und nicht zum Denken;
So wolt' ich, ohne mich zu kränken,
In die preiswürd'ge Finderzunft,
So alt ich bin, bei Treu und Leben!
Noch gern als Lehrling mich begeben,
Nach immer größrer Einsicht streben,
Und bald zum Meister mich erheben.
Ich wäre dann ein ofner Kopf,
Zu klug, mit Grillen mich zu plagen;
Dann wolt' ich Faust und Magen,
Dies zum Verdaun, und das, zum Schlagen,
Solt' einer keck sich an mich wagen.

Der

Der Weisheit Bürde noch zu tragen,
Würd' ich kein Narr sein und kein Tropf.
Ich wolte Tag und Nacht kopiren,
Und ewig, ewig fort edirem,
Und unter Tausenden, die schmieren,
Gewis am besten figuriren.
Vermöge meiner Ausspürkunst
Macht' ich mir nichts aus Neid und Gunst.
Mein Geld wolt' ich mit Scheffeln messen,
Das Bischen, das ich weis, vergessen,
Und unersättlich Funde fressen.
Dann knarrte, wie sichs denken läßt,
Der Vorwelt ganzer Ueberrest,
Mit tausend herlichen Skripturen,
In Rom und Griechenland gebohren,
Die leider! lange sich verloren,
Bald uralt, unverfälscht und rar,
Die schöne Zendaveста gar,
Bald aus versunkner Klöster Gittern
Ein Abentheu'r von edlem Rittern,
Bald ein ganz neuer Ossian,
(Nie ein trübsel'ger Mönchersman,)
Auf meinen und auf allen Pressen.
Doch, da mirs noch so gut nicht wird,
Daß mir ein einzigs Pretzchen knirrt;
So will ich, statt der wind'gen Frazen
Von Raritäten, die man heckt,
Von Honigtöpfen, dran man leckt,
Von Schlössern, in der Luft gebaut,
Woraus man alles überschaut,
Noch was von meinem Fundchen schwazen.

Du kennst, mein Freund, den Diamant,
Der für den Appetit der Henne
Nicht reizend war, nicht Beifall fand;

Sie lobte sich, sagt Hagedorn,
Dafür ein einziges Geschenkorn,
Verscharrt' das Steinchen in den Sand,
Und sucht' ein Körnchen auf der Tenne.
Nun ist, in des Unkenners Hand,
Der schönste Fund nicht Fund zu nennen;
Auch ist, die Wahrheit zu bekennen,
Nicht jeder Fund ein Diamant.
Gar recht! — Doch, soll denn gleich den Blinden,
Mein klares Auge nichts mehr finden,
Und, was es fand, nun gleich verschmähn,
Und nur nach Diamanten spähn?
Fern sei's, daß ich mich so vergesse!
Ich seh' den Nutzen aller Dinge;
Nichts in der Welt ist mir geringe,
Und wären's auch nur Kieselinge.
Ich scheue doch, ich alter Mann,
(Will mancher drob ein Kind mich nennen;
So steht ihm diese Lust zu gönnen;)
Die Mühe nicht, noch sinn' und sann
Den grauen Kopf, den steifen Rücken,
Nach einem Kieselinge zu bücken,
Seh' ich gleich Kiesel überall.

Dies ist gerade jetzt der Fall.
Ich will an meinem Fund mich laben.
Mir war dies Steinchen, das ich fand,
So schlecht es ist, ein Diamant.
Sollt' ich ihn, wie das Huhn, vergraben?

Gegen-

* * *

Gegenwärtiger kleiner Beitrag zur Geschichte unserer Muttersprache, wird Kennern und Liebhabern alter Schriften, woraus sie erläutert, berichtiget und bereichert werden kan, vorzüglich also der Klasse von Sprachforschern, die nicht blos gelehrt, sondern auch scharfsinnig und philosophisch über dieselbe nachdenken wollen, hoffentlich nicht unwillkommen sein. Diese beiden Bruchstücke, so unbeträchtlich auch ihr Inhalt selbst sein mag, geben ihnen wenigstens zu dergleichen angenehmen und an neuen Sprachentdeckungen reichhaltigen Untersuchungen von allen Seiten Veranlassung. Das ganze so weitläuftige Gedicht ist bisher noch völlig unbekant. Bei allen prosaischen und gereimten Legenden von der heil. Jungfrau, die man bereits auf Papieren und Pergamenen des mittlern Zeitalters ans Licht gezogen hat, bei allen Probstücken, die man hin und wieder davon gegeben, und bei allen sie erläuternden und auf mehrere Schäze dieser Art nachweisenden Schriften, giebt, so viel ich weis, keine einzige einen Wink von diesem Gedichte, oder von einem Stücke desselben, und dessen Verfasser. Wäre also die Gemeinmachung meiner Fragmente auch blos, von meiner Seite, eine uns Dilettanten der Sprachkunde so natürliche Erwartung der Antwort nur Einer Stimme aus dem großen Publiko auf die Frage an dasselbe: Ob irgendwo das Ganze derselben auszuspähen wäre? und wo? so würde der Schritt, sie den Vergessenheit entzogen zu haben, schon zu verzeihen sein, und mir gewis bei billigen Lesern keine Schande zuziehen. Auf diese liebreiche Stimme horche ich von nun an mit angespanter Begierde, und sie würde mir die auf eine solche Kleinigkeit verwandte Mühe, und die bei jedem

Digitized by Google

Schritte auf diesem holperigten Wege mich begleitende traurige Besorgung des Mislingens, völlig wieder versüßen.

Freilich hätte ich mir diese Arbeit sehr erleichtern, und der Gefahr, Fehltritte zu machen, völlig ausweichen können, wenn ich, nach dem Beispiele der mehrsten Herausgeber alter deutscher Schriften, den Text so hätte liefern wollen, wie ich ihn vor mir fand. Ich hätte ihn dem Kenner der altdeutschen Sprache so ganz nackt in die Hand geben, und es ihm selbst überlassen können, wie er ihn benuzen wolte. Vielleicht verdiene ich auch von dieser ehrwürdigen Klasse von Lesern für meine Uebersezung wenigen Dank, auch wol gar Tadel.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich mich anfangs selbst mit der Vorstellung dieser Bequemlichkeit, wobei der Herausgeber so ruhig, und gegen alle Hiebe und Stiche der Kritik gedeckt sein kan, an das Abschreiben und Entziffern meiner hie und dort äusserst unleserlich geschriebenen Pergamene machte. Allein ich fand bald, daß ich mir die Dreistigkeit nicht abgewinnen konte, die, wie ich aus Erfahrung weis, der Schuz manches Herausgebers alter Werke ist, etwas zu kopiren, was ich nicht verstand, und Wörter und ganze Zeilen abzumalen, von deren Sinne ich keinen Stich sah. Wenigstens ward die Arbeit des gewöhnlichen mechanischen Kopisten mir gar bald eckelhaft und völlig unausstehlich. Wolte ich also meinen kleinen Fund nicht wieder wegwerfen, und die Pergamene der fernern Vermoderung Preiß geben, so mußte ich mich bemühen, zu verstehen, was ich schrieb, oder mich wenigstens von irgend einem Sinne des Geschriebenen, er mogte nun der wahre sein oder nicht, vors erste zu überreden. Dies veranlaßte den Versuch

von

Digitized by Google

von einer mich über den Eckel des Abschreibens herüberhelfenden wörtlichen Uebersezung.

Ich wage es, sie nunmehro nicht mehr blos als Gegenmittel gegen meinen eigenen Ueberdruß, sondern als eine vielleicht nicht überlästige Begleiterin eines Theils solcher Leser anzusehen, die sich die Mühe nicht verdriessen lassen wollen, sich mit dem vom ersten Abschreiber schon hin und wieder sichtbar verderbten Originale näher bekant zu machen.

Die Kentniß der altdeutschen Sprache, und besonders ihrer Dialekte, erfodert ein eigenes und nicht leichtes Studium. Gewis haben nur wenige den Grad der Fertigkeit darin erreicht, daß sie auf dem Wege einer schon an sich nicht gar anmutigen Lekture, ohne manchen Anstoß an dunkle Wendungen und Wörter, ungehindert fortwandeln könten. Solte dies nicht der Grund sein, warum selbst die von Bodmer, Müller, Casperson und andern, zur Ehre unsers Zeitalters ans Licht gezogene herliche Monumente der deutschen Sprache, nur gar zu oft, zu nicht geringerer Schande desselben, wenig gelesen, bald vergessen, und samt den verworfensten und ins Makulatur hinabgesunkenen Schriften, höchstens Ladenhüter werden? warum die Entschließung, mehrere solche noch im Staube vergrabene Schäze zu heben, den ganzen Mut eines patriotischen Mannes voraussezt, der die Aufopferung eines Theils seines Vermögens, und von einer gewissen Seite, selbst seiner Ehre, nicht scheut? Gloßare über jedes Werk dieser Art bleiben daher allemal unentbehrlich, und sind von unschäzbarem Werthe; allein auch der Gebrauch des Gloßars erfodert schon eine Geduld, die nicht jedem Leser zuzumuten ist, den man doch gerne an dem Vergnügen es zu lesen und zu studiren Theil nehmen lassen mögte.

Digitized by Google

Ich hoffe mich nun über meine Entschliessung, diesen Fragmenten eine Uebersezung beizufügen, überhaupt einigermaßen gerechtfertigt zu haben. Mögte ich mich doch nur auch über deren innern Werth, oder vielmehr über die vielleicht nicht selten verfehlte richtige und genaue Darstellung des Originals mit sicherm Zutrauen auf die Nachsicht des Publikums rechtfertigen können. Wenigstens denke ich nichts verabsäumt zu haben, was meine Kräfte und meine Zeit zur Vermeidung mehrerer Fehler und Unrichtigkeiten zuließen.

Ich übereilte mich bei dieser Beschäftigung, die ich blos für eine Erholung von andern Geschäften ansahe, gar nicht, sondern lies die Kopie zugleich mit der Uebersezung mit Fleiß langsam fortgehen. Ich sammelte, mutmaßte, verglich Wörter mit Wörtern und Redensarten mit Redensarten nicht ohne Sorgfalt, zog den kleinen Vorrath von Hülfsmitteln, den ich besaß, zu Rathe, und wünschte mir oft einen freundschaftlichen Rathgeber, der des holländischen oder niederländischen Dialekts, an welchen meine Marienlegende sichtbar grenzt, mehr kundig als ich, auch zugleich Liebhaber und Kenner dieser Art der Litteratur wäre. Diesen Mann fand ich unverhofft an dem gelehrten Sprachforscher, Herrn Magister Kinderling, Prediger in Calbe an der Saale.

Gerade um die Zeit, da ich mich mit meinen Fragmenten in der Stille beschäftigte, machte der berühmte Herr Rath Adelung, jeziger kurfürstl. Bibliothekar in Dresden, im zweiten Bande seines Magazins für die deutsche Sprache, eine Nachricht von einem noch ungedruckten alten Gedichte vom Leben der Marie bekant, deren Verfasser dieser mein vorerwähnter Freund ist. Er hatte, als Besizer dieser Handschrift, Proben daraus

Digitized by Google

aus, nebst einer Beschreibung derselben, mit sehr treffenden und scharfsinnigen Sprachanmerkungen über das Gedicht selbst, seiner Ankündigung beigefügt.

Weil der Inhalt meiner Pergamene der nämliche mit dem war, den der Kinderling'sche Kodex darstellte, so glaubte ich, durch Vergleichung mit diesem, manche Aufklärung vieler mir unerklärbaren Stellen erhalten zu können. Zwar ließ mich die so auffallende Verschiedenheit des Dialekts beider Handschriften gleich Anfangs kaum hoffen, die Ergänzung meiner Fragmente, oder gar das Ganze in jener anzutreffen, dennoch aber erwartete ich einige Beihülfe in der Aufklärung einzelner Stellen, und in dem Zusammenhange der Legenden selbst, worin ich, ich gestehe es, ein grosser Fremdling bin. Kurz, ich wandte mich schriftlich an diesen vortreflichen Mann, und schickte ihm meinen unvollkommnen Versuch zur Erklärung meiner Fragmente nebst den Pergamenen zu, um sie mit seiner Handschrift zu vergleichen, und mir, wo möglich, die Quelle, woraus die verfilzirte Legende geflossen, kentlich zu machen. Freilich sahe ich schon in seiner ersten Antwort meine Erwartung, von der Seite meines geheimen Wunsches auf den Verfasser des Ganzen zu stossen, völlig vereitelt, aber von einer andern Seite, wo ich viel zu hoffen nicht unbescheiden genung bin, bei weitem übertroffen. Er theilte mir in dem unter uns fortgesezten Briefwechsel mit einer Gutherzigkeit, die wol nicht allen Gelehrten eigen sein mag, nicht nur lange Auszüge aus seiner Handschrift, sondern auch Verbesserungen meines Versuchs, Bestätigungen meiner Mutmassungen, richtige Sprachanmerkungen, Nachweisungen anderer in dies Fach einschlagender Schriften, mit einem Worte, er theilte mir alles mit, was ihn fast mehr zur Bekantmachung dieser Blätter berechtigen konte, als mich selbst.

Digitized by Google

Ich mache daher gerne von seiner mir neulich gegebenen Erlaubniß Gebrauch, und lege sein an mich gerichtetes Sendschreiben, das man als einen schäzenswürdigen Kommentar über die Fragmente und deren Uebersetzung ansehen kan, mit Vergnügen einem Publikum vor, das für ein solches Geschenk gewiß nicht undankbar sein wird.

Sehr viele zur Geschichte oder Legende selbst gehörige Belege, die ich, vorzüglich aus alten Schriftstellern, aufgesammlet hatte, habe ich zurück behalten. Ich trug billig Bedenken, dies Werkchen damit noch mehr zu vergrössern. Vielleicht können sie einmal ihre Dienste thun, wenn diese Fragmente das Glück machen solten, mit dem Ganzen vereint, künftig gelesen zu werden.

Was das Aeusserliche meiner Pergamene betrift, so ist der ganze Kodex vormals ein starker Foliant in kleinerm Formate gewesen. Von diesem Ganzen habe ich nur zwei in einem alten gedruckten Beda befindliche Blätter zu retten Gelegenheit gefunden. Dies Exemplar war unter die mörderischen Hände der Buchbinder, bereits vor dreihundert Jahren gefallen, von ihnen zerrissen und gleichsam getödtet, und wird nun wol nie wieder herzustellen oder zu beleben sein. Die Blätter, worauf meine Fragmente geschrieben sind, hängen zusammen, und machen ein ganzes Stück Pergamen aus, aber die Schrift ist in zwei Bruchstücken von einander getrennt. Die Handschrift hatte vormals in jeder ihrer Lagen vier Blätter, so wie ein Quartbogen, gehabt. Die innern beiden Blätter dieser halbgeretteten Lage sind verloren, und machen hier also eine Lücke, die eben so groß ist, als das gerettete. Der Text springt vom drei und funfzigsten Kapitel in die Mitte des sechzigsten, oder von der Offenbarung der Elisabeth.

Digitized by Google

sabeth, in die Geschichte von der geschwängerten Aehtissinn, über. Folglich sind in dieser Lage ungefähr vierhundert Verse verloren gegangen. Es hat nämlich jede Seite der Handschrift eine doppelte Spalte oder Kolumne, und jede Spalte funfzig Verse. Doch veranlassen es auch wol die Ueberschriften des Inhalts, daß ihrer ein Paar weniger sind. Daher hat das erste Fragment nur hundert sieben und neunzig Verse, das zweite aber noch zwei darüber. Die Titel der Kapitel sind mit rother Farbe geschrieben, und jedes Kapitel fängt mit einem ziemlich grossen Buchstaben von eben der Farbe an. Das erste Wort jeder Spalte hat gleichfalls einen grössern Anfangsbuchstaben in schwarzer Dinte.

Damit man ungefähr von dem Alter der Handschrift anschaulich selbst zu urtheilen im Stande sei, habe ich die ersten fünf Zeilen derselben, durch einen genau und geschickt verfertigten Holzschnitt darstellen, und diesen Fragmenten beifügen lassen.

Digitized by Google

Erſtes Fragment.

(Schluß des funfzigſten Kapitels.)

Ten liue enter zielen blent
Die ſelue Juede eſ ghekerd
Metter palmen enn heuer ghelerd
Den apoſtelen wat ghefciede
Onder donghelonighe liede

hoe ſoe te emele voer. L. I.

Den lechame droeghen mede
Die apoſtele toter ſtede
Al daer ſie een niewe graf vonden
Enn leidene daer in tien ſtonden
Enn loken tgraf enn hebbett om beiden
Alle gader daer ter ſteden
Die apoſtele alſt god hiet
Niet langhe daer na god ne liet
Hine cam al daer ter ſtede
Enn met hem menech inghel mede
Met groter clareit en ſprac te deſen
Vrede moete met jv weſen
Sie ſeiden die ontfarmeneſſen dyn
Here moete met ons ſyn
Hie ſprac deſe hebbic vercoren
Alſ diere of wilde ſun gheboren
Wat wildi wat icker doe bi
Siden ghenoeghet dī
Ghelikē alſ du ſys vereſen.

25. Van

Wörtliche Ueberſetzung.

1. Am Leibe und der Seele blind.
Derſelbe Jude iſt (zurück) gekehrt
Mit der Palme, und hat es erzählt
Den Apoſteln, was geſchähe
5. Unter den ungläubigen Leuten.

Wie ſie gen Himmel fuhr LI.

Den Leichnam trugen mit einander
Die Apoſtel, zu der Stätte,
Alda ſie ein neu Grab fanden,
Und legten ihn darin, zu den Stunden,
10. Und bedeckten das Grab, und hatten um beide (Grab und Leichnam)
Alle Sorgen an der Stätte,
Die Apoſtel, als es Gott hieß.
Nicht lange daſelbſt ihn (den Leichnam) Gott nicht ließ.
Er kam aldar zur Stätte,
15. Und mit ihm mancher Engel zugleich
Mit groſſer Klarheit, und ſprach zu dieſen:
Friede müſſe mit euch ſein!
Sie ſagten: Deine Erbarmungen
Herr, müſſen mit uns ſein!
20. Er ſprach: Dieſe hab ich erkohren
Als die, deren Sohn ich geboren ſein wolte.
Was wolt ihr, daß ich ihr mehr thue?
(Sie ſagten: Herr,) wenn es dir beliebt,
Gleich als du biſt erſtanden

Digitized by Google

Van dode te liue dotu oec deſen
Lechame vp doeſ ſtaen te waren
Enu metti tier bliſcap varen
Hie ſprac het ſal alſo weſen
Alſ ghi hebt gheſeit van deſen
Hie hiet den inghel michael
Halen die Ziele enn hie deit wel
Enn gabriel cam daer toe ſaen
Enn heuet den ſteen vp ghedaen
Doe ſprac Jheſus ſtant vp minne
Mine alre naeſte vriendinne
Om dat noiten, in dyn leuen
Dine harte an manne was ghegheuen
So ſal dyn lechame veriſen,
Reine bouen al dat men ſe mach priſen
Maria es te hant vereſen
Enn dancte haren ſoene van deſen,
Enn Jheſus ſine apoſtelen cuſte
Sire moeder met ſire ſcare
Dapoſtele worden haren chare
Ele ghedraghen in ſyn lant
Daer hie predekende was becant

wat men hier of gheloven moet LII.

Alne wille niet die chercke
Deſe yſtorie no die clerke
Int nauſte hem der an houden
Om dat ſi niet wel gheluden
Wie ſe maecte of wanen ſoe cam
Nochtan alſo ict vernam
Sone eiſt jeghen tgheloone niet
Enn menech elech clerc die pliet
In gueden wane te houdene dat
Dat maria dat rene vat
In emelrike ſi te ſamen

Met

Digitized by Google

Vom Tode zum Leben, daß du auch diesen
Leichnam aufstehen lassest wahrhaftig,
Und mit dir in's Freudenreich fahren.
Er sprach: Es soll also sein
Als ihr gesagt habt hievon.
Er hieß den Engel Michael,
Holen die Seele, und er that es gern.
Und Gabriel, kam dazu sogleich (schnell)
Und hat den Stein aufgehoben.
Da sprach Jesus: Steh auf, Liebe,
Meine allernächste Freundin!
Weil nie in deinem Leben
Dein Herz einem Manne geschenkt war,
So soll dein Leichnam verbleiben
Rein, über alles was ein Mensch mag preisen
Maria ist sogleich auferstanden,
Und dankte ihrem Sohne dafür.
Und Jesus seine Apostel küßte,
Seine Mutter mit seiner Schaar.
Die Apostel wurden auf ihrem Wagen
Ein jeder getragen in sein Land,
Wo er als Prediger war bekant.

Was man hievon glauben muß. LII.

Zwar will weder die Kirche
(An) diese Historie, noch die Geistlichkeit
Sich aufs genauste halten;
Weil von ihr nicht will verlauten
Wer sie machte, oder woher sie kam.
Dennoch hab ichs so vernommen
Auch ist es dem Glauben (der Glaubenslehre) entgegen nicht,
Und mancher fromme Klerikus pflegt
In gutem Wahne dies fest zu halten,
Daß Maria, das reine Gefäß,
Im Himmelreiche sei [illegible]leich

Mit

Digitized by Google

Met Ziele enn met lechamen
Enn dit moet men gheloven wel
(Is) Sonder enich vul bispel
. . Want auguſtinus in een ſermoen
Spreect aldus op dit doen
Die marien in dif lyf
Al minde vor ander wyf
Dat hie van hare ontſaen woude
Vleſch alſi man weſen ſoude
Hetſ houeſch dat menſ gheloue mede
Dat hie ſonder langhe houeſtede
Ha re dede in deſ leuens ende
.. De worme die ſyn des veleſchs ſcende
Enn hier of was o Jheſus quite
Dies machmen ghelouen met vlite
Dat hie mede wilde vrien
Daer of die nature marien
Want Jheſus vleſch en dat hare
Was al een datſ openbare
.. Oec ſo vinden wie gheſet
Dat ene nonne elyſabet
Die emelic was onſer vruwen
Enn hare diende in goeder truwen
Vertoghet was van haerre vpuaert
Dit dat deſe ſcrift openbaert
Hier naer ſuldi weten bet
Wie ſoe was deſe eliſabet
Dus ſpreect die boec die van hare bleef
Enn die men ſeghet dat ſoe ſcreef

wat Sunte liſebette hier of ſach LIII.

Vp de octaue van der vpuaerd
Dat ſoe voer te hemele waerd
Onſe vruwe dard al an leghet
Omtrent als men meſſe ſeghet

Waſis

Mit der Seele und mit dem Leichnam
Und, dies muß man wol glauben,
(Ist) ohne einig völlig Beispiel.
Denn Augustinus in einem Sermon
Spricht also von dieser Sache:
„Von der Marien, in deren Leibe
(Er) Schon beliebte vor andern Weibern,
Daß er von ihr wolte empfangen sein
Fleisch, als er Mensch werden solte,
Ist es schicklich, daß man es zugleich glaube,
Daß eben der ohne langen Aufenthalt in der Grabstätte,
Ihr that (ihr Liebe erwies) in des Lebens Ende.
Die Würmer sind des Fleisches Schande,
Und davon war Jesus frei.
Dies mag man glauben mit Ernst,
Daß er zugleich mit wolte befreien
Davon, die Natur der Maria.
Denn Jesus Fleisch und das ihre
War ganz Ein (Fleisch) das ist offenbar.
So auch finden wir berichtet,
Daß eine Nonne Elisabeth
Die eine Vertraute unserer Frau war,
Und ihr diente in guter Treue,
Ueberzeugt war von ihrer Auffarth.
Dies das (wie das) diese Schrift offenbart.
Hernach solt ihr besser wissen
Wer sie war, diese Elisabeth.
So spricht das Buch das von ihr noch vorhanden ist,
Und das man sagt, das sie schrieb.

Was die heilige Elisabeth hievon sahe LIII.

Auf der Oktave von der Auffarth
Da sie gefahren war himmelwärts
Unsere Frau, an der uns alles liegt
Um die Zeit, da man Messe liest

War

Wasic al buten minensinne
Doe verbaerde hare die coninghinne
Van emelrike die goederciere
Mine trosteneſſe na hare maniere
Doe badic hare al daer ter ſtéden
Alſo alſ men hadden ghebeden
Een onſer oudere in ſinen bede
Vrouwen juwer goederciere
Latic ghenoeghen joſ ghyt ghebiet
Enn maecte ons ſeker iet
Joſ ghi te hemele voert alene
Metten gheſte ſo ghemene
(Of) Met Ziele enn met lechame mede
Soe andwor[illegible]aer ter ſtede
Dit ne canſtu gheweten noch
Het eſ te gheſciene doch
Dat bedi dit word openbare
. . Vord word mer ni al den Jare
Ne durftic niet fraghen das
Den inghel die mie emelic was
No onſer vruwen oec te waren
Alſoe mie wilde hare verbaren
Maer hie die mie dit vraghen dede
Die loed mie ſo menich ghebede
Daer ict mede ſoude beiaghen
Alſt jaer omme was gedraghen
Dat hare opuaerd cam na deſen
Haddi langhe ſiec ghewéſen
Enn ic lach in min bedde cranc
Ter wilen dat men meſſe ſanc
Cam mie onmachte daer ic lach
So dat ic wel vere ſach
Een graf ſere claer enn rike
Enn ic ſach alſ eenſ wiues ghelike
Aldaer enn ſtaen om hare
Van inglen ene grote ſcare

Enn

Digitized by Google

War ich völlig auſſer mir.
Da offenbarte ſich die Königin
Vom Himmelreiche, die gütige (holdſelige)
Meine Tröſterin, ihrer Gewohnheit nach.
Da bat ich ſie aldar zur Stelle,
Eben ſo, als nur hatte gebeten (die Maria)
Einer von unſern Alten, in ſeinem Gebete:
Frau, Eurer Holdſeligkeit
Ueberlaß ichs, zu verfügen, wenn ihrs befehle,
Und gebt uns einige Gewißheit
Ob ihr gen Himmel fuhrt, alleine
Mit dem Geiſte, wie gewöhnlich
(Oder) Mit der Seele und dem Leichnam zugleich?
Sie antwortete hier zur Stelle:
Dies kanſt du noch nicht wiſſen,
Doch iſt es dir beſtimt,
Daß beides dir wird offenbart
Forthin warte mehr nicht, als dies Jahr.
Nun getraute ich mich nicht, das geringſte zu fragen
Den Engel, der mein Vertrauter war,
Noch auch unſere Frau, obs auch wahr ſei
Daß ſie mir wolte ſich offenbaren.
Aber, der welcher mich hierum zu fragen antrieb,
Der legte mir etliche Gebete auf,
Dadurch ich es ſolte verlangen.
Als das Jahr verlaufen war
Daß ihre Auffahrt wiederkam,
War ich lange ſiech geweſen,
Und ich lag in meinem Bette krank.
Derweile daß man Meſſe ſang
Kam meine Entzückung, der ich unterlag,
So, daß ich weit in der Ferne ſahe
Ein Grab, ſehr hell und prächtig
Und ich ſahe als eines Weibsgeſtalt
Daſelbſt, und ſtehn um ſie
Von Engeln eine groſſe Schaar,

Und

Digitized by Google

Enn cortelike ward ſoe vp gherecht
Van dien graue enn met hare echt
Dingle vele hare beneuen
..Enn vp harde hoghe verheuen
In den hemele daer na ſaen
So cam onſe vruwe ghegaen
Ter dueren daer ic ſe plach
Te ſiene vp ſomſchen dach
Enn ſoe ſtont enn toghede mede
Hare glorie hare clarede
Doe waſ mie mede dinghel bi
Doe vroghedie hem wat het ſi
Dat ic daer hadde gheſien
Hie ſoede die eſ ghetoghet in dien
Hoe met liue met Ziele mede
Onſe vruwe vp vorn der hochheit ſtede
.. Doe vraghedic an der weruen an hare
Hoe langhe ſtont dat het ware
Van haren ende tote dat cam
Dat ſoe vp te hemele clam
Enn dit heuet ſoe mie verclaerd
Enn goedertierlike gheopenbaerd
Enn heuet mie alſo gheſeghet
Ter tyt dat hare vpuaert teghet
Tenn aluen oeſte heuet ſe ghegheuen
Den gheeſt enn gheent hare leuen
Enn ouer xl daghe daernaer
Vp die neghende kalende datſ waer
Van octobre ward ſoe verheuerſ
Metten vleſche gode beneuen
Maer die eleghen hier achter waerd
Die van hare vleſceliker vpuard
Niene wiſten clene no grot
Namen den dach van haerre doot
Enn hieten mede alſo nomen
Alſe jof ſoe vp dan ware ghenomen

..Echt

Digitized by Google

Und in kurzer Zeit ward sie aufgehoben.
Von diesem Grabe, und mit ihr wiederum
Der Engel viel neben ihr.
Und in ihre Höhe verhoben,
In den Himmel. Darnach plözlich
So kam unsere Frau gegangen
Zur Thüre, woselbst ich sie pflegte
Zu sehen manchen Tag.
Und sie stand, und zeigte zugleich
Ihre Glorie, ihre Klarheit.
Dabei war zugleich mein Engel.
Da fragte ich ihn, was es sei
Das ich daselbst hätte gesehen?
Er sagte: Dir ist gezeigt hierin,
Wie mit Leib und Seele zugleich
Unsre Frau aufgefahren ist zur Hoheit Stätte.
Da fragte ich ein andermal sie:
Wie lange Zeit es wäre
Von ihrem Ende, bis das kam,
Daß sie auf, gen Himmel, stieg?
Und dies hat sie mir kund gemacht
Und holdseelig geoffenbart,
Und hat es mir also gesagt:
Zu der Zeit, da ihre Auffahrt einfällt,
Den halben August, hätte sie aufgegeben
Den Geist, und geendet ihr Leben.
Und nach Verlauf von 40 Tagen darnach,
Auf den neunten Kalendarum, dies ist wahr,
Des Oktobers, ist sie erhoben,
Mit dem Fleische, Gott zur Seite.
Allein, die heiligen (Väter) vor uns,
Die von ihrer fleischlichen Auffahrt
Nichts wusten, weder kleines noch grosses,
Nahmen den Tag von ihrem Tode,
Und hiessen zugleich (ihn) also benennen
Als ob sie an demselben wäre aufgenommen.

Digitized by Google

. . Echt daer naer ouer twe jaer
Verbaerde onſe vruwe hare daer
Alſoe mie vele dinghens ondede
Doe beuraghedic hare mede
Hoe langhe ſoe waſ in deſen aerd
Na haer ſoens Jheſus vpuaerd
Een Jaer ſprac ſoe enn meer vord
Alſe to te aluen oeſte ghehord
.. Doe ſeidic vruwe ſect mie hier aue
Waren dapoſtele niet tuwen graue
Ja ſi ſprac ſoe al te male
Enn met eren har de wale
Brocht ſie mie al daric lach
Echt vp onſer vruwen dach
Alſ men hare boedſcap begaet
Verbaert ſoe hare enn bi mie ſtaet
Doe vroghedic hoe out ſoe ware
Doe dinghel boedſcepe droech an hare
Dat word enn ſoe gode ontfinc
Doe andworde ſoe deſe dinc
Jc hadde ſprac ſoe XV. Jaer
Enn alſe vele mer vor waer
Alſe vandat men hont den dach
Daer mine gheborneſſe vp lach
Tote dat cam ten daghe daernaer
Dat dinghel ſprac aue maria
.. Dus vete heb wie vonden beſcreuen
Van onſer vruwen dat onſ gheuen
Boeke die men ghelouen mach
Nu ſident haren leſten dach
Dat ſoe leuede vp aerderike
Heuet ſoe ghedaen ſekerlike
Meneghe miracle enn noch doet
Wie ſo minnet in ſwen moet
Marien die hore hier naer ***.

Digitized by Google

Wiederum darnach, über zwei [redacted]
Offenbarte unsre Frau sich da,
Als sie mir viel Dinge kund that.
Da befragte ich sie zugleich:
Wie lange sie war auf dieser Erde
Nach ihres Sohns Jesus Auffahrt?
Ein Jahr, sprach sie: und weiter fort
Als zum halben August gehört.
Da sprach ich: Frau, sagt mir hievon,
Waren die Apostel nicht bei eurem Grabe?
Ja, sprach sie, sie allzumal
Und mit Ehren sehr wol (anständig)
Brachten sie mich, insgesamt (dahin) wo ich lag.
Wiederum, auf unsrer Frauen Tag
Als man ihre Botschaft beging,
Offenbarte sie sich, und stand bei mir.
Da fragte ich: Wie alt sie war
Als der Engel Botschaft an sie brachte
Das Wort, und sie Gott empfing?
Da antwortete sie dieses;
Ich hatte, sprach sie, 15 Jahre
Und so viel mehr darüber
Als, von daran, (da) man feirt den Tag
Darinn meine Geburt fiel.
Bis das kam, zu dem Tage darnach,
Daß der Engel sprach Ave Maria.
So viel haben wir funden beschrieben
Von unsrer Frau, das uns vorlegen
Bücher denen man glauben mag
Nun, seit ihren lezten Tag
Daß sie lebte auf dem Erdreiche
Hat sie gethan sicherlich
Manche Wunder, und thut sie noch
Wer so liebt in seinem Herzen
Die Maria, der höre, was folgt.

(Das zweite Fragment und Schluß im nächsten Stück.)

Digitized by Google

4.

Der neun und zwanzigste September.

An die Frau Gräfin von Schimmelmann, gebor- ne von Gersdorf. 1787.

Willkommen wie auf Rebenhügeln
Sei mir der Tag, der dich gebar;
Er trägt mich auf der Sehnsucht Flügeln
Hinüber zu der trauten Schaar,
In der ich oft so glücklich war,
Und legt dir meine Wünsche dar,
Die, feuriger von Jahr zu Jahr,
An jeder neuen Sonne glühen,
Und welche heute noch so gar,
Wie an dem Baume, der bei frühen
Geschwollnen Früchten Blumen bringt,
Auch mit des Liedes Blume blühen,
Die duftend um die Frucht sich schlingt.

Doch wirst du, bei der schönen Feier,
Die deine Kinder um dich her,
Den edlen Ernst von Seelands Meer,
Und Julia von Albion,
Und Freunde, die auf heißem Roß
Und schnellen Rädern zu dir wallen,
In Friedrichs hochgethürmten Schloß*)
Versammelt, meiner fernen Leier
Auch lauschen? wird ihr schwacher Ton,
Wenn jede Tochter, jeder Sohn
Dich froh begrüßen, nicht verhallen?

Nicht

*) Ahrensburg.

Digitized by Google

Nicht, wie beim Lied der Nachtigall
Dir heiser, wie aus tiefem Thal
Das schwache Lied der Grille schallen?

Doch nein! die Muse weis in allen,
Auch schlimmen, Nöthen guten Rath;
Mir hilft sie manchmal mit der That;
Auch laß' ich immer Rath und That
Von ihrer Freundschaft mir gefallen.
Sie flüsterte mir auf dem Pflaum,
Als noch auf meinem Lieblingsbaum
Des Morgensternes Fackel bebte,
Wie schon Aurorens Rosenhand
Des Himmels schimmerndes Gewand,
Umrauschet von der Wogen Schaum,
In Tithons kühlen Hallen webte,
Und schon ein goldner Stralensaum
Der Frühe graues Kleid belebte,
Und seinen dunklen Falten kaum
Ein lichtes Wölkchen noch entschwebte,
Mir halb im Wachen, halb im Traum:

„Ich wand im Garten der Ideen
Für deine Freundin diesen Kranz;
Doch soll sie ihn noch frisch von Glanz,
Noch träufelnd von der Frühe sehen,
So gieb ihn Lina, deren Hauch
Mit sanftem, lebenvollen Wehen
Die zarte Knospe der Ideen
Entfaltet, und die Blumen auch,
Schon von der Worte Band umwunden,
Noch frisch wie in der Frühe Stunden,
Noch duftend wie auf stiller Au,
Noch glänzend von dem Morgenthau
Erhält in immer neuer Blüthe;

Die, wenn ein Blümchen auch verblühte,
Mit immer neuer Herzensgüte,
Aus immer neuer Geistesblüthe,
Ein neues in den Kranz dir flicht.“
So sprach die Muse. Süße Pflicht
Ist ihr Befehl mir stets gewesen;
Doch hat die Muse diesen nicht
In meiner Seele schon gelesen?

Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

5.

Zweites *) Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend.

Daß ich Ihnen, liebster Freund! eine zweite Nachricht von der deutschen Gesellschaft gebe, ist Ihr Wunsch, und daß ich es öffentlich thue, Ihnen angenehm. Aber Ihnen die Protokolle in Extenso mitzutheilen, ist mir unmöglich; denn heute Morgen erhalte ich sie, und bin nicht sicher, daß ich sie nicht vor Abend noch wieder

werde

*) Das erste Schreiben ist in der Allgemeinen Litteraturzeitung 1786. August Nr. 200 bis 202 befindlich. Die A. L. Z. ist freilich für solche Aufsätze nicht bestimt, und die Aufnahme meines ersten Briefes war bloße Gefälligkeit. Bei der Reichhaltigkeit der Rezensionen kann ich nicht so unbescheiden sein, um eine zweite Gefälligkeit der Art anzusuchen, und da das D. Museum häufig genug gelesen wird, so wird mir das Publikum verzeihen, wenn ich eine neue Wohnung beziehe, die nicht abgelegener ist, als die erste.

werde zurückgeben müssen. Die Gesellschaft wird vorsichtiger; nach ihrem Plane, nach ihrer Einrichtung soll sie mir aber nicht zu vorsichtig werden können, dazu sind, wie Sie wissen, meine Maaßregeln zu gut genommen. Freilich haben viele Protokolle hiesige Gegend durchstrichen, die ich nicht einsehen konte, weil ich abwesend war, wir verlieren dadurch beide, und ich besonders die seufzenden Anathema's über mich; aber so viel wird uns noch immer bleiben, den Geist der Gesellschaft im Auge zu behalten, und ihren Modifikazionen nachzuspüren. Auf meiner Reise habe ich manchen frommen Fluch über den Verfasser des Schreibens vom Niederrheine aufgeschnapt, und manche Muthmassung über den eigentlichen Verfasser gehört; daß er den Seufzenden aber so nahe war, dachte Niemand, und ich fühlte keinen Beruf, es ihnen zu sagen. Uebrigens habe ich gefunden, daß mein Schreiben Bedürfniß war; Freunde und Feinde sprachen davon, und die Nichtgesellschafter am meisten. Man glaubte aber auch oft mehr Beschuldigungen in meinem Schreiben zu finden, als ich der Gesellschaft zur Last gelegt hatte, und dieser falschen Auslegung fand ich die Gegner der Gesellschaft schuldiger, als ihre Anhänger; doch auch diese gaben dem Verfasser falsche Nachrichten schuld, die ich doch wörtlich, wenigstens dem unverkenbaren Sinne nach, aus den Protokollen selbst genommen hatte, und es fiel mir schwer, mich verborgen zu halten, wenn man unverschämt genug war, das, als in den Protokollen Gestandene, wegzulcugnen, was ich doch selbst gelesen hatte.

Mein Vetter P. dem ich aufgetragen hatte, sich auf seiner Reise nach diesem und jenem zu erkundigen, hat nichts mitheimgebracht, das sich der Mühe verlohne. In Basel selbst, sagt er, hatte man mit dem Grafen Cagliostro zu viel zu thun, als daß man mir hätte Bescheid sagen können, (und überhaupt weis man gerade in Basel fast am wenigsten davon,) und in Strasburg war die Societe

Digitized by Google

harmonique zu sehr Nouvelle du Jour, um sich um die Société allemande bekümmern zu können. Manchen Mann haben wir indessen beide angetroffen, der wieder aus der Gesellschaft ausgetreten, oder doch nicht eingetreten war, weil er mein Schreiben gelesen hatte, manche aber, die sonst noch Bedenken getragen hatten, waren aus eben der Ursache, aus frommen Troze, beigetreten, und viele, weil sie einen unrechten Mann für den Verfasser hielten, dem sie ein frommes Schnippchen schuldig zu sein glaubten. Im Ganzen genommen, scheint indessen die Gesellschaft, eher an Gliedern abzunehmen, als sich zu rekrutiren, besonders hier am Niederrheine, wo wir doch eben so empfänglich zum Schwärmen als für den Schnupfen sind. Die Berichtigung (des Prediger Schulze in Magdeburg) meines Schreibens kenne ich erst seit gestern aus dem Meßkatalogo; ich habe mir sie notirt, und werde zu seiner Zeit sehen: ob sie eine Antwort verdiene, oder nicht?

Für diesesmal kan ich Ihnen nur von zwei Gesellschaftsberichten den 9ten, 10ten des 7ten Jahrs, Nachricht geben. Der 9te ist datirt, Basel den 2ten Mai 1787, und aus diesem Dato können Sie sehen, wie viele Stücke ich verreist habe.

1. Flensburg den 8. Okt. 1786. Frommes Geschwäze, das jeder Liebhaber in dem wässerigsten Erbauungsbuche besser und kräftiger haben kan. Da wird z. E. ein mächtiges Aufheben daraus gemacht: daß eine Visite keinen Wein trinken wolte, und der Wirth das Eingesparte einer armen Familie zufließen lies; daß ein kleines Mädchen sich der Arie: „Lieber trink ich keinen Wein," erinnerte; daß ein Schulmeister einem mutwilligen Knaben verziehen habe, der ihn selbst beleidiget hatte u. s. w. Der Schulmeister scheint dies Protokoll selbst geführt zu haben. Der Anhang aus dem Briefwechsel ist eben so äusserst unbedeutend, ein seichtes Geschwäz, das jedes alte Weib

Digitized by Google

Weib führen kan, und in der schlechtesten Leichenpredigt noch schlecht bleibt.

2. Dresden, den 16. Okt. 1786. Ein Stück aus der sonntäglichen Predigt über die Epistel 1 Kor. 1, 4—9 Dresden, den 17. Nov. In Abwesenheit des theuren Herrn Petermann unterhielt der Herr Festungsprediger Wolleski die Brüder mit einer Betrachtung über Ebr. 3, 13. und ermunterte sie auch unter der Schmach, die ihnen jezt wiederfahren, fest an Jesu zu halten. Solte mein Schreiben in der A. L. Z. diese Schmach sein sollen; so hat mich Herr Wolleski nicht verstanden, der doch, als Prediger, zwischen Schmach um Jesu willen, (die die deutsche Gesellschaft von mir am wenigsten zu hoffen hat) und einer Rüge kindischer Schwärmerei, solte unterscheiden können.

Dresden, den 11. Dez. Erbauliche Betrachtungen über Ps. 36, 17. Auch der schlechteste Prediger, dem kein Verleger seine homiletischen Misgeburten abnehmen will, hat hier Gelegenheit, sie in die weite Welt zu schicken, und fromme Leser zu ennüyren.

3. Magdeburg, den 6. Dez. Der Brief des Herrn Past. Stopfels zu Raude vom 9. Dez. 1785 erbauete die Brüder sehr, und sie wünschten ihn gedruckt zu sehen. Herr Hermann hatte unterm 16. Okt. aus Berlin geschrieben: „Wir haben gute Aussichten und Hofnungen von unserm neuen und vielgeliebten Könige, dessen Aeusserungen von unserer allerheiligsten Religion bereits einige Stille und Geschwindigkeit bei den Neologen erregten.“ Man ist es an diesen Leuten nun einmal gewohnt, daß sie sich für die alleinige, wahre Kirche, und ihre Meinungen allein für Wahrheit und Religion halten, und übel dürften sie es eben nicht nehmen, wenn sich der weltliche Arm für sie und wieder alle, die draussen sind, erklärte. Herr Hermann dürfte sich indessen nebst dem Herrn O. C. R. Silberschlag, ein wenig geirrt haben.

Herr Seebohm aus Altona schrieb: „Bei mir geht's jezt durch mancherlei Glaubensproben, und mein Unglaube siehet oft viele Enakskinder; doch aber erfahre ich auch jezt schon die Wunderhand meines Heilandes, und es gelingt mir dann auch durch Gnade, daß ichs so mache, wie mir vor einigen Tagen ein redlicher Freund in Hamburg rieth, ich solte nur einen nach dem andern bei den Beinen ergreifen, und mit den Köpfen an den Felsen Jesum Christum zerschmettern.“ Der Herr Konsistorialrath und Generalsuperint. Schuhmacher in Hildesheim schreibt: „Wir müssen dahin wieder zurückkehren, wo Luther mit seinen Gehülfen stand.“ Um dahin wieder zurückzukehren, müßte man schon da gewesen sein; dies scheint aber Hrn. Schuhmachers Fall nicht zu sein. Luther pflegte nicht zurück, sondern vorwärts zu gehen.

4. Lippen, vom Aug. und Sept. und doch weiter nichts, als homiletisches Geschwäze.

5. Pasewald, den 4. Okt. und 1. Nov. Das erste eine Betrachtung über das Salz der Erden, Matth. 5, 13. wo ich der Brüder Meinung nicht bin, und das zweite über Ps. 111, 2 — 4. Ihre Exegese würden sie durch Lesung dieser Betrachtungen nicht verbessern, und Ihre Erkentnisse nicht vermehren; ich gehe also leicht über sie hin.

6. Beggerowischer Gesellschaftsbericht vom Nov. Die Gesellschaft eröfnete ihre Sesion durch ein Gebet über ihren monatlichen Gedenkspruch, Matth. 13, 31. 32. freute sich über die Nachricht von einem Häuflein gläubiger Seelen in Westphalen, und bat den Herrn Jesum: daß er viele aus ihnen (warum nicht alle?) zu so herlichen fruchtbaren Senfbäumen mache, daß die Vögel unter dem Himmel kommen, und unter ihren Zweigen wohnen. Uebrigens rühmen auch sie viel von Erweckungen in ihrer Gegend. Beispiel einer geschwäzigen

zigen, frommen Frau, und Nachricht von einer andern, die sich die Einsichten und Beredsamkeit einer dritten gewünscht hatte, sich aber eines bessern besann) (Ihr Mann wird sich dabei wol am beßten befinden.) Gebetserhörungen. Eine selbstgerechte Frau ist einer gläubigen Frau nicht gut; diese bittet, daß jene ihr gut werden mögte, und es geschah. Eine gläubige, aber arme Frau, wußte im ganzen Dorfe nicht unter zu kommen, sie bat den Herrn Jesum, und ihr Wunsch ward erfüllt. (Jesus sagt: wo ihr den Vater etwas bitten werdet ꝛc die deutsche Gesellschaft scheinet den Vater nicht zu kennen.) Uebrigens scheinet Coetus in Baggerow generis foeminini zu sein, den Prediger etwa ausgenommen, der am 1sten Sonntage nach Trinitatis darüber predigen wolte. „Wie sich nach dem Vorbilde Jesu die Gläubigen gegen die Welt zu betragen haben," dann nicht darüber predigen wolte, und es dann doch that, und wie sehr diese Predigt gefallen habe. Diese Nachricht heißt eine Pastoralanmerkung, wird aber wol nur für diejenigen brauchbar sein, mit denen es übernatürlich zugeht.

7. Prenzlau, den 7. Jan. 1787. Die Freunde besprachen sich über die Frage: woraus der Mensch seine Sünden erkennen lerne? Ein Mitglied auf dem Lande klagte schriftlich: daß ihm oft der Gedanke einfalle, als habe er noch eine gute Seite an sich. Wehe dem Menschen, der Schurke genug ist, nichts gutes mehr an sich finden zu können! und wehe dem unberufenen Splitterrichter, der den Menschen dies von Gott so gut geschaffene und so sehr geachtete Geschöpfe, so tief herabwürdigt, ihm auch gar nichts Gutes mehr zu lassen! Beim Lichte besehen, meinens die Herabwürdiger der menschlichen Natur doch so böse nicht, wenigstens nicht mit sich selbst, ausser daß sie sich nur leidend verhalten, um gut zu werden, und wir übrigen selbst beitragen zu

müs-

Digitized by Google

müssen glauben. Wir, die neuen Moralisten, (doch nicht neuer als Jesus selbst, der doch auch vom Thun sprach) meint der Ehrenmann, könten uns todt moralisiren; wir würden doch keine einzige Seele zur wahren, göttlichen Traurigkeit und Aenderung des Sinnes bringen. Hat der Mann in Prenzlau wol die Rede Jesu von dem stolzen Pharisäer und dem armen Zöllner gelesen? Uebrigens ermuntern sich die Prenzlauer nach der Ermahnung des Apostel Silberschlags in Stendal: „nicht auf die Stimme des Rezensenten in der allgemeinen Litteraturzeitung zu hören; wir wissen ja, was wir Gutes haben, (meinen sie) der Rezensent aber wühlt im Finstern herum, was kan er da sehen?“ (Der Rezensent empfiehlt sich bei dieser Gelegenheit dem Herrn Silberschlag und den Prenzlauern bestens.) Der Vorschlag der lieben Freunde in Varen: aus den Protokollen Auszüge zu machen, (geschieht das nicht schon wirklich?) solche unter die zerstreuten Kinder Gottes weit und breit auszutheilen, ist den Prenzlauern gar nicht entgegen; „denn auf diese Weise, heißt es weiter, bleiben die Originale in sichern Händen, und den Lästerern wird der Kanal verstopft, daß sie keine Protokolle in die Hand bekommen, um als arge Spionen (Ihr Diener!) Gift daraus zu saugen.“ Vielleicht bekomme ich dann noch das kleine Verdienst um die Gesellschaft, ihr Anleitung gegeben zu haben, wie man am füglichsten die Protokolle exzerpiren könne, stehe auch allenfalls selbst zu Dienste. Herr Pastor Thauter in Camin erwirbt sich das Verdienst, die Feinde Christi (alias die Nichtunirten) in verschiedene Divisionen zu theilen; zu welcher Brigade er mich gebracht habe, hat er noch in petto behalten. Auch von Demmin aus wird Vorsicht empfohlen, „daß die Protokolle nicht in untreue Hände gerathen.“ Könte da nicht ein kleines Mirakel Dienste thun? Doch noch ein Trost: wenn die Herren fortfahren,

Digitized by Google

fahren, wie sie bis dahin gethan haben, ihre Protokolle mit dem seichtesten Geschwäze und Pharisaismen anzufüllen; so gebe ich ihnen mein Wort, daß ich sie gar nicht mehr lesen will. Ist das nicht ehrlich?

8. Ravensberg den 4. Febr. 1787. Die Brüder versamleten sich diesmal mit einem Troste, denn sie hatten in voriger Woche einen lieben Jüngling begraben, der nichts von den Schrecken des Todes empfunden hatte. Wenn sie nicht daraus den Schluß machen wollen, daß man nur bei ihnen ohne Todesschrecken sterben könne; so habe ich nichts darwider. Beispiele werden auch bei ihnen wol bekant sein: daß Menschen, die völlig zügellos und ohne Gott gelebt haben, heuwisch sterben können, und wer will jeden verdammen, der nicht so heiter und resignirt diese Welt verläßt? Uebrigens liest sich der Ravensberger Gesellschaftsbericht noch am besten; die Männer denken noch mit unter, und man sieht es ihren Protokollen an, daß es ihnen einigen Zwang koste, sich herunter zu halten zu den Niedrigen. Auffallend ist es indessen auch an ihnen: daß sie ihr Gebet nach Inhalt und Artikeln protokolliren. Ein feuriger Beter kan das nicht, und ein gerührter, durch das Feuer der Andacht und das Interesse des Gebets Ergrissener, ist für diese Augenblicke ein schlechter Protokollist.

9. Nürnberg den 25. Febr. Die dortigen Gesellschaftsglieder sind entschlossen, künftig die Apostelgeschichte mit einander durchzugehen, und machten diesmal den Anfang mit Kap. 1, 1 — 14. wo der 14 Vers ihnen besonders gesegnet war. Ueber den Wiederanschluß eines Theils der ehemaligen Ravensbergischen Gesellschaft freuen sich die Brüder sehr, und wähnen, daß sie so verbunden, den Jesusfeinden, die sich an die deutsche Gesellschaft machen, doch wol furchtbar werden müßten. Wer also diese Leute beurtheilt, ihren Gang beobachtet, ihre Gedanken prüft, und das Schlechte schlecht nennt, der

ist

Digitized by Google

ist ein Jesusfeind. Und also kan man kein Jesusfreund sein, ohne zu faseln, zu schwärmen und zu tändeln: wie sie? Auch freuen sich die Nürnberger recht kindisch über eine entstandene Partikulairgesellschaft in Halle, in dem ehedessen so gesegneten, und jezt so sehr in Verfall gerathenen Halle. Herr Pastor Jasche in Wernigerode theilte den Freunden ein Paar Perioden einer Predigt mit. „Es ist von Seiten unsers Gottes um alles geschehen, was zu unsrer Seeligmachung erfordert wurde. Durch diesen Heiland ist nun auch der Zugang zu Gott, und die Fülle der Gnaden und Gaben eröfnet worden, so daß auf unserer Seite nichts mehr erfordert wird, als glauben, um dadurch zu nehmen, und sich zu zueignen, was der Vater der Barmherzigkeit bereits gegeben hat.“ Dieser Weg zum Himmel ist bequemer, als der enge, den Jesus und seine Apostel zeigten, und da das Glauben und Nehmen gar keine Mühe macht, sich im Vorbeigehn thun läßt, und mit einem übrigens unchristlichen Leben, nach gemeiner Meinung, ganz wol bestehen kan; so ist es kein Wunder, daß die Christen sich so behäglich dabei fühlen, und mit in die Litanei über die Neologen einstimmen, die da Früchte des Glaubens und der Besserung verlangen.

10. Flensburg den 7. Jan. 1787. Zuerst ein Stoßgebet und dann aus der Korrespondenz die wichtige Nachricht von einem Knaben von 6 Jahren, der seinen Vater fragte: „Warum wollen sich doch die Leute hier nicht selig machen lassen?“ Dieser kleine Johannes kan es im Sektenhasse und in pharisäischer Selbstigkeit noch weit bringen.

11. Frankfurt den 7. März. Freude über ihren bessern Glauben an einem sie erlösenden, versöhnenden Jesus, und Bedauern derer, die ihn höchstens nur als das schönste Muster der Tugend passiren lassen. Höchstens? Wer schränkt denn das Verdienst Jesu blos darauf ein?

Ueber-

Digitized by Google

Ueberhaupt muß ich es an diesen Leuten tadeln: Daß sie zwischen anders Denkenden gar keinen Unterscheid machen, und unter das Bild eines Bahrdts nicht Bahrdt, sondern Neologe schreiben. Jeder Denker geht fast seinen eignen Weg, den er sich selbst geebnet hat, und das ist der Natur unsrer Seele gemäß; nur Nichtdenker lassen sich in zahlreiche Gesellschaften zusammen drängen, und beten gedankenlos nach, was ihnen vorgebetet wird.

12. Straßburg. (fine die & conſule) Erstlich die Bekehrungsgeschichte einer Frau, die eine Tochter und Schwester des unglücklichen Vaters und jungen Menschen ist, deren Ende im ersten Bande der Sammlung S. 31. 32. erzählt worden. Sie schmollte erst darüber, daß diese Geschichte gedruckt worden, ward aber doch gewonnen, und der Spruch: Die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze ꝛc. ward ihr dadurch besonders merkwürdig, daß sie beim Bekehrungswerke einst schlaflos war, und dadurch einen Dieb endeckte und sein Vorhaben vereitelte, der ihr geschlachtetes und im Keller eingesalztes Schwein stehlen wolte. Etwas weit hergeholt, freilich, und wer gibt dem Lästrer wol mehr Raum, als solche Mikrologen? Der Brief des Johann Ungers und seine Geduld im Leiden ist rührend.

13. Vermischte Nachrichten.

a.) „Von Berlin wird gemeldet, daß daselbst eine spöttische, so genante Leichen- und Standrede gegen den sel. Herrn Apitzsch in Druck erschienen sei, worüber aber auf erflehten, königlichen Befehl, der Verfasser, Drucker und Verleger von dem Generalfiskal zur Verantwortung gezogen werden sollen.“ Aber warum? und wer hat den königlichen Befehl erflehet? War es doch so eine schöne Gelegenheit, in einem Herzensbruder, der nichts mehr davon fühlt, Leiden zu erdulden um sich einzubilden, es wär ein Leiden um Christi willen! Ist die Inquisizion

Digitized by Google

sizion auch erfolgt? D. Bahrdt hat den sel. Pastor Götze in Hamburg auch eine Standrede gehalten; ich glaube aber nicht, daß sie jemand so viel gewürdigt hat, deshalb den König und den Generalfiskal zu behelligen. Freilich Götze und Apitzsch — quantum distat ab illo!

b) Herr Kießling in Nürnberg dankt den Brüdern für 277. Fl. die sie ihm zur Unterstüzung für österreichische, protestantische Gemeinden zugesandt hatten. Davon hat die Gesellschaft und Herr Kießling Ehre bei Gott und den Menschen,

c) so wie auch von der ausgeworfenen Beihülfe der Nürnberger zum Behufe eines neuen Gesangbuches für die österreicher Gemeinen und für die durch Feuersbrunst verunglückte Stadt Salzungen.

Der zehnte Gesellschaftsbericht des 7ten Jahrs ist von Basel den 6. Juni a. c.

1. Von Stutegard aus wird eine läppische Schulmeisterwahlgeschichte erzählt. Zu einem guten Schulmeisterdienste meldeten sich viele Kompetenten, und viele unter den vielen schlugen krumme Wege ein. Gott ließ es ihnen nicht gelingen, sondern machte sie mit ihren fleischlich gesinnten Patronen zu Schanden, und zwar auf das Gebet und ausdrückliche Verlangen der Frommen an Ort und Stelle so wol, als in der Nachbarschaft. Unter den vielen Bewerbern waren drei, die den Herrn fürchteten, (vielleicht Mitglieder der deutschen Gesellschaft.) Diese drei vereinbarten sich! daß nur der Aelteste von ihnen die Probe machen und mit auf die Wahl solle. Dieser bestand auch unter allen am beßten, besonders im Katechisiren mit 12 Kindern, über den andern Hauptartikel. Der Pfarrer erlaubte allen Anwesenden, (Wählenden) erst nach Hause zu gehen und zu Mittage zu essen. Hier erfuhren die Magistratspersonen so wol, als auch die Deputirten

Digitized by Google

putirten der Gemeinde: daß die Kinder 12 (kompetente Richter!) keinen andern Schulmeister haben wolten, als den, der über den andern Artikel so schön katechisirt hatte. Den meisten Vätern wolte dies nicht gefallen, denn es hatte vorhin bei ihnen geheissen: Hinweg mit diesem! er ist ein Frommer, ein Pietist! Keinen solchen! — Und doch ward er gewählt und das Gebet der Gläubigen, nebst dem Verlangen der Kinder, drang durch u. s. w.

Luther meint zwar: Gott gäbe uns das Gute auch ohne unser Bitten, und ich dächte, daß er bei einer Schulmeisterwahl wol eben so wenig ein Wunder thue, als bei einer Pabstwahl, und daß in beiden Fällen der Wählende einen freien Willen behalte. Aber so denkt die deutsche Gesellschaft nicht; sobald es darauf ankomt, sie als die Schoßkinder Gottes über allen Troß der Ungläubigen zu erheben, muß Gott Mirakel thun; an Ungläubigen erlauben sie ihm kein anderes Wunder, als zum Aufreiben und Zerstören.

2. Magdeburg den 7. Febr. 1787. Bei Gelegenheit der Erzählung von einer Witwe im Baseler Berichte vom 6. Dezember vorigen Jahres, die sich durch das Zureden eines Freundes bekehrt hatte, macht ein Magdeburger Mitglied die Bemerkung: „Daß Gott den Sünder nicht in seinen Sünden wegraffe, von dem er nach seiner Allwissenheit vorher sehe, daß er sich noch einmal zur Bekehrung und Sinnesänderung würde bringen lassen.“ Dergleichen superfeine Anmerkungen, die eine sehr zuverlässige Einsicht in den Plan Gottes und in die geheimsten Wege der Vorsehung verrathen, werden stans pede in uno gemacht, flugs protokollirt und als Weisheit auf Reisen gesandt, die nicht allenthalben zu haben ist. Herr Pastor Jasche in Wernigerode schreibt, wie er von Basel aus vernommen habe: „Daß sich die mehrsten Ravensberger Freunde wieder angeschlossen hätten.“ Warum sich diese Freunde auf eine Zeitlang von

Digitized by Google

der Gesellschaft getrennt hatten, weis ich nicht; so ganz, deucht mir, passen sie nicht in den Plan, da sie, wenigstens einige unter ihnen, nach ihren Protokollen zu urtheilen, nicht genugsam der Einfalt empfänglich sind. Herr Thormann aus Prenzlau beklagt sich über die verlorne Zeit, die er so schlecht angewendet habe, „fürchtet: daß seine Peripherie bald umgelaufen sein dürfte, und freut sich über die eingelaufenen Nachrichten aus Pommern und Meklenburg, wo das Institut sich in einer wichtigen Lage befinde. Uebrigens findet Herr Thormann unsere Zeiten sehr bedenklich und ein schweres Gerichte Gottes auf unsern Zeitgenossen liegen, deren Verschuldungen immer höher steigen; doch meint er, man würde bald grosse Wunder unsers noch lebenden Gottes und Heilandes erfahren, wenn sich alle Glieder Jesu Christi wie eine in einander geschlungene Kette vor den Riß stellen wolten.“ Solte Gott nicht diese Wunder ohne die Mitwirkung der deutschen Gesellschaft thun können? Wenigstens sind diejenigen, die jezt nicht errettet werden, weil die Brüder sich nicht samt und sonders vor den Riß stellen, doch ein wenig zu bedauren.

Herr Herrmann in Berlin meint: „daß die Spöttereien und Beschimpfungen ihrer Feinde, (die denn durch eine natürliche Schlußfolge auch Gottes Feinde sind,) ihnen zum Beweise dienen, daß die viel enthaltende Versicherung des Sohnes Gottes, Math. 5, 11. 12. ihnen gehöre.“ Also geben die übrigen Christen, die von der deutschen Gesellschaft nicht selten für Heiden und Zöllner, für Kinder der Finsternis und des Satans gescholten werden, den der Herr in kurzer Zeit, nach Thormanns Weissagung, unter die, oder den Füssen der Kinder Gottes zertreten wird, leer aus? Es ist freilich ein Unterscheid zwischen dem Schimpfen und Schelten der sogenanten Kinder Gottes, und dem der Ungläubigen, duo enim cum faciunt idem, non est idem; geben

aber

Digitized by Google

aber die Urlspergianer gar keine Blössen? Sollen wir übrigen, die wir ihr Ueberheben, ihr liebloses Splitterrichten und ihre elenden Mikrologien mit anhören und ansehen müssen, denn gar keine Miene zum Mißbilligen oder zu einem Lächeln ziehen, das sich nicht willkürlich zurückhalten läßt? Aber ich weis auch: daß Schwärmer kein Spott bessert und keine Lauge rein wäscht.

Den Thoren ist ein Glück beschieden,
Das vielen klugen Leuten fehlt:
Die Herren sind mit sich zufrieden
und haben immer wohl gewählt.

Hagedorn.

3. Amsterdam. Zuförderst ein asketisch-homiletisch-fromm-stöhnendes Quid pro quo. Es ist einem immer, wenn man so einen Eingang liest, als hätte man ihn schon hundertmal gelesen, so wie man fast nie eine Predigt von diesen Leuten hört, die sie nicht, wenn sie ein wenig lange im Amte gestanden haben, schon einige hundertmal gehalten, haben immer die alte Leier. Ich beklage die Abschreiber! Dann folgt eine wortreiche Nachricht von der Krankheit und dem Absterben ihres Freundes Schuppius. Dieser Jünger glaubte nicht, daß er sterben werde, „denn sein Heiland hatte ihm nichts davon geoffenbaret.“ Seiner Frau versicherte er auch mit runden Worten: „davon kanst du versichert sein, daß ich noch nicht sterbe, denn der Herr Jesus hat noch etwas für mich zu thun“ — und doch starb er. Wäre er wirklich wieder gesund geworden; wehe unsern Ohren dann ob dem neuen Wunder! Wolte ich die Freunde bei dieser Gelegenheit aufmerksam darauf machen: daß gewisse Gefühle trügen können; so würde ich ein vergebliches Werk thun, es mag also drum sein!

4. Osnabrück den 2. April 1785. Præmissis præmittendis, eine Anekdote von einem bekehrten Jünglinge,

Digitized by Google

der nicht eher ruhte, bis er die Schulden seiner Eltern, 45 Thaler, bezahlt hatte. Man hat Beispiele auch von unbekehrten Jünglingen, die ein gleiches thaten. Dies ist Natur, wird man sagen, und jenes Gnade. Aber der Jüngling in Osnabrück sträubte sich doch auch sehr vor der weltlichen Schande, wenn die Sache in gerichtliche Hände kommen solte; solte da nicht auch ein wenig Natur mit untergelaufen sein? Doch salvo meliori. Für die Oesterreicher Protestanten ist auch in Osnabrück und dortiger Gegend, laut Protokolli, ein beträchtlicher Beitrag an Büchern und Geld gesamlet worden. Hoffentlich wird auch für gute, zweckmäßige und vernünftige Bücher gesorgt sein. Die Brüder glaubten auch, nach Anleitung der Ostfriesischen Brüder: daß das, was gemeinen Christen von keinem Nuzen sei, es auch für Prediger nicht sein würde, man könne es also füglich aus den Protokollen weglassen. Dafür solle ein jeder, der das Vermögen dazu hat, und nach seinem Vermögen, das, was er an, in und ausser sich z. E. in den Seßionen bemerkt, niederschreiben und mittheilen, diese Aufsäze gingen sodann mit dem Protokolle auf Reisen, und daraus könne eine gesegnete Korrespondenz entstehen. Den Vätern in Basel hat dies sehr gefallen.

Am 7ten Junius freuten sich die Osnabrückschen Freunde sehr über ein an die Gesellschaft eingelaufenes Schreiben des Herrn Past. Schulz zu Nordhorn in der Grafschaft Bentheim. Er liefert eine Erweckungsgeographie von besagter Grafschaft, aus welcher sodann hervorgeht, daß vielleicht keine Grafschaft im h. römischen Reiche deutscher Nazion ächtaltgläubiger und von aller Neologie reiner sein mag, als die Grafschaft Bentheim.

5. Ravensberg, den 4. März 1787. Der Protokollist hat sich an dem sel. Ende des Freundes Schuppius sehr erbauet, wundert sich über die große Kluft zwischen den beiden osnabrückschen Protokollen, und wünscht nähere Bekantschaft mit den Bentheimern.

Die

Digitized by Google

Die Unterredung betraf das Genauernehmen im Christenthum.

a. In Vermeidung des scherzhaften Leichtsinns in Unterredungen nicht nur mit der Welt, sondern auch im Wohlsein mit seinen vertraulichen Freunden. (Der 4te März war vielleicht ein trüber, regnigter, wenigstens neblichter Tag.) Doch merkt das vorsitzende Mitglied wohlbedächtig an: „daß nicht alle Heiterkeit, Frohsein und munterer Witz zum Scherz- und Narrentheidung zu zählen sein, welche Christen nicht geziemen. (In Flensburg, dem mooriqten Ostfriesland und dem nebeligten Amsterdam wäre die unschuldige Freude nicht so wohlfeil davon gekommen, die auf der magern Geest überhaupt eher Verzeihung findet, als auf der fetten Marsch.)

b. Waren die Freunde entschlossen, die strengste Wahrheitsliebe unter sich herrschen zu lassen; lieber schweigen als die Unwahrheit reden. — Recht gut.

c. Ermunterung zur Verleugnung aller Menschenfurcht und Menschengefälligkeit. Der Verf. will keine Saufgelage, Hochzeiten und Leichenbegängnisse mehr besuchen.

d) Ueber die geheime Rechthaberei und das Bestehen auf seiner Meinung. — Ganz vernünftige Gedanken. Dies Protokoll scheint in Gütersloh geschrieben zu sein, das, meines Wissens, nicht mit zur Grafschaft Rapensberg gehört, es hätte denn die deutsche Gesellschaft andere Diöcesen. Von der Gütersloher Gemeinde wird viele Erweckung gerühmt. Der Verfasser, der von dem Tode des L. Schuppius sagt: daß ihm diese Nachricht zu einer gewissen Verleugnung seiner Ehre und seines Vortheils gewis behülflich sein werde, empfiehlt das ganze Werk Christi und seine sonst unbeträchtliche Armut dem liebreichen Andenken seiner Brüder und Freunde in der Ferne und in der Nähe, scheint also

Digitized by Google

nicht in den beßten Umständen zu sein. Die Herren Pastoren Hartog und Schere haben sich wieder mit der Gesellschaft vereinigt. Darüber freuen sie sich in Basel sehr, und rufen aus: „so hätten wir denn doch wieder einen neuen Beweis, daß der Herr mit uns sei, und zu unserm Segen über unsere Verbindung wache.“ Diese beiden Männer, die ich übrigens nicht die Ehre habe zu kennen, müssen für die Gesellschaft wichtige Männer sein.

6. Herr Hofrath Fritsche berichtet am 24. März aus Wernigerode das Absterben des Herrn Past. Jasche, und hält ihm eine Lobrede. Der Verstorbene mag, wenn diese Lobrede halb wahr ist, und nach seinem mitgetheilten Aufsaze, ein wohlmeinender, rechtschaffener, thätiger Mann gewesen sein.

7. Vermischte Nachrichten. Aus einem von Magdeburg mitgetheilten Schreiben des Herrn Konsistoria'rath und Superint. De Marées in Dessau.

„Daß die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre meine geringe Arbeit (die Briefe über die neuen Wächter der protestantischen Kirche) so günstig beurtheilt, erweckt mir billig Freude und die aufrichtigste Dankbegierde. Ich bin von den guten Absichten derselben jederzeit überzeugt, und hätte ihr auch wegen der ersten Absicht, sich den Irrlehrern und Verführern der Christen zu widersezen, gerne recht große Erfolge gegönnt. Aber der Strom ist durch Menschen kaum mehr aufzuhalten, wenn Gott selbst nicht steuert. Die Berliner Monatsschrift und die allgemeine deutsche Bibliothek werden mich eben so wie sie behandeln. — Vor der Hand werd ich kein neues Heft der Briefe schreiben, sondern alle meine Zeit der Gottesvertheidigung widmen, wo ich noch sehr wichtige Punkte auszuarbeiten habe, und um dessen baldige Herausgabe ich vielfältig angegangen werde. Der erste Theil wird jezt in das Holländische übersezt. Solte

es

Digitized by Google

es der göttlichen Güte gefallen, mir noch länger Leben und Kräfte zu schenken, so werde ich auch noch eine Vertheidigung der Gottheit Christi herausgeben, aber erst die Abhandlungen abwarten, welche die Göttingsche Preißaufgabe veranlaßt. Ich werde nicht dabei konkurriren, theils weil nur evangel. lutherische Theologen dazu aufgefodert sind, theils weil es mir wirklich unwürdig scheint, nur durch Dukaten sich zum Bekenntniß unsers göttlichen Erlösers reizen zu lassen. (Solte Herr d. M. für seine Vertheidigung der Gottheit Christi kein Honorar nehmen?) Gott erweckt denn doch den Feinden seiner Wahrheit (wußte Herr d. M. keinen gemäßigtern Namen! Alle sind sie denn doch wol nicht Feinde der Wahrheit,) jezt mehrere wichtige Gegner. Die Resultate der Jakobischen und Mendelsonischen Philosophie, eine vortrefliche Schrift, (nur der d. Gesellschaft wol etwas zu hoch) Lavaters Rechenschaft an seine Freunde, zweites Blatt, (?) P. Sailers Vertheidigung wider Nikolai, (?) Die Beicht und Bekehrung eines Erzlavaterianers, sind würdig, gelesen zu werden u. s. w.

Solte Herr de Marées, wenn ihm Teller nicht solche tiefe Wunden geschlagen hätte, sich wol mit der d. Gesellschaft eingelassen haben? Aber so macht uns die Noth oft Menschen zu Freunden, die wir ohne sie ihren Weg allein hätten wandern lassen. Es kan wol nicht oft genug erinnert werden, wie unschicklich, unmoralisch und ganz unchristlich es sei, Andersdenkende gleich für Feinde Gottes, Feinde Jesu, Feinde der Wahrheit, der Religion und des Christenthums zu schelten, unter denen es doch so viele wirkliche Verehrer Jesu und seiner Anstalten giebt. Und ein Mann, wie Herr de Marées solte sich vollends solcher liebloſen Ausdrücke schämen! Wer unter der d. Gesellschaft ein wirklich besserer, frömmerer Christ ist, als Spalding und Semler und der rechtschaffene Jerusalem, der werfe den ersten Stein auf sie. Das Christenthum besteht nicht in Worten, nichs

in

Digitized by Google

in schwülstigem oder seufzendem Gallimathias, sondern in der Kraft. Deswegen werden auch nicht alle, die zu Jesu an jenem Tage sagen werden: Herr! Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? Societäten zur Vertilgung derer, die dich anders verehrten, als wir es wolten, errichtet? Fromme Flüche über sie ausgegossen? Lange Gebete gehalten, und sie auf den Gassen und an den Ecken der Häuser ausgekramt? Und jeden verwünscht, der dir es nachsagte: Der Vater ist gröſser denn ich? — in den Himmel kommen; sondern die den Willen des himlischen Vaters thun. Der ehrt Christum wahrhaftig, der seine Lehre befolgt, nicht der, der andere, die nicht mit ihm über seine Gottheit gleichförmig denken, als Kezer anfeindet, oder ein Anathema über diejenigen spricht, die das Versöhnliche in seinem Leiden und Tode sich etwas anders denken, als das System. Ich bin mir's bewuſst, daſs ich die christliche Religion als die gröſste Wohlthat aus der Hand der Vorsehung schäze, und bin beruhigter dabei, als bei den Lehren eines Sokrates und Cicero; allein die Freiheit, die mir Jesus selbst gegeben hat, in der Schrift zu forschen, und die Erlaubniſs Pauli, daſs meine Religion ein vernünftiger Gottesdienst sein dürfe und selbst sein solle, lasse ich mir von der d. Gesellschaft warlich nicht nehmen, und von keinem Menschen. Ich freue mich, unter den Partikulargesellschaften einige gefunden zu haben, die an eigener Besserung allein arbeiten, und sich den stolzen Gedanken nicht erlauben, Andersdenkende zu verurtheilen. Meine Meinungen mögen sich hie und da mit den ihrigen kreuzen, mein Wandel soll es nicht thun, wenn Worte und That bei ihnen einerlei sind, und dann hoffe ich mit ihnen in einen und eben denselben Himmel zu kommen, wo keine menschliche Meinungen mehr Herzen von Herzen entfernen werden.

E — d

Anonymus.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Zweytes Stück. Februar, 1788.

I.

Athenienſiſches Geſpräch.

Ariſton. So haſt du mir wirklich angemerkt, daß ich etwas auf dem Herzen habe?

Euripides. Neulich ſchon, als ich mit dir aus dem Prometheus des Aeſchilos ging. Ich hätte dich auch darum befragt, als aber unſer Geſpräch die lebhafte Wendung auf dieſes herliche Schauſpiel nahm, ſo vergaß ich deſto leichter meine Frage, da dein Anliegen dir ſelber aus dem Sinn geſchwunden zu ſein ſchien. Nachher erſt, als Kallias ſich zu uns geſchlagen hatte, fiel es mir wieder ein, aber in ſeiner Gegenwart durfte ich eine Saite nicht rühren, welche bisher nur, leiſe, wie von ſelber, gelebt hatte, ohne, von deiner Hand berührt, zu ertönen.

Ariſton. Du hatteſt recht. Jezt ſind wir allein. Das Wandeln und die freie Landluft machen mir auch das Herz leichter. Iſt mir doch, als lächelten uns die Nimphen aus dem Strom, als weheten die Drüaden uns Kühlung vom Walde des Ufers her! Nicht umſonſt ward die Flut des Iliſſos den Muſen gewidmet. — Euripides! mein Anliegen iſt groß, aber ich rechne auf deine Freundſchaft. Wilſt du meine Bitte nicht hören, ſo vergiß ſie. Und doch kan dir ihre Erfüllung nicht ſo ſchwer ſein, als ſie mir wichtig iſt.

Euripides. Wozu dieſe Umſtände? Es hange nur von mir ab, und ich werde mit Freuden thun was dich erfreuen kan.

Digitized by Google

Ariſton. Es ſcheinet mir, daß du meinem Sohne Platon wohl wolleſt? Nicht wahr?

Euripides. Ich rechne ihn zu den feinſten Jünglingen der Stadt. Am meiſten gefällt mir ſeine Beſcheidenheit, bei gewiß edlen Talenten.

Ariſton. Auch von ſeinen Talenten haſt du gute Meinung? O wie freut mich das!

Euripides. Freilich, ich und alle die ihn kennen. Und mehrere würden ihn kennen, wenn nicht eben dieſe Beſcheidenheit, die ihn in den Augen Weniger ſchmückt, den Blicken der Vielen ihn verhüllte. Ich ſagte neulich zum Agathon: Die Schamröthe dieſes Jünglings hängt wie ein Vorhang im Tempel der Götter vor einem Heiligthum, und das Stillſchweigen ſeiner Blödigkeit iſt ein heiliges Stillſchweigen.

Ariſton. O wie erfreueſt du mich! ich werde kühn, Euripides; ich übergebe dir mein Liebſtes, dieſen Sohn! Bilde ihn, mache aus ihm einen Dichter der dir gleich ſei!

Euripides. Kenneſt du meine Nichte Theano?

Ariſton. Die beſcheidne ſanfte Theano, die neulich den Reigen der Jungfrauen ſchloß, welcher der Mutter der Götter in Körben die heiligen öffentlichen Geſchenke brachte? Andre waren ſchöner als ſie, aber ſie zog die Augen der Weiſeren auf ſich.

Euripides. Ich mögte lieber, ſagte Sokrates, ihr Vater ſein, als der ſchöneren Reigenführerin Kallopis Bräutigam, die es nicht nur ſo ſehr weis, wie ſchön ſie ſei, der auch daran gelegen iſt, zu zeigen, daß ſie es weis.

Ariſton. Aber in welcher Abſicht lenkeſt du das Geſpräch auf Theano?

Euripides. Um eine Gegenbitte an dich einzuleiten. Nur dich anzuſprechen um die Gunſt einer Fürbitte an deine ſchöne Schweſter Eudora. Ich mögte gern die Jungfrau ihr übergeben, auf daß ſie die Theano ſo ſchön bilde wie ſie ſelber iſt.

Ariſton.

Digitized by Google

Ariſton. Freund, welches Anmuten! oder, ſoll ich ſagen, welche Ausflucht? Laß ſie der Aphrodite opfern und den Grazien! Was vermag meine Schweſter, was irgend eine Sterbliche, über die Geſtalt einer andern, oder auch nur über ihre eigene?

Euripides. Freund, was vermag ein Sterblicher über die Ausſpendung irgend einer Gabe, die ein freies Geſchenk der Götter iſt?

Ariſton. Aber die Götter haben, nach deiner eignen Meinung, viel für meinen Sohn gethan. Es käme nur darauf an, ihre Gabe noch auszubilden.

Euripides. Ach! die Gabe der Poeſie iſt ſo feiner Art, daß ſie unter den Händen des Ausbilders leicht mißbildet wird; das Oel, mit welchem die Götter ein Haupt ſalben, verdünſtet unter der Berührung einer ſterblichen Hand.

Ariſton. Aber doch iſt die menſchliche Natur der Art, daß ſie ohne Bildung roh bleibt, oder, wofern ſie nicht in gute Hände fällt, mißbildet wird.

Euripides. Du haſt vollkommen recht. Aber die Gabe der Poeſie iſt eine Zugabe der Götter, eine ſeltne, zweideutige Zugabe. Sie veredelt oder verſchlimmert den Menſchen, je nachdem der Menſch iſt. Bilde den Menſchen, o, bild ihn in deinem Sohne wie Wachs, mit einer warmen Hand! Aber ſuche nicht ihm Flügel zu bilden, und gedenke an den Ikaros! Die Vollendung des Dichters überlaß den Göttern.

Ariſton. Doch rühmen ſich unſre Sophiſten, daß ſie Dichter wie Redner, Politiker und Feldherren bilden.

Euripides. O ja, wie ſie Redner, Politiker und Feldherren bilden! Wes rühmen ſich unſre Sophiſten nicht! Sie, die den einfältigen, göttlichen Homer nicht verſtehen, weil ſie ihm ihren Wahn, ihre Afterweisheit leihen! Ließen Dichter ſich bilden, ſo würden unſre Rhapſoden, welche die Ilias und die Odüſſee auswendig wiſſen, zuerſt

Digitized by Google

von poetiſchen Flammen lodern, und das Feuer andrer ſich an ihrer Glut entzünden.

Ariſton. Aber was ſoll ich denn thun mit dem Jünglinge, den ich am Herzen mit mir herum trage, wie ein ſchwangres Weib?

Euripides. Es iſt eine ſchöne Thräne, die dir am Auge zittert, o, Ariſton! Ich gebe dir einen Rath, und wähne, daß Apollon ſelber ihn dir geben würde: Führe den Jüngling zum Sokrates!

Ariſton. O, dem hängt er ſchon ſeit einigen Wochen an. Aber Sokrates wird einen Philoſophen aus ihm machen, und die Götter haben ihn zum Dichter beſtimmt.

Euripides. Faſt mögte ich dich beſchuldigen, daß du wie ein Sophiſt redeſt. Höreſt du etwa ſolche?

Ariſton. Dafür wolle mich Apollon der Geſunderhalter bewahren! Wie meineſt du das?

Euripides. Weil eben dieſe immer Ideen weit von einander trennen, welche ſehr nah verwandt ſind.

Ariſton. Ich verſtehe dich nicht.

Euripides. Freund, der wahre Philoſoph und der wahre Dichter ſtreben nach einem Ziel. Wenn der Dichter nicht oft die Pfade des Philoſophen betritt, ſo irret er, zwiſchen Myrten vielleicht, und blühenden Granaten, aber er irret umher. Höret nie der Philoſoph die Flügel der nahen Poeſie rauſchen, ſo erhebt er ſich nicht zur Höhe des Heiligthums. Der Mann, auf welchen die Sophiſten ſtolz ſind, der feingrüblende Haarſpalter der Ideen, Prodikos war vielleicht nur einmal wirklich weiſe. Und da war er nicht Sophiſt, da war er Philoſoph und Dichter zugleich. Als er hohe Weisheit in das ſchöne Gewand der Fabel einhüllte, und uns den Herkules zeigte auf dem Scheidepfad zwiſchen der Tugend und der Wolluſt.

Ariſton. Aber welche Sophiſten, welche Erzſophiſten hat Prodikos gebildet! Ein ſolcher müſſe nie mein

Sohn

Digitized by Google

Sohn werden. Manchsmal findet er Luſt daran, nach Art der Sophiſten zu ſpizfindeln und zu Haarſpalten, dann ſage ich leiſe, wie wir den Rieſenden zurufen: Zeus behüte dich! *)

Euripides. Dafür wird ihn der Umgang des Sokrates bewahren.

Ariſton. Aber was wird denn dein Sokrates aus ihm machen?

Euripides. Verkenne den edlen Weiſen nicht. So wenig es ſeiner Mutter, der Hebamme, in den Sinn kam, wenn ſie zu kreiſenden Weibern gerufen ward, dieſe einen Sohn, jene eine Tochter gebähren zu laſſen, eben ſo wenig —

Ariſton. Wenn aber Sokrates verheiſſet, einen Dichter und Philoſophen aus ihm zu machen; iſt das nicht eben ſo viel, als wenn ſeine Mutter die Hebamme einem ſchwangern Weibe Zwillinge verheiſſen hätte?

Euripides. Ich dächte dieſem Einfall hätte mein Vorriges vorgebaut. Aber jezt lieſſeſt du mich nicht ausreden. Eben ſo wenig, wie ſeiner Mutter dergleichen in den Sinn kommen konte, ſezt auch er ſich vor, daß er aus dieſem Jüngling einen Helden, aus jenem einen Politiker bilden, dieſen zu einem Dichter machen wolle, und den andern zu einem Redner. Sokrates iſt ſo wenig ein Sophiſt, als ſeine Mutter eine Hexe war. So wie dieſe darauf bedacht war, das Kindlein unverlezt aus dem Schooße der Gebärenden zu empfangen, ſo trachtet auch

*) Unſre Sitte dem Rieſenden: Gotthelf! zu ſagen iſt ſehr alt. Was bei uns Wunſch iſt, ward bei den Griechen unmittelbares Gebet. Sie ſagten: Zeus hilf! Oder, Zeus erhalte! Ζευ σωσον. Man wird ſich des Epigrams auf einen Langnäſigten erinnern, welches mein Bruder überſezt hat.

Spare dein Gotthelf! wenn er nieſet; er kan es ja ſelbſt nicht
Hören; viel zu entfernt iſt von der Naſe ſein Ohr.

Gedichte aus dem Griechiſchen. S. 46.

Digitized by Google

Sokrates nur darnach, die Jünglinge zu Menſchen zu bilden, welche geſund an Leib und Seele ſein, in welchen die Ideen des Schönen und des Guten erweckt werden.

Er ſelbſt vergleichet ſich gern mit ſeiner Mutter, deren Geſchäft es nicht war, neues Leben hervor zu rufen, ſondern das Verborgne an den Tag zu bringen. Und das thut er in traulichen Geſprächen. Da hält er ihnen die Schäze ſeiner Weisheit dar, und weis durch die Frage, die aus der Tiefe des forſchenden Jünglings kam, antwortend, neue Fragen zu veranlaſſen, und neue Fragen veranlaſſende Antworten. Da entwickelt ſich dann die Weisheit aus der Lehrbegierde, und die Lehrbegierde aus der Weisheit. Wenn er mit Jünglingen umgeben auf dem öffentlichen Plaz wandelt, ſo herſchet um ihnen her eine Weihe, wie eines heiligen Haines. So weis er, wie durch einen Zauber, welcher das Gegentheil vom Zauber der Kirke wirket, Ohr und Auge der Hörenden zu feſſeln, daß vor ihnen das Getümmel der Menge, das Streben nach irdiſchen Gütern, jede kleinere Sorge dahin ſchwindet, und jedes Lüftgen der Eitelkeit.

Wer den Jüngling auf dieſen Standpunkt des Geiſtes bringen kan, der — o verrathe mich unſern Sophiſten nicht! — nur der hat das Seine gethan. Da entwickeln ſich die Flügel der Jugend, deren Flug nachher eigne Kraft und die Gunſt der Götter erhebt, deren Wege eigne Wahl und der Unſterblichen Wille beſtimmt, es möge nun ein Adler wie Ariſtides aufliegen, vor dem der große König erbebe, oder mit ſilbertönendem Fluge ein homeriſcher Schwan oder ein Phönix, deſſen nicht jedes Jahrhundert bedarf, ein Volksbilder wie der große Likurgos und unſer Solon.

Ohne den Unterricht der Weisheit hätten ſich auch dieſer ihre Kräfte entwickelt, aber nicht ſo. Und dieſe Kräfte, mein Freund, welche Menſchen ſo ſehr vor Menſchen auszuzeichnen vermögen, daß ſie einige zu Heroen

und

Digitized by Google

und Dämonen erhoben haben, denen man öffentliche Ehren erzeigt, wie dem Herkules, dem Theſeus und dem Homer, dieſe Kräfte ſind nur als Mittel edel, deren Zweck das Schöne und das Gute iſt, welchem dieſe göttliche Männer nachſtrebten.

Am Altare des Schönen und des Guten wachet auch, wie eine jungfräuliche Prieſterin, die hohe Muſe, ſie, welche dem Dichter den Kranz auf die Scheitel ſezt. Ohne Weisheit und Tugend empfähet der Dichter nicht dieſen Kranz. Und jeder andere iſt nicht mehr werth, als die Kränze, mit welchen Komos und Bakchos ihre ſchwelgenden Verehrer zieren; Kränze, welche nach verdünſtetem Rauch der Schamröthe Plaz machen, wenn die nächtlichen Wolken der Aurora weichen.

Ohne Weisheit und Tugend iſt der Dichter ſo wenig unſrer Achtung werth, als eine ſchöne Jungfrau ohne Zucht. Widmet er dem Laſter ſein Talent, ſo verachte ihn wie eine Hure. Weihet er es aber der Tugend und der Weisheit, ſo iſt er ein Freund der Götter, ein Günſtling der Aphrodite, nicht jener, welche Korinthos verehret, ſondern der uraniſchen Aphrodite, in deren Gefolge die verſchämten Grazien, und die heiligen Muſen ſind.

Ariſton. Du öfneſt mir einen ſchönen Blick in die Laufbahn meines Sohns. O, daß deine Hofnungen dich nicht täuſchen!

Euripides. Es iſt ſchon ein ſehr gutes Zeichen, daß Sokrates ihn in die Zahl ſeiner Jünger aufgenommen, daß ſein warnender Dämon ihm nicht gewinket hat. Vertraue den Göttern, Ariſton! Sie werden etwas edles aus dem Jünglinge bilden, er möge nun Philoſoph oder Dichter heißen. Wir dürfen am meiſten von der Gunſt der Unſterblichen erwarten, wenn wir beſcheiden wünſchen. Sie eifern über die Wahl der Gaben, und ſind freigebig im Maaß. Nur ſie wiſſen, wozu wir taugen, nur ſie wiſſen, was uns nüzlich iſt! Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

2.

Zwei Fragmente eines alten Gedichts von der heil. Maria.

Aufgefunden und herausgegeben

von

Conrad Arnold Schmid.

(Beschluß.)

Zweites Fragment.

(Fortsezung des sechzigsten Kapitels.)

In der quader lieder sin
Die nonnen die daer warenn in
Om dat soe se ter dueghet duane
Wistens hare groten ondanc
Enn pyrden om haren scamp
Hoe si se brochten in enen ramp
Enn die duuel die nacht enn dach
Emmer in die laghe lach
Die ghefellede hem oec mede
An der nonnen nidichede
So dat hie so verre ghewrochte
Dat hi se in ene scande brochte
Want dat soe met haren druſſate
Ward met kinde dat was ommate
Doch ne liet soe clene groet
Soe ne dede dat dordine gheboet
Enn soe mede den nonnen dede

Hare

Wörtliche Ueberſezung.

In der böſen Leute ſind
Die Nonnen die darin waren,
Darum daß ſie ſie zur Tugend zwang
Wuſtens ihr großen Undank,
Und laurten auf zu ihren Schimpf,
Wie ſie ſie brächten in ein Unglück.
Und der Teufel, der Nacht und Tag
Immer im Hinterhalte lag,
Der geſellte ſich auch zugleich
Zu der Nonnen Neidſucht,
So daß er ſie ſo weit beſchuldigte
Daß er ſie in eine Schande brächte,
Denn daß ſie von ihrem Droßart (Kloſterrichter)
Ein Kind empfangen hatte, war unkeuſch,
Doch unterließ ſie weder Kleines noch Großes,
Sie that, was die Ordnung gebot.
Und ſie mit den Nonnen that

Digitized by Google

Hare reghe houden mede
Enn waren fys blide waren fys erre
Soe ne lietfe niet lopen verre
Al foe haer gheneſen was bi
Die nonnen die waren onvri
Worden dies an hare gheware
An gane want foe word te fuare
So dat deſe dinc ward cont
In haren ghemenen mont
Alle te famen waren ſi vro
Dat ſi ſe wroeghene wiſten ſo
Om dat foe hem achter dede
Dicken laten hare quatede
Lettern fyn te hant gheſcreuen
Enn den biſcop vp ghegeuen
In wies biſcopdome dat was
Enn foe ne wiſte niet oec das
Dat daer die biſcop comen ſoude
Hare te proeuene alſo oude
So ontſach har de ere
Die foe dicken wachte fere
Alſoe wat ne wiſte doen
End ſe niet ne liet gheroen
Die forghen die ſe alteo quellen
Is foe in ere capellen
Ghegaen in hare ewelichede
Alle daghe foe tſelue dede
Enn daer bat foe onſer vrouwen
Daer vel foe al doe in der bede
Met lechame met herden mede
Met diepen ſuchten enn met tranen
Ghinc foe bidden en vermanen
Die ghenadighe moeder enn maghet
Dat foe hare oflaet beiaget

Digitized by Google

Ihre Reihe mithalten.
Und sahen sie's gern oder ungern,
Sie ließ sie nicht laufen ferne.
Also nahete ihre Entbindung herbei.
Die Nonnen, die (so sehr) waren gebunden,
Wurden dies an ihr gewahr
Am Gange, dieweil sie ward zu schwer,
So daß dies Ding' kund ward
In ihrer aller Munde.
Alle mit einander waren froh
Daß sie sie so anzuklagen wußten;
Um daß sie (die Aebtissin) ihnen widerstand (sie zurück hielt)
Daß sie oft ihre Unart lassen mußten
Briefe sind sogleich geschrieben,
Und dem Bischofe übergeben
In dessen Bisthume dies war.
Und sie wußte auch nicht das Geringste davon
Daß dahin der Bischof kommen solte
Sie, zu prüfen, da sie so alt war.
So sehr kam ihre Ehre in Gefahr
Die sie oft so sehr bewachte!
Als sie nicht wußte, was zu thun wäre,
Und ihr niemahls Ruhe ließen
Die Sorgen, die sie so sehr quälten.
Ist sie in ihre Kapelle
Gegangen, in ihre Einsamkeit.
Alle Tage sie dasselbe that;
Und da bat sie unsre Frau
Da fiel sie alsdann in ihrem Gebete nieder
Mit ihrem Leibe und zugleich mit dem Herzen.
Mit tiefen Seufzern und mit Thränen
Ging sie bitten und anflehen,
Die gnädige Mutter und Jungfrau,
Daß sie ihr Ablaß erlangte (verschafte)

Digitized by Google

Van haren ſonden enn' bevrede
Van der groten ſcande mede
In deſen rouwe in dit meſbaren
Es ſoe in enen ſlaep gheuaren
Alſ hare dochter van groter rouwen
Aldaer ſach ſoe onſer vrouwen
Met tween ingle comen te haren
Die ſe troeſte van den meſbaren
Enn ſeide ic hore dine bede
Ic hebbe die beraghet mede
An minen ſoene van dinen ſonden
Ghenaden enn al nu ten ſtonden
Quiteneſſe van dire ſcanden
Die du nu ontſies vorhanden
. . In dien ſlape ſoe ghenas
Maria hiet den inglen das
Dat ſie dat kind draghen ſouden
Enen hermite die dat houden
Soude al tote VII. Jaer
Want hine woende vere vandaer
. . Dit hebben dingle ghedaen
De abbedeſſe ontwiec ſaen
Enn vant hare ſelue van den laſte
Ontladen du ſe bant ſo vaſte
Soe danketſ onſ heren miltede
Enn oec ſine moeder mede
. . In deſ die biſcop daer comen
Enn heuet capitle ghnomen
Enn omboot dabbedeſſe ſaen
Soe cam int capitel ghegaen
Enn gherede hare te ſittene mede
Vor den biſcop in hare ſtede
Doe hie ſach dat ſoe der toe ghinc

85. Scal

Digitized by Google

Von ihren Sünden, und befreite
Von der großen Schande zugleich.
In dieser Reue, in dieser Wehklage
Ist sie in einen Schlaf gefallen.
Als ihre Tochter, vor großer Reue.
Daselbst sahe sie unsre Frau
Mit zween Engeln kommen zu ihr,
Die sie tröstete wegen ihres Jammergeschreies,
Und sagte: Ich höre deine Bitte
Ich habe dir zugleich verschaffet
Bei meinen Sohne von deinen Sünden
Gnade, und jezt zur Stunde
Befreiung von deiner Schande
Die du nun nahe vorhanden fürchtest.
In diesem Schlafe ward sie entbunden.
Maria befahl den Engeln,
Daß sie das Kind tragen solten
Zu einen Eremiten, der es erhalten
Solte, völlig bis zum siebten Jahre.
Denn er wohnte nicht fern von da.
Dies haben die Engel gethan.
Die Aebtissin entwich sogleich,
Und fand sich selbst von der Last
Entladen, die sie so feste band.
Sie dankte es unsers Herrn Mildigkeit
Und auch seiner Mutter zugleich.
Indeß (war) der Bischof dahin gekommen,
Und hatte das Kapittel, versammlet,
Und entbot die Aebtissin sogleich.
Und sie kam ins Kapittel gegangen,
Und begehrte sich darin zu sezen
Vor den Bischof, auf ihren Plaz.
Da er sahe, daß sie darauf zuging,

Digitized by Google

Scalt hi ſe ſere die dinc
Enn metſellen worden ſaen
Hiet hi ſe daer neder gaen
Soe ghinc dauon alſ men hare hiet
Enn die biſcop die ghebiet
Tweeu clerken dat ſie gaen na hare
Enn haers buuz nemen ware
Sie volgheden na enn proeueden
Alſo vele alſ hem behoeueden
Tonterſoekene van ſulker ſaken
Ten biſcop camen ſi enn ſpraken
Dat ſie ſe onbeſcult van kinde
Houden in den onder vinde
. . Nu waent die biſcop van den lieden
Dat ſie ſyn verkerd met mieden
Enn wille hem ſeluen van den ſaken
Enen onder ſoekere maken
Enn toeter toe al dat betaemt
Biſcob te doene die hem ſcaemt
Hi ne vind ſe onſculdich der boeten
Die biſcop valt hare tovoeten
Enn bid vergheueneſſe ſaen
Van dien dat hie heuec meſdaen
Enn al dander die hare lachter
Hadden gheſproken van achter
Dien waſ hie gram enn dede ghebieden
Dat ſie vten cloſtre ſcieden
. . Die abedeſſe die hare kende
Suldich wel van ſulker ſcende
Alſ hare daden hare nonnen
Al waſer fellit mede gheronnen
Hadde lieuer dat ſoe ſeide
Den biſcop die warheit gheridé

Dan

Schalt er sie sehr deswegen
Und mit bösen Worten, sogleich
Hieß er sie herunter gehen.
Sie ging davon wie mans ihr hieß,
Und der Bischof gebot
Zween Clericis, daß sie gingen ihr nach,
Und ihren Busen beobachteten.
Sie folgten nach, und untersuchten
So viel als es ihnen behufte
Zu untersuchen von solcher Sache:
Zum Bischof kamen sie, und sprachen
Daß sie sie unschuldig vom Kinde
Hielten, in dem was sie ausgefunden.
Nun wähnt der Bischof von den Leuten,
Daß sie mit Geschenken bestochen wären,
Und will selbst von den Sachen
Eine Untersuchung anstellen,
Und thut an ihr alles, was sich ziemt
Einen Bischof zu thun, der sich schämt.
Er findet sie unschuldig an der Buße.
Der Bischof fällt ihr zu Fuße
Und bittet sogleich um Vergebung
Wegen dessen, was er (an ihr) misgehandelt.
Und allen den andern, welche ihr Laster
Hatten nachgesprochen hinterrüks,
Denen ward er gram, und that gebieten
Daß sie sich aus dem Kloster machten,
Die Aebtissin, die sich wußte
Schuldig wol an solcher Schande
Als ihr anthaten ihre Nonnen,
Und alles was von ihr Straffälliges war ausgebreitet worden
Wählte lieber, daß sie sagte
Dem Bischof die Wahrheit gerade heraus,

Als

Digitized by Google

Dan ſoe ſonde ſyn ontvoeghet
Van die ſe daer hadden ghewroehet
Soe dat ſoe hem te voeten vel
Enn ſeidem waer enn niet el
Van al dat hare waſ gheſciet
Een word ſone decket niet
Van wonder moeſte benedien
Die biſcop der maghet marien
Du er wien dat got dat wonder dede
Twe clerke ſendi ter ſtede
Ten hermite te vraghene das
Jof dat kindekin daer was
Sie voaren daer enn vonden
Wareit van dien kinde tien ſtonden
De hermite ſprac deſe dinghe
Hier camen mi twe jonghelinghe
Die gauen mi dit nie borne kind
Enn ſeiden het hadde mie gheſint
Maria ſelue al one waer
Enn hietent mie houden VII. Jaer
Die clerk ſetten hen ten kere
Enn teellen dit al haren here
Vro waſ die biſcop enn liet
Dat kind alſ onſe vruwe hiet
Metten hermite VII. jaer
Doe ontfinc hiſt ſelue daer naer
Enn ſettet te beſſren en het was vroet
Enn van leuene elech enn goet
Alſ dou de biſcop ſyn meeſter ſtaret
Was het ſulc man dat verwaret
Denn ſtool ſyns meſters enn met truwen
Dienet marien onſer vruwen
Die hem enter moeder dede
Sulke ſcone gratie mede

Van

Als daß sie solte sein getrennt
Von denen, die sie da hatten angeklagt.
So daß sie ihm zu Fuße fiel
Und ihm sagte die Wahrheit, und nichts verheelte
Von alle dem was ihr war geschehen.
Kein Wort läßt sie ihm unentdeckt,
Ueber das Wunder muste hochpreisen
Der Bischof die Jungfrau Maria
Da er wähnte, daß Gott dies Wunder gethan hätte
Zwei Klerikos sandte er sogleich
Zum Eremiten, um dies zu erfragen,
Ob das Kindlein dort wäre?
Sie waren dort, und fanden
Die Wahrheit von diesem Kinde zur Stunde.
Der Eremit sprach folgendes:
„Hieher kamen zu mir zween Jünglinge,
Die gaben mir dies neugeborne Kind,
Und sagten, es hätte mir gesandt
Maria selbst, ganz ohne falsch,
Und hießens mich erhalten 7 Jahre.“
Die Klerici schickten sich an zur Rückkehr,
Und erzählten dies ihrem Herrn.
Froh war der Bischof, und ließ
Das Kind, so wie es unsre Frau befahl,
Bei dem Eremiten 7 Jahr.
Da nahm er es selbst bei sich auf.
Und verpflegte es besser, und es war klug,
Und von Leben heilig und gut
Als der alte Bischof, sein Meister, starb,
War es solch ein Mann, daß es verwaltete
Den Stuhl seines Meisters, und mit Treue
Diente der Maria, unsrer Frau,
Die ihm und seiner Mutter theilte
Solche vorzügliche Gnade mit.

Van hem dieſe metten vingherline ſekre LXI.

Kinder enn ſcolaren jonc
Alſ op haren erſter ſprone
Speelden wilen vor ene kerke
Alſe noch dicken pleghen klerke
Elc worp anderen enen bal
Ne waſ er een onder dander al
Die een vingherlin oec droech
Dief hie wegher was ghenoech
Een ſyn lief gauet hem vp minne

Doe ontſach hie hem der inne
Dat ment ontwe werpen mochte
In die kerke dat hyt brochte
Of hyt iewer beſteden conde
Dat hyt na den ſpele vonde
Doe ſach hie onſer vruwen ſtaen
In ene ymagine wel gedaen
Die hem harde wonderen began
Om die ſconeit die hare lachan
Neder cnieldi vor hare voete
Enn ſprac hare ene groete
Enn ſeide te waren vwe ſconete
Gaet bouen al enn bouen hare mede
Die mie gaf dit vingherlyn
Vp ghetrouwe minne ſyn
Dif vtic mie hare minne
Enn wilhe jo dienen vort met ſinne
Vp dat ghys noch danket mi
Enn ic das noch wardich ſi
Dat ghi mi weder hebt lief
Metten hie tvingherlin vp hief
Enn ſtaect an des beelden vingher

Dat

Von einem, der sich mit ihr mit einem Ringe vermählte. LXI.

Kinder und Schulknaben jung,
Als auf ihrem ersten Sprung
Spielten zuweilen vor ihrer Kirche
So wie noch zum öftern pflegen Klerick
Jeder warf dem andern einen Ball zu.
Nun war ihrer einer unter allen andern,
Der auch einen Ring am Finger trug
Dessen er werth genung war.
Eine seiner Liebsten gab ihn denselben auf Liebe. (Zum Unterpfande der Liebe)
Da befahrte er sich darin (befürchtete er)
Daß man denselben entzwei werfen mögte.
In die Kirche er ihn daher brachte,
Ob er ihn irgend wo sicher hinlegen könte,
Damit er ihn nach dem Spiele wieder fände,
Da sah, er unsre Frau stehen
In einer Abbildung gar schön,
Die ihn in große Verwunderung zu sezen began
Wegen der Schönheit, die ihr anhing
Niederkniet er vor ihre Füße
Und sprach ihr ein Avemaria
Und sagte: „Fürwahr, eure Schönheit
Geht über alles, und über deren Schönheit zugleich
Die mir gab diesen Ring
Auf ihre treue Liebe
Darum entsag ich ihrer Liebe
Und will euch dienen künftig mit Ernst,
Damit ihrs noch belohnet mir
Wenn ichs auch nicht würdig bin,
Daß ihr mich wieder habt lieb.“
Zugleich hob er den Fingerring auf
Und steckt' ihn an des Bildes Finger

Digitized by Google

Dat no wider was no ingher
Enn die vingher die ſtont hem recht
Den beelde „ joft “ alſ andworde den knecht
Enn ſoe deder een tekin toe
Want het looc den vingher doe
In die palme enn nederwaerd
Van wondere hie ward vervaerd
Enn riep tote hem allen beſonder
Die daer waren enn toghedem twonder
Enn telleden meden te waren
Hoe hier ter dinc gheuaren
Sie riepen hem die dat vernamen
Dat hie der werelt hem vte te ſamen
Enn hie altoes niene ſtonde of
Hine dade al ſyn belof
So moechti vrien ſyn en truwen
Jheſus enn oec onſer vruwen ***

Digitized by Google

Welcher weder weiter war, noch enger
Als der Finger, der stand gerade gegen ihn ausgestrecke
An dem Marienbilde, als ob es dem Verehrer antwortete.
Und sie that noch ein Zeichen dazu.
Denn es schloß den Finger darauf
In die flache Hand, und niederwärts zu,
Ueber das Wunder ward er bestürzt,
Und er rief darauf die alle besonders
Die da waren, und ihm das Wunder bezeugten,
Und erzählte ihnen zugleich nach der Wahrheit,
Wie er hätte dergleichen Ding erfahren.
Sie riefen ihm zu die dies vernahmen,
Daß er sich der Welt gänzlich entzöge
Und davon zu keiner Zeit abstünde
Daß er nicht sein ganzes Gelübde erfüllte,
So mögt er geliebt sein und trauen
Jesu und auch unsrer Frauen. * * *

Digitized by Google

Sendschreiben des Herrn Kinderling an den Herausgeber der Fragmente.

Ew. ꝛc. haben mir eine wahre Freude gemacht, daß Sie mir die schäzbaren Ueberreste eines alten deutschen, vermutlich sehr weitläuftigen historischen Gedichts von dem Leben der heil. Jungfrau Maria im Original mitgetheilet haben. Sie haben mich dadurch in Stand gesezt, manche mutmaßliche Erklärungen der Abschrift zu bestätigen oder zu ändern, und die Abschrift selbst genau zu berichtigen. Je mehr ich dergleichen Ueberreste unsrer deutschen Poesie selbst schäze, desto sorgfältiger habe ich sie im Originale betrachtet, durchstudirt, und dabei herzlich gewünscht, daß doch alle ähnliche Fragmente so sorgfältig möchten aufgehoben, und so geschikt erkläret werden, als Sie es bereits gethan haben. Zur Aufklärung des Gegenstandes dieser Verse haben Sie fast alles schon gesammelt, und mir hauptsächlich nur Worterklärungen übrig gelassen. Es wird also nur wenig sein, was ich über ihren Inhalt, besonders so fern sie mit meiner Marienlegende übereinstimmen, sagen kan. Nur ein Wort vorher über das Alter Ihrer Fragmente. Mich dünkt, aus der Sprache sowol, als aus den Zügen der Buchstaben, welche in dem Kupferstiche recht gut getroffen sind, läßt sich der sichre Schluß machen, daß Ihre Fragmente älter sind, als meine Marienlegende, welche 1474 geschrieben worden ist. Indessen kan sie doch wol aus einem älteren Originale abgeschrieben sein, und alsdenn läßt sich annehmen, daß der Abschreiber sie nach seiner Mundart etwas abgeändert hat. Diese Freiheit haben sich die Abschreiber oft genommen, wie schon Bodmer von den Gedichten der Minnesinger angemerkt hat. Dies bestätiget sich auch aus der Vergleichung der Helmstädtischen Marienlegende, für deren Bekantmachung ich Ihnen herzlich danke. Ins vierzehnte Jahrhundert muß

man

Digitized by Google

man also Ihre Fragmente wol sezen, und schon dies Alter macht sie sehr wichtig. Sie enthalten auch in der That manche Wörter der alten niedersächsischen Sprache, womit die Wörterbücher können bereichert werden, und ins besondre können sie dazu dienen, daß man gewisse Eigenschaften und Inversionen des poetischen Dialekts von dem prosaischen unterscheiden lerne, weil man die poetischen Figuren der Wegwerfung der Endsilben, der Zusammenziehung kleiner Wörter, und den verschiedenen Gebrauch des Füllworts en, zum Wohlklange und zur Ergänzung einer fehlenden Silbe darin bemerkt.

Ihre aufgeworfene Frage: aus welchen Quellen die gereimten Geschichten von der heil. Maria geschöpft sein? kan auf mancherlei Untersuchungen leiten. Ich mache zwei Fragen daraus: erstlich, wo haben die Dichter ihren Stof hergenommen? zweitens, welches ist das Original Ihrer Fragmente, oder das vollständige Gedicht, zu welchem diese Stücke gehören? Beide Fragen sind nicht so gar leicht zu beantworten, doch die erste am leichtesten. Die entfernteren Quellen sind mehrere alte für ächt und heilig gehaltne Bücher. Ich glaubte sie alle in den Actis sanctorum Antwerp zusammen zu finden, und bat mir aus der Klosterbergischen Bibliothek den August aus, weil das Fest der Himmelfahrt der Maria den funfzehnten August gefeiert wird. Allein die Verfasser fertigen den Leser ganz kurz ab, und versprechen ein eigenes Werk: de festivitatibus Mariae. Ob dies schon erschienen sei weiß ich nicht, meine Hofnung war also getäuscht. Unterdessen Fabricii codex apocryphus et pseudepigraphus N. T. enthält wol alle ersten Quellen, unter denen das Euang. de Infantia Christi; Eu. Nicodemi; Liber de natiu. Mariae, (welches Hieronimus soll übersezt haben. S. Hier. Opp. ed. Erasmi Tom. II. f. 207. und vermuthlich das Buch des Manichäers Seleucus oder Leucius ist) und Pseudo-Joannis liber de transitu Mariae

Digitized by Google

die vornehmsten sein mögten. Was Ihre Fragmente vom Tode, Begräbniß und der Himmelfahrt der heil. Maria betrift, so ist das vorgebliche Buch Melitonis Sard. de transitu Mariae die erste Quelle. Die meisten dieser unächten Bücher haben ein hohes Alter, weil schon Origenes die meisten anführt: denn die Neigung, Wunder zur Unterhaltung der Andacht zu erdichten, erwachte sehr früh. Wenn ich meine Marienlegende durchsehe, so ist es offenbar, daß der Stof aus mehreren dergleichen Büchern hergenommen ist, denn die ganze Jugendgeschichte Jesu ist mit eingewebt. Aber was die Offenbarungen und Wunder der heil. Maria betrift, so sind dieses weit neuere Erdichtungen, wodurch die alten solten glaubwürdiger werden. Es heißt auch hier, wie von allen Lügen: Vires acquirit eundo. Die Vergleichung Ihrer Fragmente mit der von Ihnen bemerkten Stelle aus dem Leben der Heiligen bestätigt dies sehr auffallend. Der gelehrte Abt Schmid hat vieles hierher gehörige in seinen Prolusionibus Marianis, und in seiner Historia I - VIII. saeculi fabulis variorum maculata gesammelt, es kan aber noch ein ganzes Heer gedruckter und ungedruckter Legendenschreiber hinzugesezt werden. In Fellers Verzeichnisse der Handschriften der Pauliner Bibliothek in Leipzig sind z. E. Speculum Mariae, 85 und 185. S. Sigillum gloriosae Virg. Mariae 93. Liber de conceptione et infantia b. Mariae Virg. gestisque illius alius 161. Miracula S. Mariae 164, 173, 177 S. wie viele dergleichen Schriften mögen also nicht in andern Bibliotheken sein? Da der abergläubige Nicephorus seine Nachrichten aus den apokryphischen Büchern zusammengerafft, und auch die äußerliche Gestalt der Maria beschrieben hat, so mögte man auch ihn mit unter die Schriftsteller sezen, welche von den Dichtern sind benuzt worden. So viel ist gewiß, daß seine fabelhafte Geschichte vielen Beifall gefunden hat, weil zu seiner Zeit die Verehrung der

Maria

Digitized by Google

Maria schon aufs Höchste gekommen war, und er ist fleißiger abgeschrieben worden, als andere wichtigere Schriftsteller. Allein es ist die Frage: Ob nicht gereimte Marienlegenden vorhanden sind, welche weit älter sind, als Nicephorus? Er schrieb im vierzehnten Jahrhunderte, und ehe er nicht lateinisch übersezt war, hatte wol kein Versifex Lust und Mut, ihn zu benuzen. Glaubhafter ist mirs also, daß die Dichter mehrentheils des Jacobi a Voragine Auream Legendam benuzt haben, deren Name schon anzeigt, wie hoch man sie geschäzt habe, — und diese war schon im dreizehnten Jahrhunderte geschrieben. Aber es giebt schon im zwölften Jahrhunderte solche gereimte Marienlegenden, welche also aus jenen apokryphischen Büchern müssen genommen sein. Man kan also den Dichtern keine Erfindung ihres Stofs zuschreiben, sondern nur die Einkleidung in Reime, unterdessen habe ich auch aus Vergleichung meiner Legende mit der Helmstädtischen und Uffenbachischen gefunden, daß sie ihre Fantasie, wenigstens in Beschreibung des Empfangs der Maria im Himmel freien Lauf gelassen haben. Doch ihre Anfrage geht wol mehr dahin: welches das vollständige Original einer Marienlegende sei, wozu Ihre Fragmente, als Theile gehören? Diese Frage wird nicht eher beantwortet werden können, als bis Ihre Fragmente der gelehrten Welt in Druck vorgelegt sind. Es ist möglich, daß das Ganze irgendwo, vielleicht in einer Klosterbibliothek vorhanden ist, und vielleicht lassen sich Gelehrte aufmuntern, nachzuforschen. Wäre es ausfindig zu machen, so würde es wegen der älteren Sprache noch weit wichtiger sein, als meine neuere Marienlegende, und als manche andere schon mehrmals gedruckte Gedichte des vierzehnten Jahrhunderts.

Die allerälteste deutsche gereimte Marienlegende ist wol diejenige aus dem zwölften Jahrhunderte, welche (nach Hrn. Adelungs Magazin der deutschen Sprache

2. Th. 3. St. 34. S.) in Pezii Thesauro anecdotorum 1 Th. 1 B. 415 S. aus einer Handschrift des Klosters Mölk steht. Eine andere gereimte Lebensbeschreibung der heil. Maria hat Bruder Werner der Pfaff gemacht. Sam. Wilh. Oetter hat diese Handschrift, die er herausgeben wolte, aus der ehemaligen Senkenbergischen Bibliothek, auf einem einzelnen Bogen 1775 beschrieben, aber ich habe ihn bisher nicht auftreiben können. In der Gothaischen Bibliothek ist ein Gedicht auf die heil. Maria, unter dem Titel: die goldene Schmiede, welches Cyprianus in Catal. MSS. Bibl. Goth. kurz anzeigt, und wovon ich vermuthe, daß es nur ein Lobgedicht sei, dergleichen wir sehr viele haben. Alle diese sind mir nicht genauer bekant, ich kan also nur vermuthen, daß Ihre Fragmente zu der einen oder andern gehören. Bei vielen andern ähnlichen Werken, welche in den Verzeichnissen der Bibliotheken anzutreffen sind, muß ich mich ebenfalls mit Vermuthungen behelfen. Z. E. in der Kirchenbibliothek zu Neustadt an der Aisch ist eine Handschrift auf Papier: das Leben unsers Herrn Jesu Christi, welches J. M. Schnizer in der ersten Anzeige der Kirchenbibliothek zu Neustadt an der Aisch. Nürnberg 1782. 4. ins vierzehnte Jahrhundert sezt. Ob es aber blos das Euang. de Infantia Christi ist, oder auch das Leben der heiligen Maria enthält weis ich nicht. Eben so befindet sich in der Zaluskischen Bibliothek eine Handschrift unter dem Titel: Eyn schön Büchelin von dem Leben und mangerley Wunderzeichen unsrer lieben Frowe. S. Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit von 1752. 6. St. 406. S. In der Abtey S. Mariä im Schwarzwalde ist ein Gedicht von dem Leben Christi und von U. L. Frouwen, nach Professor Oberlins Anzeige in seinem Glossario Scherziano Tom. I. p. V., welcher hinzusezt, daß es dem Uffenbachischen Codex ähnlich sei. Aber alle diese Werke sind mir nicht genau bekant, und

ich

Digitized by Google

ich muß sie als Poma Hesperidum betrachten. Noch besizt der Hr. Prof. Wille in Altorf eine sehr alte Handschrift einer gereimten evangelischen Geschichte. Er hat einige Stücke davon herausgegeben, und solche mit Glückwünschungen an abgehende Mitglieder der deutschen Gesellschaft in Altorf verbunden. Ich habe die dritte Fortsezung der Erläuterung eines alten deutschen evangelischen Codex, worin die Ankündigung der Geburt Christi bisauf die Erzählung von den Morgenländischen Weisen vorkomt. Aus diesem einzelnen Stücke kan ich nur so viel urtheilen, daß das ganze gereimte Evangelium sehr alt sein muß; ob es aber blos die evangelische Historie, oder auch die fabelhaften Erzählungen von der heil. Maria enthalte, weis ich nicht zu sagen.

Nebst meiner Marienlegende sind Ihnen und mir noch viere bekant, welche aber mehr mit einander übereinstimmen, als mit Ihren Fragmenten, und sämtlich weit jünger sind. So weit ich sie habe mit einander vergleichen können, bestätigen sie meine Vermuthung, daß ein jeder Abschreiber einer alten Marienlegende etwas geändert hat. Entweder hat er sich den Dichterruhm durch Zusäze zueignen wollen, oder er hat etwas abgekürzt, oder er hat wenigstens das Gedicht mehr nach seiner Mundart modifizirt. So enthält die Uffenbachische Marienlegende, welche in Uffenbachii Bibl. Mf. P. IV. Vol. fol. 4. näher beschrieben wird, hin und wieder, besonders von der Kreuzigung und Tode Jesu, mehrere Kapitel, als die meinige, aber auch hin und wieder weniger. Z. E. von der Maria Tode und Begräbniß ist kein besonderes Kapitel angezeigt. Doch kan es auch sein, daß diese Stücke ausgerissen sind, wie überhaupt die Handschrift defekt zu sein scheint. Außerdem hat sie einen weitläuftigen Prologus, welcher in der meinigen fehlt, aber hingegen in der Helmstädtischen steht. Diese Helmstädtische des Bruder Philips, deren Bekantmachung ich Ihnen verdanke, scheint fast noch neuer

Digitized by Google

zu sein, als das Original der meinigen. Aus dem Stücke, welches Sie mir mitgetheilt haben, kan ich schliessen, daß sie ziemlich nachläßig muß geschrieben sein. Es fehlen in diesem Stücke einige Verse, welche ich aus dem Stücke des halbzerrissenen Blattes der meinigen habe ergänzen können. Die dritte Marienlegende, auf welche Sie mich aufmerksam gemacht haben, oder das Harte-Boeck (Herzensbuch), welches Nic. Staphorst in seiner Hamburgischen Kirchenhistorie, (Hamb. 1731. 4.) 1. Th. 4. B. 190. S. beschreibt, stimt nicht mit meiner Marienlegende, außer in den Sachen großentheils überein, und scheint mehr ein Auszug zu sein, auch noch wol neuer, als die meinige. Endlich ist in der Gothaischen Bibliothek ein Gedicht, von der Kindheit Christi und seinem Leben, welches Cyprianus in Catalogo Mss. Bibl. Goth. p. 104. n. 37. anführt, auch schon von ihm Omeis in seiner Reim- und Dichtkunst, und woraus Tenzel in seinen monatlichen Unterredungen von 1697. 537. S. f. einige Stellen ausgeschrieben hat. Diese Stellen finden sich sämtlich fast von Wort zu Worte in meiner Marienlegende, nur mit wenigen Veränderungen des Ausdrucks, und in einer etwas verschiedenen Mundart. Der Ausdruck in der Gothaischen Legende ist mehr dem alten fränkischen und hochdeutschen Dialekte ähnlich; in meiner Legende aber herscht durchgehends die niederdeutsche Mundart. Es bestätiget sich daraus meine Vermuthung, daß ein jeder Reimschmid sich in dergleichen Gedichten geübt, oder sie wenigstens in seine Mundart übergetragen hat, und es mögen wol in allen Klöstern, wo man etwas auf Bücher gehalten hat, dergleichen Abschriften sein gemacht worden. Sowol die Abschreiber, als auch die, welche selbst Dichter sein wolten, benuzten die alten Legenden, die ihnen großentheils von Jugend auf bekant waren. An der Materie haben sich die Dichter am wenigsten verschuldet, vielmehr sind die seichten Homile-

Digitized by Google

Homileten Schuld daran, welche das Volk mit dergleichen Fabeln unterhielten. Daher beruft sich meine Marienlegende auf den Epiphanius, Augustinus und andere. Bodmer sieht zwar dergleichen Berufungen auf alte Bücher für Dichterkunst an, aber mich dünkt, sein Urtheil ist zu hart und zu allgemein. Es muß schon gleich nach dem dritten Jahrhundert geschehen sein, daß man von der heil. Maria fabelhafte Erzählungen öffentlich vorgetragen hat. Wenn man auch die angebliche Homilie des heil Athanasius von der Geburt der heil. Maria nicht für ächt erkennen kan, so ist doch eine Homilie des Gregorius von Myssa schon damit angefüllt, und im vierten Jahrhunderte sind offenbar die Lobeserhebungen der heil. Maria sehr übertrieben. In der Uffenbachischen Bibl. mss. P. 1. p. 437. Cod. VIII. n. 37. steht auch eine Homilie des Ioh. Metropolitae in obitum S. Mariae, worin ihr Tod und Himmelfahrt sehr ausführlich, nach Legendenart, erzählet wird.

Doch ich komme näher auf Ihre Fragmente. Die ersten einzelnen Verse des ersten Fragments sind ein Stück von der Erzählung, wie ein Jude das Begräbniß der heil. Maria hat verhindern, oder ihren todten Leib beschimpfen, und aus dem Sarge werfen wollen, dem aber seine Hände am Sarge sizen geblieben sind, bis er sie durch Petri Fürbitte wieder erhalten hat. Schon in diesen Versen sieht man die Freiheiten der poetischen Mundart, Ten für zu oder an dem, enter für und an der, Metter für mit der, heuet für hat es oder heft et, ferner der Artikel mit einem Worte zusammengezogen in dem Wort donghelouigeri. Sie würden vielleicht deutlicher werden, wenn ich aus meiner Marienlegende die Erzählung vollständig machte, allein die Geschichte ist gar zu weitläuftig, daß ich befürchten muß, Sie zu ermüden, und überdies stimt sie auch nicht wörtlich mit diesen ersten Versen Ihrer Fragmente überein. So viel

enthält

enthält die weitläuftige Erzählung, daß ein Jude, der die Todtenbahre anrührete, um den Körper der heil. Maria aus dem Sarge zu werfen, an beiden Aermen lahm, die übrigen aber, welche zusammengelaufen waren, um das Begräbniß zu verhindern, blind geworden sind, und unterscheidet sich darin von der Nachricht im Leben der Heiligen, daß sie keinen Bischof der Juden nent, auch nicht die andern Juden wie todt zur Erden fallen läßt. Petrus macht indessen den gelähmten Juden wieder gesund, und befiehlt ihm, den Palmzweig vom heil. Johannes zu nehmen, in die Stadt zu gehen, und durch Berührung mit demselben an Kranken, Blinden ꝛc. Wunder zu thun. Dies muß der Punkt sein, wo die Erzählung sich anfängt, daß der geheilte Jude in die Stadt Jerusalem zurückgegangen ist, und die geschehenen Wunder den ungläubigen Juden verkündiget (ghelerd) hat, daß also der dritte Vers mit dem fünften verbunden werden muß. Von den vermittelst des vom Engel Gabriel vom Himmel gebrachten Palmzweiges verrichteten Wundern ist hier also nichts, wovon es hingegen in meiner Marienlegende am Schlusse dieser Erzählung heißt:

De blynden worden schone sen
Vnde de krummen rechte gen
Ock stummen vnde doven
Wolden se an Christum glouen,
Gesunden se worden vnde bereyt
Van des palmen hillicheyt.

Ueber das 51. Kapitel der Fragmente: Wie sie gen Himmel fuhr.

Dies einzige Kapitel kan ich aus meiner Marienlegende erläutern, aber so, daß meine Vermuthung sich bestätiget: die Abschreiber der alten Legenden haben nicht blos Abschreiber, sondern auch Dichter sein wollen, und haben daher manches umständlicher erzählt, und alles sehr erweitert. So lautet meine Erzählung:

In

Digitized by Google

In der wyle mit dem licht
De iungeren gyngen alle vor ſich
Eyn wyt wolke ſe vmme veneck
Vnde bouen ock mit en getick
Vmme vangen mit den wolcken waren
De den lichem mit den baren
Drogen beyde man vnde vrowen
De de bygraft wolden ſchowen
Do ſe quemen to der ſtat
De geheten ys ioſaphat
Eyn ſchone graf bereide was
Johan hat geheten das
Gehowen gans vt eynem ſteyne
Dat was noch nyge vnde reyne
De iungeren vnde ock de hilligen wif
Nemen do den reynen lif
Rechte ſchone den bereyden
In dat ſulue graf ſe leyden
Entholden ſich do nicht en konden
Alle yammerliken begonden
Weynen, clagen vnde ſchryen
Umme den dot marien,
Wente ſe de leyden in dat graf
De en alle vroude gaf
Mit eynem breten Steyne do
Dat graf bedeckeden bouen tho
Dat ſtof noch erde mochte darin
Komen vp dat gudes ſchryn
De vrowen gyngen dar na heym
In de ſtat tho iheruſalem
De iungeren wolden do nicht ſcheyden
Von dem graue ſe wolden beyden
Alſo en de engel gebod
Do de ſele vp vorde god
By dem graue dre tage ſaten

Vnde

Vnde wolden den nicht laten
Ock de wolcken nicht vorgynck
De sulue dre dage vmme venck
In dem dridden dage vro
Gynck en slapent allent tho
Van hemel iheſus quam hir neder
Vn de vorde marien sele weder
Eyn schar der engel mit em quam
De reyne seyle iheſus nam
In er lif de varen leit
Marien leuent vpstan heyt
He nam dat lif vnde de sele
Mit dem engel Michahele
Vnde vorde se in dat hemelrick
Des vrouden alle engel sick
Vnde sungen al gemeyne
Gelouet sy de maget reyne &c.

Nun folgen noch 56 Verse von dem heil. Thomas, der nicht bey den Jüngern zur Zeit der Himmelfahrt der heil. Marien gewesen, aber dennoch in einer Entzückung alles gesehen hatte, wie der Engel Michael die Seele in den Himmel führte. Er bittet um ein Zeichen, wodurch sein Gesicht glaubwürdig werden soll, und es fällt ihm vom Himmel herab das Gewand zu, welcher der heil. Maria ums Haupt gebunden war. Als die übrigen Jünger dies von Thomas vernehmen, wollen sie sich durch Eröfnung des Grabes von der Himmelfart der heil. Maria überzeugen, und finden nichts darin, als himmlisch Brod oder Manna. Sie beten darauf zur Maria, und nun heißt es endlich zum Schluß dieses Kapitels:

Den hilligen geyst weder sande
De jungeren do to orme lande
Dar se waren er gewesen
Dar van han ick dat gelesen
Dat se weder in er lant
Vorde te hillige geyst tho hant.

Sehen

Sehen Sie hier, daß die Abschreiber der alten Legenden ein Verdienst darin gesezt haben, wenn sie dieselben erweiterten. Daher verhält sich meine Marienlegende zu Ihren Fragmenten, die unstreitig älter sind, wie eine Umschreibung zu einer Uebersezung. Der weit ältere Ausdruck der Fragmente ist eben deßwegen auch dunkler, und seine Kürze vermehrt die Dunkelheit. Ich komme also auf die Worterklärungen:

V. 9: Tien stonden heißt zu derselben Stunde, — ein Beisaz, der wol oft nur um des Reims Willen dasteht. S. 2. Fr. 131. V. Ich bemerke hierbei nur etwas von den poetischen Zusammenziehungen der Wörter, wodurch die alten Dichter mehr für die Leichtigkeit des Verses, als für die Würde der Sprache sorgten. Noch jezt ist es in der niederländischen Sprache auch in Prose gebräuchlich, daß man kleinere Redetheile besonders von vorn abkürzt, und mit andern Wörtern zusammenzieht. Z. E. er statt daer, ten für to den, t' statt het u. s. w. dergleichen Beispiele sind hier im poetischen Stile sehr häufig, als t'graf für het graf, oft oder joft für of het, hets für het is, ter für te der, dats für dat is ꝛc. So ist hier das Wort tien zusammengesezt aus te und jenen, wie man noch im Holländischen sagt und schreibt: 't gene, wat gy weet. Diese Anmerkungen müssen eben so oft wiederholt werden, als die von der Konkrezenz des Pronoms mit dem Zeitworte in leidene für legten ihn, wildi wollt ihr; ja auch andrer Wörter, als icker für ich ihr, metti mit ihr, dinghel für der Engel, eist für es ist. Sonst könte man auch tien für eine besondre Form des Artikels ansehen, wie V. 125. steht: van dien graue, von dem Grabe, V. 140. in dien für hierin, aber die Schreibart ist dawider.

V. 10. locken tgraf heißt, sie machten das Grab zu. Ich rieth anfänglich auf lugen sehen, beobachten. Al-

Digitized by Google

lein im Holl. heißt locken oder luicken noch zuthun, verschliessen, und in meiner Legende steht auch ausdrücklich: sie bedeckten das Grab. V. 11. Gade heißt auch noch im Holländ. Sorge, Aufsicht, also ist der Sinn: und es trugen für beide (Grab und Leichnam) alle Sorge an derselben Stätte die Apostel, (ein verworfener Nominativ!) wie es Gott hieß. Dieser angebliche göttliche Befehl, das Grab drei Tage lang zu bewachen, steht in meiner Legende ausdrücklich:

De engele den iungeren dat geboden
Dat se scholden marien licham hoden
Unde dreghen en ock ut der stat
In den dal to josaphat
Unde in eyne reyne graf se leyden
Unde dre dage alle dar by beyden
Unde van dem graue nicht ne quemen
Want dre dage enen eide nemen.

V. 13. muß vielleicht so heissen: Niet lange daer en god ne liet oder — ne god en liet, wenigstens ist dies der Sinn: Nicht lange ihn (den Leichnam) Gott daselbst ließ.

V. 14. Hine ist das Fürwort Hi, er, mit dem angehängten Ausfüllungsworte en, welches aber des Wohlklangs wegen oft in ne verwandelt wird. In der vorletzten Zeile der vorhin aus meiner Marienlegende angeführten Stelle ist ein Exempel. Bodmer hat dies schon in dem Vorberichte zu den Proben der alten schwäbischen Poesie, 48. S. bemerkt, und in folgenden Versen kommen mehr Beispiele vor.

V. 15. Mede heißt hier zugleich. V. 16. te desen nämlich den Aposteln. V. 17. wesen der veraltete Infinitiv von sein. V. 18. die ontfarmenessen dyn, die Erbarmungen dein. Es ist merkwürdig, daß das in hier, wie im 2, 4, 5, 7, 8, V. in einer Handschrift dieses

ſes Alters ſchon vorkomt, da man ſonſt di, lik, libe ꝛc. findet. Es ſcheint, die deutſche Orthographie iſt ſchon von Alters her vielen Veränderungen unterworfen geweſen.

V. 22. wat wildi für wat wilt ju, was wollt ihr. Die Dichter zogen die Pronomina mit den Verbis zuſammen. Bodmer bemerkt dies in folgenden Exempeln: Ich ſachs an der min froeide lit, für Ich ſach ſi, an etc.

V. 23. Sieden ghenoeghet di. Da dieſer zwei Silben zu wenig hat, ſo iſt zu vermuthen, daß hier ein Schreibfehler ſei. Es hat vielleicht heiſſen ſollen: Her ſie leiden — — Herr, ſagten ſie (die Apoſtel), gnügt oder gefällt es dir.

V. 24. Vereren muß mol heißen vereſen. Im 38. V. ſteht der Infinitiv veriſen, und im Holländ. heißt verryzen noch jetzt aufſtehn, und wird beſonders von der Auferſtehung der Todten gebraucht. Auch mögte ich an ſtatt ſys lieber leſen bys, weil der Sinn offenbar dieſer iſt: Gleichwie du biſt auferſtanden.

V. 26. te waren wahrhaftig.

V. 27. metti für met dy. tier für te der oder te jener. Blifcap heißt Freude, Seligkeit, und iſt noch im Holländ. gebräuchlich.

V. 31. en hie deit wel, und er thats ſogleich, oder gern, willig.

V. 32. ſaen heißt noch im Holländ. ſogleich, ſchnell, plözlich.

V. 36. noiten, niemals, iſt das Holl. noit nie, mit dem angehängten Füllworte en.

V. 42. Hinter dieſem Vers muß ein Vers fehlen, wie der Reim verräth.

V. 46. haren chare auf ihren Wagen, das iſt, durch die Luft, wie es in meiner Legende ausdrücklich heißt, daß der heil. Geiſt die Apoſtel in ihr Land geführet

Digitized by Google

habe. Hier werden also den Aposteln Luftwagen zugeeignet.

V. 45. Elc ein jeder. Der lezte Vers heißt eigentlich: Wo ein jeder als Prediger war bekant.

Ueber das 52. Kapitel.

V. 47. Alne ist eben so viel als al en, die Konjunktion allein, mit dem Flikworte en, welches des Wohlklangs wegen in ne verwandelt wird. Es könte auch hier durch zwar übersezt werden, weil dennoch folgt.

V. 52. Nochtans dennoch, nichts desto weniger, ist noch im Holländischen gebräuchlich.

V. 53. Sone eist jeghen tgheloue niet, so ist es auch gegen den Glauben nicht, oder nicht unglaublich. Sone ist die Konjunktion so, ingleichen, mit der enclitica ne für en. S. Bodmers Vorbericht zu den Proben der schwäbischen Poesie LIII S.

V. 54. Elech clerc heiliger Klerikus. Im folgenden V. 157. steht: die cleghen, die Heiligen, und im zweiten Fragmente 145. V. van leuen elech eun goet. Pliet heißt pflegt. So steht in Rodens Gedichte von der Keuschheit:

Dat bilde man also zumalen phlit
Das der tuuel vnder sinen fusen liet.

V. 60. vul bispel völlig, ganz passend Beispiel. Der Dichter will die Himmelfahrt der Maria über die Exempel des Henoch und Elias erheben. Das folgende Wante heißt denn.

V. 64. al minde er schon beliebte. Der Ausdruck scheint etwas wörtlich nach dem Lateinischen des Augustins zu seyn.

V. 67. Hetf houesch, so ist es schicklich. Holl. hofsch, daher unser deutsches Hübsch komt. *) Mens für man es.

V. 68.

*) In Rodens Gedichte von der Keuschheit heißt es bald hobesch, bald hobisch. z. E.

Wanne

V. 68. Houestede Ruheſtätte im Grabe.

V. 69. Hare dede ihr, der Maria, that, nämlich ſo, wie es vorhin iſt erzählt worden. Wenn nicht hare hier poetiſch für her ere ſteht, ihr Ehre erwies.

V. 70. des veleſchs iſt vermutlich ein Schreibfehler für des vleſches.

V. 74. dar of davon. Das of in dieſer Bedeutung ſcheint aus ab entſtanden zu ſein, und iſt noch im Engliſchen und Holländiſchen übrig.

V. 76. datſ für das iſt. Ein neuer Beweis, daß die Kontraktion ein altes Hülfsmittel der deutſchen Dichter iſt. Asmus iſt alſo nicht eigentlich Erfinder.

V. 77. gheſet, geſagt, angezeigt. Hier wird alſo der Beweis der Himmelfahrt Mariä aus dem Auguſtinus noch durch die Offenbarung der heil. Eliſabeth beſtätiget. Eben das findet man auch in Durantis Rationali div. officior. L. VII. fol. CCXIV. ed. Hagen. 1509. fol. Hieronymus ſcribit: Quomodo b. Maria aſſumpta fuerit, ſiue in corpore, ſiue extra corpus, neſcio, Deus ſcit. Auguſtinus vero dicit, quod in corpore. Veritas tamen eſt, quod primo aſſumpta eſt in anima. Vtrum vero corpus in terra remanſerit, incertum habetur, et melius eſt, pie dubitare, quam aliquid circa hoc temere definire: pie tamen credendum eſt, eam totaliter fuiſſe aſſumptam, (So heißt es auch hier im 53. Vers, daß die Himmelfahrt der Maria nicht gegen den Glauben ſei.) Verum quaedam religioſiſſima mulier, Heliſabeth nomine, de partibus Saxoniae, aſſeruit ſibi reuelatum fuiſſe, quod poſt quadraginta dies poſt aſſumptionem animae

Wanne ſiſtu das ymant mit hobeſchen ſeten
Deme machſtu wol gutes beten. Ingleichen:
Einer hobiſchen maget hochſtes lob
Iſt das ſi mit worten nicht ſi grob

assumptum fuit corpus, et idem (eadem) composuit quendam tractatum, qui tamen non est authenticus. Diese angeblichen Visiones S Elisabethae, welche Durantus sogar für unächt erkläret, sind übrigens handschriftlich in der Paulliner Bibliothek zu Leipzig, nach Fellori Catal. mss. p. 506. — Man darf sich über dergleichen Offenbarungen in jenen dunkeln Zeiten um desto weniger wundern, da sie in unserm Jahrhunderte durch die spanische Träumerin, die Maria von Agreda, gleichsam sind privilegirt worden. S. Baumgartens Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek 4. B. 208 S. f.

V. 79. emelic muß hier heißen vertraut. Herr Prof. Oberlin hat diese Form des Wortes heimlich, wie auch viele andere, in seinem Glossario Scherziano nicht angemerkt.

V. 81. Vertoghet überzeugt. Vertoonen überzeugen, ist noch im Holländischen übrig.

V. 86. Hier druckt sich der Dichter bescheiden genug aus, und erklärt es blos für eine Sage, daß die heil. Elisabeth die folgenden Offenbarungen selbst aufgeschrieben habe.

Ueber das 53. Kapitel.

V. 89. dard al an leghet weis ich nicht anders zu erklären, als daran es alles liegt, von der alles abhangt, auf die alles ankomt, wenn man Offenbarungen verlangt. So steht in dem Hohenliede Salomons, welches Schöber herausgegeben, und Herder seinen Liedern der Liebe wieder beigefügt hat, im sechsten Kap.

Schön bistu raine frouht,
An dir liegt der werlt zuht.

Doch ist der Sinn hier etwas anders. Aber ganz ähnlich fängt Heinrich von Sachs sein Minnelied in Bodmers Proben der schwäbischen Poesie 34. S. an:

Ich

Ich sachs an der min froeide lit
Bi andern schonen frouwen gan.

V. 90. Omtrent, ungefähr um die Zeit. Ist noch im Holländischen üblich.

V. 93. die goedertiere. So muß es heißen, wie es im 98. V. deutlicher steht. Goedertier heißt noch im Holländischen gütig, holdselig. Man hat auch goedertierenheyd und goedertierlyck, welches im 148. V. vorkomt.

V. 96. men ist das heutige man oder nur. Der Sinn ist: Ich bat eben so (ernstlich und brünstig) um eine Offenbarung, als nur einer von unsern Vätern gethan hatte. In der folgenden Zeile scheint der Abschreiber die Worte versezt zu haben, und es soll wol heißen:

In sinem bede een onser oudere.

Alsdenn paßt der folgende Reim.

V. 103. Hier muß es wol heißen: Jof met ziele en lechame mede.

V. 106. ghesciene, erschienen, beschieden, bestimmt.

V. 107. beḍi dit, dies beides, bezieht sich auf die zwei vorgelegten Fragen, ob Maria blos mit der Seele oder auch mit dem Leibe sei gen Himmel gefahren.

V. 108. Hier ist die Lesearт etwas dunkel, besonders das zweite Wort, und weil keine Abtheilungszeichen da sind, so weis man nicht, ob die Worte zusammen gehören, oder zum Theil zum folgenden V. gezogen werden müssen. Im ersten Falle wäre der Sinn: Forthin wirds nicht länger als ein Jahr. Im lezten Falle wäre der Sinn: Fort und fort oder forthin mehr. Nun folgte ein neuer Saz: Im ganzen Jahre getraute ich mich nicht ꝛc.

V. 109. Ne durftic, ich getrauete oder wagte mich nicht. Dören oder tharen heißt dürfen, wagen, kühn sein. Daher komt dürftig kühn, thärstiglich verwegen.

Digitized by Google

V. 114. Die loed. Ich wolte anfänglich lesen die boed oder beed, der gebot mir, oder betete mir etliche Gebete. Allein loed ist das Impexfektum von laeden oder layen auflegen. Da die Gebete in der römischen Kirche mit zu den Bußübungen gehören, so ist dies wol der richtigste Sinn: Er legte (lud) mir etliche Gebete auf, damit ich eine neue Offenbarung erlangen solte. Sommich heißt noch im Holländischen etliche.

V. 115. Beiaghen erlangen.

V. 128. Echt scheint hier so viel als zugleich zu bedeuten. Wenn es, wie gewöhnlich, wiederum heißen soll, so bezieht sichs auf die erste Offenbarung der heil. Maria.

V. 131. daer na saen, darnach plözlich. S. V. 32.

V. 142. Für vp on muß es offenbar heißen, vp vor, auffuhr.

V. 146. clam von klimmen, steigen.

V. 150. teghet, taget, betagt ist, angesezt ist. Hier widersprechen sich die Offenbarungen. Elisabeth behauptet, daß die heil. Maria 40 Tage nach ihrem Tode auferweckt und in den Himmel genommen sei. Brigitta aber wolte wissen, daß ihre Himmelfahrt schon am funfzehnten Tage geschehen sei.

V. 163. Echt heißt hier wiederum, abermals.

V. 164. hare daer sich da.

V. 174. en met eren harde wale heißt: und mit Ehren sehr wohl ꝛc oder sehr anständig. Es ist das Holländische herde wel, d. i. fort bien, und gehört zum folgenden Worte brachten. Wale hat ein angehängtes e, wie vorher das Wort male ähnlich gedehnt ist.

V. 185. Hier muß es für hont wol heißen hout von houden, halten, feiern, begehen.

V. 187. ten daghe daer naer, zum Tage darnach. Der Sinn ist also, daß Maria 15 Jahr 5 Monat und 2

Tage

Digitized by Google

Tage alt gewesen, als ihr die Geburt Christi wäre angekündiget worden.

Ueber das zweite Fragment.

V. 5. pyern oder piern wird noch im Plattdeutschen für auflauern gebraucht.

V. 6. Ramp heißt im Holländischen noch Unglück.

V. 8. Lage heißt nach dem Oberlinischen Glossario ein Netz, Zuggarn. Gegenwärtig heißt im Holländischen Laeghe leggen, ein Netz ausspannen, oder hinterlistig auflauern.

V. 11. Daß er es so weit bewirkte. Wroegen wirken ist im Holländischen gebräuchlich.

V. 13. Want dat &c. Ich fasse den Sinn so: Denn daß sie von ihrem Drossart schwanger war, das war unkeusch. Der Dichter hat schon vorher eine Verführung des Teufels behauptet, nun will er die Sache selbst auch mißbilligen, und nur an den Nonnen ihren persönlichen Haß gegen die Aebtissin tadeln. Druſſat ist das noch übliche Wort Drossart oder Drost. Wenn es durch Truhsess soll übersezt werden, so darf dies doch die geringe Bedeutung eines Tischbedienten nicht haben, (denn in der Uebersezung Dapifer ist das Wort wol nicht recht verstanden,) sondern, wie es auch Fulda in seinen Wurzelwörtern anmerkt, ein Richter. Hier also ein Klosteramtmann, Schuzvogt, Landrichter, Drost ꝛc.

V. 14. dat was ommate, das war unmäßig, unkeusch. In Criemhildens Klage komt das unmaze mehrmals vor.

V. 16. Soene dede. Hier ist ein sehr deutliches Beispiel, daß man das Füllwörtchen en des Wohlklangs wegen in ne verwandelt, und andern kleinen Wörtern angehängt hat, denn hier ist offenbar ein bejahender Saz.

V. 19. Der Sinn ist wol dieser: Und sie, (die Nonnen,) mogtens gern oder ungern sehen, so ließ die Aebtissin

Digitized by Google

ste nicht weit laufen. Blyde heißt fröhlich, und ist noch im Holländischen. Auch steht in den Proben der Schwäbischen Poesie 14. S.

Menig creatiure ist plide
Din daher in sorgen was.

Erre ist noch im Plattdeutschen irrig, und heißt verdrießlich, ärgerlich.

V. 21. Auf diese Art kam die Zeit ihrer Geburt heran. So steht das also auch im 39. V.

V. 22. onvri unfrei, gebunden, eingeschränkt.

V. 28. wroeghene heißt anzuklagen, zu beschuldigen. Wroeghen heißt im Holländischen beschuldigen, und komt mit dem deutschen Worte rügen überein. In der Gothischen Uebersezung der Evangelien kommt auch oft Haikaus hats aber nicht angemerkt.

V. 29. achter dede, wiederstund.

V. 30. Daß sie oft ihren bösen Willen lassen mußten. quaderе ist das gegenwärtige quatheyd, Bosheit. Das dick (oft) ist mit der enclitica en zusammen gezogen.

V. 34. Sie aber wußte nicht das geringste davon. niet dec das ist das noch übliche, auch nicht das, ne tantillum quidem.

V. 36. Muß wol so verstanden werden: Sie zu prüfen, da sie schon so alt, und also ihr Vergehen desto sträflicher war.

V. 37. So besorgte sie ihre Ehre, welche sie allzeit sehr bewachte. Oder noch mehr nach den Worten: So verschwand ihr die Ehre ꝛc. har de muß wol als zwei Worte gelesen werden, und dicken ist wie im 30. V.

V. 39. Als sie nun nicht wußte, was zu thun wäre. Geht auf die Aebtissin, und also ist wieder eine poetische Zusammenschmelzung des als und soe.

V. 41. Alteos ist das Holländische altoos allezeit.

V. 45. Vor diesem V. scheint ein Vers zu fehlen, wie der Reim verräth, etwa dieser:

Daer

Daer soe bede mit grotem rouwen.

V. 48. suchten, Seufzen.

V. 51. beraghet scheint von dem Holländischen raaken reichen abzuleiten zu sein, daß also beraghen hieße darreichen, verschaffen.

V. 54. in dit mesbaren heißt in dieser Wehklage oder in diesem Jammer. Das Holländische mis-baar hat noch diese Bedeutung.

V. 56. als bare dochter. Dadurch will der Dichter zu erkennen geben, daß die Aebtissin bei ihrer Vergehung dennoch wegen ihrer strengen Klosterheiligkeit der besondern Befreiung von ihrer Schande würdig gewesen sei, und daß eben der Schlaf, der sie überfiel, als eine Erhörung ihrer Bitte und Belohnung ihrer Klosterzucht soll angesehen werden. Ein Kunstgrif, um die Klosterheiligkeit wichtiger als die Keuschheit zu machen.

V. 59. van den mesbaren, d. i. wegen der Jammerklage. So ist das van im Holländischen noch gebräuchlich, anstatt des Deutschen von wegen.

V. 61. beraghet erlanget. Mede zugleich, bezieht sich auf das folgende en, weil hier zugleich die Vergebung der Sünde und die Befreiung von der Schande angekündiget wird.

V. 62. An minen soene bei meinem Sohne. An bedeutet noch im Holländischen in vielen Wortfügungen bei.

V. 64. Quitenesse Befreiung, hängt noch von dem Worte beraghet ab.

V. 65. Nach den Worten muß es heißen: Die du nun als nahe vorhanden befürchtest. Ontsien befürchten, besorgen, ist das noch gebräuchliche unregelmäßige Zeitwort Ontzien, und komt mit dem Deutschen entsetzen überein.

V. 73. saen sogleich, schnell.

V. 78. Weil in diesem V. eine Sübe fehlt, so mögte er richtiger so heißen: In des die biscop was daer comen.

V. 80. omboot, entbot, berief, ladete vor.

V. 82.

Digitized by Google

V. 82. gherede begehrte.

V. 85. die dinc um deswillen. Vielleicht ist die Silbe om vergessen, weil der Vers eine Silbe zu wenig hat.

V. 86. met fellen worden heißt mit harten, grimmigen Worten. fel heißt noch im Holländischen grimmig.

V. 88. So muß heißen Soe.

V. 92. buuz ist das Holländische boezem, Busen, wiewol es auch im Holländischen den Schooß bedeutet.

V. 93. behoeueden nöthig waren. Sie stellten so viele Untersuchungen an, als zu ihrem Endzweck dienlich waren.

V. 97. Hielten in der (angestellten) Untersuchung.

V. 99. met mieden. Wenn diese Leseart richtig ist, und es nicht vielmehr heißen muß met nieden, so kan es einen doppelten Sinn haben. Entweder kan es auf die Nonnen und Ankläger des Aebtissin gehen, und alsdenn heißt Miede ein Gerücht, eine ausgesprengte Lästerung, wie es noch im Holländischen diese Bedeutung hat. Oder es kan auf die zwei Geistlichen gehen, welche die Untersuchung der Aebtissin angestellt hatten, und alsdenn heißt Miede so viel als Geschenk. Der Bischof wähnte, daß die Leute, die er zur Erforschung der Wahrheit gebraucht hatte, bestochen wären. Diese Bedeutung finde ich in König Wenzels Liede in Bodmers Proben der Schwäbischen Poesie 6. S.

Der wachter will niht gunnen
Uns liebes was er wolte fin bespunnen
Mit miete.

V. 102. en toeter toe, und thut an ihr hinzu (alles was einem Bischof zu thun gebührt, der sich schämt.) betaemt past ziemt.

V. 104. der boeten der aufgelegten Büßungen oder Strafen.

V. 108. lachter Lästerung, Tadel, Laster.

V. 115. Ist mir der allerdunkelste Vers. Die wahrscheinlichste Uebersezung ist wol: Alles was ihr zugleich Straffälliges war nachgeredet worden. Fellic oder

wie

Digitized by Google

wie es im Originale verbessert ist, fellec ist von fel oder vel ein Fall, Fehler, Vergehen abzuleiten, also fellec fehlerhaft, strafffällig. Gheronnen leite ich ab vom Holländischen runnen, rynen, fließen, ausbreiten, welches von bösen Gerüchten nicht unschicklich gesagt wird. Eine andere mutmaßliche Erklärung ist: Alles wovon sie zugleich völlig gereiniget war.

V. 117. gheride ist das Holländische gereede, bereit, willig. Nach vorigem Reime solte es wol heißen ghereide.

V. 118. dan soe sonde (so muß es heißen für sonde) syn ontvoeghet, als daß sie solte getrennet sein.

V. 119. gewroeghet angeklagt oder beschuldiget.

V. 121. en niet el und nichts verhehlte. Es ist sonderbar, daß das h fehlt.

V. 123. Kein Wort sie vor ihm verdeckt oder zurück hält.

V. 124. Wegen des Wunders mußte der Bischof die Jungfrau Maria benedeien oder lobpreisen.

V. 126. Du er wien, da er wähnte oder vermutete.

V. 136. al on' waer scheint ein bloßer poetischer Zusaz zu sein, entweder al ouer war, das ist mehr als zu wahr, oder al one var, das könt ihr ohne Gefahr glauben.

V. 138. Die Geistlichen schickten sich zur Rückkehr.

V. 139. Heelden erzählten.

V. 144. Und sezte es oder verpflegte es besser. Und es war klug. Vroed heißt noch im Holländischen klug. Im Plattdeutschen aber heißt fröte hin und wieder schön.

V. 146. staren muß wol heißen staret, wegen des folgenden Reims. Erstorrt oder starb.

CLXI. Van hem die se metten vingherlin seck'de.

Diese Ueberschrift verstehe ich so: Von einem, der sich ihr (der Maria) mit einem Ringe vermählte. Nach langem Rathen über das Wort seckde fiel mir bei, daß bei dem k ein Abkürzungszeichen steht, und es also wol heißen könte sekerde. Nach Kilians Ver-

Digitized by Google

derländischen Wörterbuche hat sekern, in der alten Holländischen Sprache die Bedeutung desponsare, und das schickt sich hier am besten.

V. 159. Dief hie wegher was ghenoech, dessen er werth genug war. Dies muß der Sinn sein, aber das Wort weghér ist hier dunkel. Es heißt sonst besser. Z. E. im Narrenschif 71. S. Viel weger ist ganz finden nicht, denn Fund, den man nicht wieder giebt. Aber es muß auch die Bedeutung werth, würdig, haben, vielleicht durch eine Metonomie, weil der Werth eines Metals durch wägen erforscht wird. Dieser Begrif ist im Holländischen noch übrig. Aber im Angelsächsischen heißt fäger schön, welches vielleicht die Wurzel ist. Im Ulphila heißt fagr so viel als nüzlich. Beide Wörter scheinen schon die Bildung des Komparativs zu haben. Der alte Positiv war vielleicht wäge, d. i. gut. So steht in Chriemhildens Rache 105. S.

Die mit mir komen sint,
Si sint iu alle *waege*. (Sie sind euch alle gut, oder eurer alle werth.)

V. 160. Und eine seiner Liebsten gab ihn denselben (Ring) auf Liebe, zum Unterpfande der Liebe.

V. 161. ontsach hie hem besorgte er sich, befürchtete er, der inne darin, d. i. in dem Spiele. Ontsiet steht hier reciproce.

V. 164. Ob er ihn irgendwo hinlegen könte.

V. 167. In einem schönen Bilde oder in einer angenommen Gestalt.

V. 168. harde sehr. Welche ihn sehr in Bewunderung zu sezen anfing.

V. 171. enen groete, d. i. ein Ave Maria.

V. 176. Deswegen begebe ich mich ihrer Liebe. Uten, welches hier mit dem Fürworte zusammen geschmolzen ist, heißt sich entziehen, äußern, (uchtheen) wie das Holländ-

Digitized by Google

Holländische uyten. Im 195. V. komt es noch einmal reciproce vor.

V. 178. Auf daß ihrs noch danket oder belahnet mir. So scheint der Sinn zu sein, oder: wie ihr es noch nicht denket.

V. 181. Metten (corr. Mettin) zugleich. Ist das Holländische met een.

V. 183. Welcher (Ring) weder weiter war noch enger. Hier ist also die Vermählung mit der heil. Maria durch einen Ring, nach vorher gegangenem Antrage, und das Wunderbare besteht darin, daß das Marienbild den Ring annimt, und die Hand zuschließt.

V. 184. Und der Finger des Bildes, an welchem der Ring angesteckt war, stund recht oder ausgestreckt. Dies wird zur Vergrößerung des Wunders hinzu gesezt.

V. 185. Nach den Worten: Dem Bilde, als ob es antwortete dem Knecht. Weil in diesem Verse zwei Silben mehr sind als im vorigen, so zeigen die Strichelchen über jost vielleicht an, daß dies Wort überflüssig sei und weggestrichen werden müsse.

V. 187. Denn es (das Bild) schloß den Finger da in die flache Hand und niederwärts. Dies ist das Wunderzeichen V. 186. wodurch die heil. Maria bewies, daß sie den Ring gern annähme. Looc ist vom Holländischen Loocken oder luicken zuschließen. Palme die flache Hand. Ist noch im Holländischen wie paume im Französischen.

V. 189. Verwaerd verfahrt (erschrocken, bestürzt,) ist noch in der plattdeutschen Sprache übrig.

V. 192. En telleden meden te waren und erzählte ihnen nach der Wahrheit. telleden für tellede hen.

V. 193. Wie er hier solch (wunderbares) Ding erfahren.

V. 194. Es riefen ihm zu welche es (seine Erzählung) vernahmen, daß er sich gänzlich der Welt entzöge, und daß

Digitized by Google

daß er allzeit nicht stünde ab, daß er thäte sein ganzes Gelübde ꝛc.

V. 195. der werelt hem vten, mundum exuere, sich der Welt entäußern.

V. 196. altoos allzeit.

V. 197. belof Gelübde. Holländisch belofde.

V. 198. vrien soll vielleicht heißen vriend. Im Holländischen heißt vrien auch lieben, aber hier müßte es das Mittelwort sein.

Diese ganze Erzählung beweiset, wie man die Heiligengeschichten zusammen gestoppelt hat, denn hier ist wirklich etwas aus dem Heidenthume. Es ist die Geschichte de Annulo Veneris, welche Kormannus de triplici Annullo p. 41. aus dem Vinc. Beluacensi mit verschiedenen ähnlichen Umständen erzählt: Romae temporibus Henrici III. Imp. fuit iuuenis quidam locuples et nobilis, qui recens vxorem duxerat, et sodales suos opiparo conuiuio nuptiali exceperat. Exiuere in campum a prandio lusuri pila. Sponsus ludi dux pilam posuit, et ne excideret annulus sponsalitius, inserit eum digito statuae Veneris aereae, quae in proximo erat. Omnes vnum petebant, sic cito defatigatus a ludo secessit, et ad statuam rediit, annulum recepturus. Ecce videt digitum statuae vsque ad volam manus recuruatum, et quantumuis conatur annulum recuperare, nec digitum inflectere, nec annulum valuit retrahere &c.

Nehmen sie denn, theuerster Freund! mit diesen Erläuterungen fürlieb. Ich habe mein Bisgen Holländisch meist vergessen, sonst würde ich in diesen Versen, welche sich der Niederländischen Mundart sehr nähern, manches noch besser, wenigstens leichter, haben erklären können. Ich verdanke Ihnen indessen alle kleinen Kentnisse in diesem Striche des philologischen Gebiets, zu welchem Sie mir Gelegenheit gegeben haben, und habe die Ehre zu sein ꝛc.

---

3. Einige

Digitized by Google

3.

Einige Betrachtungen über den frommen Betrug und über eine Vernunft, welche nicht die Vernunft ist.

Von

Friedrich Heinrich Jacobi

in einem Briefe

an den Herrn geheimen Hofrath Schlosser.

Depuis la plus mauvaise jusqu'á la meilleure ſcompagnie, l'effronterie & le babil tiennent lieu de logique & de ſcience.

MIRABEAU (Dénomiation de l'agiotage.)

Il faut toute fois eſſayer de leur parler de ſang froid, afin qu'il ne ſoit pas dit que, tandis que l'yvreſſe des paſſions les fait déraiſonner, nous déraiſonnions nous-mêmes par l'indignation dont nous ſommes animés contre eux.

Loix de Platon. L. X.

Düſſeldorf, den 8. Dec. 1787.

Lieber Schloſſer!

Ich habe Deinen Brief vom 4ten mit der Kladde Deiner Erklärung gegen die Berliner Monathſchrift erhalten. Du mußt ſehr auf die böſen Einflüße des Decembers gerechnet haben, da Du mich für düſter genug hielteſt, über Deinen Aufſatz die Stirne zu runzeln, und ihn wohl gar mit einem: abi pone me! einen ſchmählichen Abſchied zu geben, weil ich, wie Du ſagſt, über gewiße Dinge ſelbſt im Scherze keinen Scherz verſtehe. Laß das immer ſeyn, ſo war das treffliche Spiel Deiner Ironie doch ſicher genug vor

Digitized by Google

meinem Tadel. Du hast, wie Moses, eine eherne Schlange erhöhet, und ich hoffe, recht viele Kranke sollen an ihrem Anblicke genesen. Gern will ich in Deinem Sinne Cagliostro auch zu meinem Helden machen, um Magie gegen Magie, Marktschreyerey gegen Marktschreyerey, die kleinere Industrie gegen die größere zu vertheidigen.

Aber dadurch, werden sie sagen, sey ihnen nicht mehr bewiesen, als dem Alexander durch jene berühmte Rede eines Räubers im Curtius. Asiens Eroberer heißt bis auf diesen Tag der Große: und so ziehen auch sie mit ihrem Heere weiter, und vollführen ihren Heldenlauf.

Mit einer sehr guten Vorbereitung bin ich zu Deinem Aufsatze gekommen, denn eben hatte ich den zweyten Theil von Starks Apologie zu Ende gebracht. Auch hier erscheint mit der Frau v. d. Recke, Cagliostro, und diese Stelle ist so schön behandelt, mit so viel Anständigkeit und Zurückhaltung, daß man deutlich sieht, es fehlte dem Verfasser nicht am Vermögen sich zu mäßigen; sondern es geschah mit Vorbedacht und Absicht, wenn er an andern Stellen einen Unwillen äußerte, der von den Verfassern und Freunden der Crypto-Catholicismus Hypothese, in einem gleich hohen Grade bey dem ersten Theile schon geahndet worden ist. Stark aber hat sich selbst dadurch geschadet, und die volle Wirkung seiner Schrift aufgehalten; denn so kalt und gründlich er auch bey Auseinandersetzung der Thatsachen zu Werke geht: so scharf und bis zur Aengstlichkeit genau er alle Umstände prüft, gegen einander abwägt und vergleicht; immer und in jedem Falle seinen Gegnern, da sie einmahl der Meynung eines ansehnlichen Theils des Publikums sich bemächtigt hatten, zu viel, nie zu wenig nachgiebt; seine Resultate nicht eher hinstellt, bis sie unwidersprechlich dargethan, wieder und noch einmal erhärtet sind: so wird man doch nur einige lebhafte, hart und widrigklingende Stellen aus dem Zusammenhange heraus zu reißen brauchen, um der Menge einzu-

Digitized by Google

einzubilden, die fünf Alphabete seyen nichts als eine Erup tion von Schimpfworten; alles lauter Zorn, ohne einen Funken von Licht und Recht. Aber Demosthenes gegen Philippus, Cicero gegen Catilina, Verres und Antonius, sind auch keine Muster, wie man die Wahrheit sagen müsse, ohne warm zu werden; und der biedere deutsche Lessing betheuert durch den Mund seines Odoardo: Die Galle sey nicht das schlechteste am Menschen.

Freylich, wie Du neulich schriebst, möchte in den mehresten Fällen wohl das beste seyn, dem Gegner zu ste hen, als hätte man nur ein Fleuret, er hingegen einen Degen in der Hand. Sicher, daß er keinen Stoß beybringen werde, klopfte man ihm nur dann und wann auf die Finger, und lachte, wenn er ausfiele, ohne treffen zu können. Aber hier, welch ein anderer Fall! Gegen Einen Mann stand ein voller Haufen, und Stark sollte mehr als nur das Leben lassen. In einer solchen hohen Noth — wahrlich in keiner geringeren war es möglich, den Entschluß zu fassen, und die mehr als herkulische Ar beit zu unternehmen, den Aktenwust einer Mähre, wie die Mähre vom Crypto-Catholicismus ist, genau durchzu gehen, Monathelang darüber zu verweilen, und beym Zu sammenfaßen — die Lust ein Mensch zu seyn, vielleicht auf immer zu verlieren. Ich sage nicht zu viel, und be rufe mich auf Deine eigene Empfindung während dem Lesen des Starkischen Werks, vornehmlich des zweyten Theils; unter andern bey den Stellen, wo die Verunstaltungen des Briefes abgehandelt werden, den ein Freund des Ver folgten an Herrn Biester schrieb; bey der Vergleichung der in der Monathschrift gemachten Vorstellung des Buches St. Nikaise, mit dem Buche selbst, welches Du zur Hand nehmen mußt, in dem wirklich Stark hier viel zu wenig sagt; endlich bey der Schröpferischen Correspondenz. Ich weiß, Dir wird nicht beßer dabey zu Muthe seyn, als es mir gewesen ist, und jede Anmaßung, diesem hartnäckig ver-

Digitized by Google

folgten Manne das Maaß seines Unwillens bestimmen zu wollen, wird Dir unerträglich scheinen. Und diese, wie eine Menge anderer, gegen Stark verübten Handlungen bleiben dieselben und gleich empörend, wenn es auch mit dem Jesuitismus des Mannes, und der ganzen Crypto-Hypothese die ausgemachteste Richtigkeit hätte. In Wahrheit, lieber als die Zeichen, welche der Definitor hier seinen Gegnern unvertilgbar einbrennt, wollte ich Tonsuren, und andere Merkmahle aller Priesterschaften der vier Welttheile an mir tragen.

Was ich hingegen Starken nicht verzeihen kann, sind einige, wider den seinen Gegnern vorgeworfenen Deismus gerichtete, heftige Angriffe, welche nicht blos das heimliche Untergraben des Christenthums, eine bis ins Unendliche vermannichfaltigte piam fraudem, sondern überhaupt jede öffentliche Aeußerung des Unglaubens zum Gegenstande haben. Die piam fraudem hätte er aufdecken, und gegen alle ihre Mittel in voller Rüstung sich zu Felde legen mögen; dazu hatte er, vermöge seines Standes, vollkommenen Beruf, und konnte ihn auch anderswo finden, wie ehmals Lessing. „Nicht der Nahme macht es, sagt der Biederherzige (in seinen Beiträgen II, S. 412.), sondern die Sache; und wer die Sache zu lehren, oder zu insinuiren den Muth hat, der müßte auch freymüthig genug seyn, dem Nahmen nicht ausweichen zu wollen.... Was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Nahmen beybehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Nahmen mit der Sache aufgaben? (Ebendaselbst III. S. 500.) .... Nicht die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selbst ungleiche Orthodoxie ist so ekel! So ekel, so widerstehend, so aufstoßend! — Das wenigstens sind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.“ (In dem angef. Th. S. 516.)

Lessing

Lessing hat viel härtere Stellen, die mir gerade jetzt nicht einfallen, weil sie zu einer andern zufälligen Bestimmung in einem andern Fache liegen. Genug, Stark trat in Lessings Fußstapfen, und war von allen Seiten hinlänglich geschützt, wenn er diesen Gesichtspunkt allein beybehielt, und darnach zu Werke gieng.

Aber an Starkens Stelle hätte ich noch gelinder als Lessing seyn, und das allmählige Verwandeln des Christenthums, durch sanftes Unterschieben des Deismus, zur Noth als zulässig annehmen wollen; bis dahin, wo die List in Verfolgung, und die Kriecherey in Despotismus übergeht.

Wiederholte Veranlassungen haben mich gereizt, über diese Materie ernsthaft nachzudenken; aber nie bin ich dazu gekommen, meine Gedanken in eine gewiße Form zu bringen; wohl mit aus Vorbedacht, um mir den Guß nicht zu verderben. Der Trieb, den ich in diesem Augenblicke dazu fühle, scheint mir Beruf, und ich weiß, Du siehst es gern, daß ich ihm folge; gesetzt, ich verlöre auch darüber Starken und seine Apologie ganz aus dem Gesicht, welches doch sehr leicht auch nicht geschehen kann. *Veniam damus, petimusque vicissim. zur Sache.

Setzen wir einen Mann, der fest überzeugt wäre, die christliche Religion sey ein Mährgen, die Bibel ein albernes, und, wenigstens zu unsern Zeiten schädliches, ja gefährliches Buch; überhaupt aller Glaube an Offenbarung eine leidige Eselsbrücke; und der Geist aller positiven Religion ein böser Alp, von dem man die Menschheit, es koste was es wolle, befreyen müße. Eine andre nicht positive Religion hingegen, genannt Deismus, sey lauter Wahrheit, lauter Gewißheit, lauter Seegen. Sie gebe von dem Daseyn einer freyen und vernünftigen Ursache der Welt, einer alles regierenden Vorsehung, einer persönlichen Fortdauer des Menschen nach dem Tode, eine solche helle und vollkommene Ueberzeugung, daß der

Glaube überflüßig, und dieses wegen seiner Nebenbegriffe gefährliche, die Vernunft entehrende Wort, aus der menschlichen Sprache verbannt, und Zuversicht an die Stelle gesetzt werden könne.

Diese selbstständige Religion biete einer nicht minder selbstständigen Moral die Hand, um dem Menschen alle Befriedigung für ihn selbst, und alle Tüchtigkeit für andre, die ihm seine Natur zu bewirken aufgebe, zu verschaffen. Sich da hinauf zu schwingen, sey unsere wahre Bestimmung; und irgend ein Mittel versäumen, welches diese Einsicht mehr verbreiten, und dem menschlichen Geschlechte früher zum Genusse seiner eigentlichen Würde und Glückseligkeit verhelfen könnte, wäre Versündigung gegen die Natur und ihren Urheber.

Was soll nun dieser Mann mit einem solchen Sporn im Gewißen thun, wenn ihm das Gesetzmäßige Ansehen einer positiven Religion, die er gleichwohl nur für ein Gewebe von Unwißenheit, Aberglauben, Betrug und Schwärmerey ansieht, im Wege steht? — Mir deucht, nichts anders als was ihn das Beyspiel der größten Philosophen und der weisesten Regenten lehrt; er soll demjenigen, was er für Wahn und Irthum hält, gezwungen nachgehen; aber nicht mehr als er muß, und allmählig ihnen einen Vortheil nach dem andern abzugewinnen trachten. Mag ihn verdammen wer da will, ich hebe keinen Stein gegen ihn auf.

Aber auch keinen Stein gegen den Widersacher, den wir ihm nun geben müssen, um diejenige Erscheinung, die wir eigentlich betrachten wollten, hervor zu bringen.

Dieser Widersacher soll vom Deismus, in so fern er eine Frucht der Philosophie, ein Gebäude speculativer Vernunft ist, und sich anmaßt, eine Religion zu seyn, eine eben so nachtheilige Meynung haben wie jener vom Christenthume, oder überhaupt von aller positiven Religion; er soll ihn für ein Gewebe von Unwißenheit, Aberglauben,

den, Betrug und Schwärmerey halten, und sein Gedeyhen einem Mißverstande der Vernunft und der Erfahrung zuschreiben, wodurch der ganze Mensch irre geleitet, und an allen seinen Fähigkeiten und würksamen Kräften beschädigt werde.

Wir wollen den Mann auftreten laßen. Er rede, daß wir ihn sehen! *)

„Ihr versichert," würde er zu den Anhängern des Deismus sagen, „allein aus deutlichen oder vollständigen Vernunftbegriffen und ihrer Anwendung bey Betrachtung der Welt, von dem Daseyn einer vernünftigen und freyen Ursache des Universums, einer alles regierenden Vorsehung, und einer persönlichen Fortdauer des Menschen nach dem Tode, eine solche helle und vollkommene Ueberzeugung zu haben, und auch andern mittheilen zu können, daß der Glaube überflüßig und dieser unedle Ausdruck eines kindischen Gemüthszustandes aus der menschlichen Sprache vertilgt, und das Wort Zuversicht an die Stelle gesetzt werden könne."

„So antwortet mir denn, Wenn ich hier in meiner Hand Zwiebeln von Hyacinthen, Tulpen oder andern Blumen hielte, und diese Dinge wären euch noch nicht bekannt; würdet ihr wohl, nach allen möglichen Untersuchungen, die ihr damit anstelltet, auf die Vorstellung der Blumen kommen, die daraus erwachsen? Würdet ihr, ohne vorher gegangene Nachricht oder Erfahrung, von einer Eichel auf den mächtigen Baum, oder vom Baume auf die Eichel zu schließen im Stande seyn? Ja würdet ihr nicht auch nach unzähligen erlangten Kenntnissen dieser Art, bey Vorzeigung fremder Gewächse euch von neuem in derselbigen Verlegenheit befinden? Hättet ihr beym Anblicke einer Ananas, der bloßen Frucht nemlich, wohl er-

*) Ich bitte für diesen Mann, daß man während seiner etwas langen Rede, nie die Prätensionen seines Gegners, worauf er sich durchaus beziehet, vergeße.

Digitized by Google

rathen, daß sie zwischen zwei Distelstengeln heraus gebrochen wäre? So unwissend seyd ihr, wo euch doch unzählige Analogien leiten; und ihr wollt über Dinge, wo euch alle Analogie verläßt — über das Innerste eurer Natur, was ihr seyd und seyn werdet, wollt ihr mit Zuversicht entscheiden können? Ja, ihr wollt sogar im Stande seyn, über das Innere des Alls zu urtheilen, und von der ersten Ursache der Dinge, der Quelle aller Existenz, mit Zuversicht zu sagen wißen, was sie sey, und in welchem Verhältnisse ihr mit derselben stehr? —

„Um das Ungeheure eurer Anmaßung, wo nicht zu rechtfertigen, wenigstens zu entschuldigen, werdet ihr doch nicht jenen Glauben an Gott und Unsterblichkeit, welchen die Natur allen Menschen predigt, anführen wollen? Denn ihr redet ja von Vernunft, Erkentniß und philosophischer Ueberzeugung, und habt immer jenen Naturglauben, der nie als mit irgend einer positiven Religion vereinigt angetroffen wurde, so geringschäzig behandelt, daß ihr ihn mit dem Aberglauben in eine Klaße setztet. *)

„Hier eben liegt der Mißverstand, die perversa ratio, wovon eure Systeme die Darstellung und allmählige Entwickelung sind.“

„Warum redet ihr mit solcher Geringschätzung, ja beynah mit Bitterkeit von dem schlechten Menschenverstande, der allein doch Gesinnungen, große Thaten, Künste und Einrichtungen hervor gebracht hat, wovor ihr, wenn ihr etwas nachdenken wollt, wie vor Wundern erstaunen müßet? Antwortet! — Ich höre, darum würdigt ihr ihn so herab, weil seine Mittel keine Mittel einer untrüglichen

*) Eine Bestätigung dieser Aussage, die statt vieler dienen kan, wird mir ganz zufällig durch ein Buch, welches ich heute zum erstenmale sah und in die Hand nahm, (de Marees Gottes Vertheidigung, die meisterhafte Vorrede, S. 45) angewiesen, und soll deswegen auch die einzige seyn. S. Allg. D. Bibl. Band XXVIII. S. 157 - 159.

Digitized by Google

chen Erkenntniß der Wahrheit sind. — Aber was ihr Vernunft nennt, dieses erhabene Wesen in euch, besitzt es andre Mittel, als die Mittel des schlechten Menschenverstandes, um diese prüfen und meistern zu können? Ihr behauptet ja: und dieses Wesen in euch sey vermögend, überschwengliche Erkenntnisse, verknüpft mit der Gewißheit, daß ihnen Würklichkeit entspreche, aus sich selbst allein hervorzubringen."

„Eine solche mehr als prophetische, und in ihren Aussagen untrügliche Vernunft, müßte seit kurzem erst gefunden worden seyn; denn die älteren Urkunden und Geschichten scheinen ein sehr entgegen gesezzes Verhältniß darzustellen, und den schlechten Menschenverstand oder die bloße gesunde Vernunft, in einem weit vortheilhafteren Lichte, als jene überschwengliche Vernunft, welche ich die ungesunde nennen möchte, zu zeigen."

„Der gemeine Menschenverstand abstrahiert, generalisiert, particularisiert, urtheilet, schließt, kann alles was die Vernunft kann, und wo er ist, da ist immer nothwendig auch die Vernunft. Eigentlich sollte eben so, wo die Vernunft ist, auch allemahl der Menschenverstand seyn: Von dem Menschenverstande abgesondert, und für sich allein betrachtet, ist die Vernunft ein bloßes Vermögen, mittelbar zu schließen; ein Vermögen, das Besondere im Allgemeinen durch Begriffe zu erkennen, oder aus Bestimmungen des Allgemeinen, Bestimmungen des Besondern abzuleiten. Da nun das Besondere im Allgemeinen schon begriffen und vorher gegeben ist: so ist die Unfehlbarkeit der Vernunft, wenn sie sich genau in dieser Gränze hält, eben so begreiflich, wie die Unfehlbarkeit eines Kindes, das im A ein a, im B ein b, im Z ein z erkennet, und was es liest, auch buchstabieren kann. Hingegen sezt die Vernunft, in diesem Zustande der Unfehlbarkeit, die gänzliche Entfernung aller Einflüsse direkter Empfindungen und Wahrnehmungen zum voraus. Die

Mittel, dieser Einflüsse theilhaftig zu werden, behält der abgesonderte mit der Anschauung unzertrennlich vereinigte Menschenverstand. Also muß die Vernunft, weil ohne Data weder geurtheilt noch geschlossen werden kann, auf den Menschenverstand, der sie gebohren, d. i. aus einer möglichen zur wirklichen Vernunft gemacht hat, immer gestützt bleiben. Vergißt sie diese Abhängigkeit, und wähnt für sich allein reale Erkentniße hervor zu bringen, so wird sie die ungesunde Vernunft, und dem gemeinen Menschenverstande, den sie unterdrücken wollte, durch ihre Schwärmereyen zum Gelächter. Vergißt sie nicht ihre nothwendige Abhängigkeit, so läßt sie dem Menschenverstande seine Ehre, und macht an keine von ihm unabhängige Fortschritte Anspruch. Sie bescheidet sich, wenn sie zu lehren und darzuthun im Stande ist, die Erde bewege sich um die Millionenmal größere Sonne, daß sie dieses einer Menge, durch gereizte Beobachtung offenbar gewordener Thatsachen schuldig ist, und daß dem angeblichen Wachsthume der Vernunft, nur bereicherte Erfahrung, durch Werkzeuge verstärkte Sinnlichkeit, und die dem Menschenverstande anhängende Verknüpfung des Wahrgenommenen überall zum Grunde liege."

„Und so ist die menschliche Vernunft, in ihrer Würklichkeit nichts anders und nichts mehr, als ein Widerschein und lebendiger Abdruck der Natur und ihres Urhebers, in uns, als würksamen, in ihrer Ordnung mitbegriffenen Theilen der Natur. Wir besitzen sie nicht als ein Eigenthum, sondern nur Lehnsweise, wie unser Leben, unser persönliches Bewußtsein, unsere ganze Existenz, und werden hieran jeden Abend, wenn uns der Schlaf überfällt, und wir in den Vorhöfen des Todes ausruhen, erinnert. Brächten wir das vernünftige Denken aus uns selbst allein hervor, so könnten weder Träume noch Fieberfantasien, da die denkende Kraft dabey dieselbe bleibt, und nur andre Gegenstände in einem mehr willkührlichen

Zusam-

Digitized by Google

Zusammenhange uns vorgeführt werden, unser vernünftiges Denken in ein unvernünftiges verwandeln."

„Was uns die feste Ueberzeugung giebt, unsere Vernunft sey kein Apoll, sondern nur die Priesterin des Gottes, läßt uns zugleich die Erscheinungen leicht begreifen, welche wir bey denjenigen wahrnehmen, die eine entgegengesetzte Meynung haben, und nicht allein die Natur, sondern Gott selbst ihrer Gesetzgebung zu unterwerfen und ihm vorzuschreiben wißen, wie er seyn und handeln muß, wenn er Gott bleiben soll. Denn da weder die Natur noch ihr Urheber sich nach diesen Aussprüchen fügen können, so geht von denen ihnen beygemeßenen Prädikaten eins nach dem andern zu Grunde, bis sie nichts mehr sind, und der Apoll den Thron allein behält."

„Die Enthüllung dieser Magie, durch welche erst ein Nichts zu einem Etwas, und hernach durch dieses Etwas alles zu Nichts gemacht wird, würde uns zu lange aufhalten. Genug, daß bis jezt kein dauerhafter metaphyßischer Gott hat zu Stande gebracht werden können. Den carteſianiſchen oder ontologiſchen Beweis laßt ihr ſelbſt ſo ziemlich fahren. Der Kosmologiſche, wo aus dem Bedingten oder Zufälligen, auf ein unbedingtes nothwendiges Weſen geſchloßen wird, wenn man ihn auch ſeiner erwieſenen Gebrechen ungeachtet gelten ließe, liefert doch nur eine naturam naturantem, aus der keine redneriſchen oder poetiſchen Floskeln je einen Gott machen werden, ſo gerne mancher auch, auf allen Fall, der Decenz zu Liebe, ihr dieſen Nahmen aufdrücken möchte." *)

„Es bleibt alſo nur der phyſicotheologiſche Beweis, für den ich, ſo wie der gemeine Menſchenverſtand ihn hergiebt, meine Ehrfurcht ſchon bezeugt habe. Ich ſage, wie

*) Auch Spinoza brauchte dieſen Nahmen. Er war aber ſo ehrlich, gemeiniglich hinzu zu fügen: oder die Natur. (extra, intra, cuncta complexus in ſe; idemque rerum naturae opus, et rerum ipſa natura. *Plin.*)

Digitized by Google

wie der gemeine Menschenverstand ihn hergiebt; denn zum Vernunftbeweise kann er nicht angestrengt werden, ohne zu zerreißen. Das Hysteron Proteron, welches er in der speculativen Zergliederung darstellt, ist so auffallend, daß eben kein besonderer Tiefsinn dazu gehört, um es wahr zu nehmen, und Hume allein hat es, in seinem nachgelassenen Gespräch, auf mehr als eine Weise, und jedesmahl sehr faßlich dargestellt. Und so gleichen über diesen Punkt alle speculativen Kinder des schlechten Menschenverstandes jenem alten Vater der Götter, der unbarmherzig seinen eigenen Vater entmannte."

„Ein schon vergessener deutscher Dichter sagt:

Wie mag der Schöpfer nicht in seiner Allmacht lachen,
Wenn sich das Nichts zu was, und ihn zu Nichts will machen.

„Und ein ebenfalls schon vergessener französischer Dichter, Pibrac, in einem seiner Quatrains, welche Voltaire erneuert hat:

Tout annonce d'un Dieu l'éternelle existence;
On ne peut le comprendre, on ne peut l'ignorer:
La voix de l'univers annonce sa puissance,
Et la voix de nos coeurs dit qu'il faut l'adorer.

„In der That sollte man vermuthen, das über alle Menschen ausgegossene Licht der Erkenntniß einer alles erschaffenden und alles regierenden Gottheit, welches beständiger, umfassender, eindringender als das Licht der Sonne, und das wahre Element vernünftiger Naturen ist, könnte nie Finsterniß in ihnen werden; und doch ist das Gegentheil durch die Erfahrung bewiesen. Schwerlich hat es je einen wirklichen und eigentlichen Egoisten, oder auch nur physischen Idealisten gegeben; aber wirkliche Gotteslängner waren und sind in Menge. *) Ja man findet keine Meynung die

*) Die unseren Ohren so unangenehmen Worte, Gotteslängner, Atheist, könnten vermieden werden, und möchten eingehen, wenn der (ich glaube zuerst in England gemachte) Unterschied

die so fest stünde wie diese, wenn sie sich des Menschen einmahl bemächtigt hat. So bitter verachtet der Protestant den Katholiken nicht, der Deist nicht den gläubigen Bibelverehrer, als der Atheist den Anhänger einer Vernunftreligion verachtet. Wer hieran zweifelt, muß mit Philosophen dieser Claße nie Umgang gehabt haben, und nicht

schied zwischen Deisten und Theisten bekannter und durchgängig im Gebrauche wäre. Mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne hat Kant auf das genaueste in der Critik der reinen Vernunft (Erste Ausgabe S. 631. u. ff. Zweyte Ausgabe S. 659. u. ff. diesen Unterschied bestimmt. Ich verweise dahin, und ziehe nur folgende Stellen aus. „Da man unter dem Begriffe von Gott nicht etwa blos eine blindwirkende ewige Natur, als die Wurzel der Dinge, sondern ein höchstes Wesen, das DURCH Verstand und Freyheit der Urheber der Dinge seyn soll, zu verstehen gewohnt ist, und auch dieser Begriff allein uns interessirt, so könnte man nach der Strenge dem Deisten allen Glauben an Gott absprechen, und ihm lediglich die Behauptung eines Urwesens oder oberstes Ursache übrig laßen. Indeßen, da niemand darum, weil er etwas sich nicht zu behaupten getrauet, beschuldigt werden darf, er wolle es gar läugnen, so ist es gelinder und billiger zu sagen, der Deist glaube einen Gott, der Theist aber einen lebendigen Gott (summam intelligentiam.)"

Wenn aber der Deist positiv wird und einen lebendigen Gott nicht mehr blos ignoriert, sondern würklich bestreitet, indem er glaubt, von dem höchsten Wesen darthun zu können, es sey nicht als Intelligenz, nicht als persönliches Wesen, (denn Identität einer Intelligenz ist nach allen Philosophien und jeder richtigen Vernunft Personalität; so daß mit der Personalität die Individualität, folglich Selbstdaseyn, objektive Wirklichkeit aufgehoben würde) durch Verstand und Freyheit der Urheber der Welt: so werden wir doch sagen müssen, ein solcher Deist läugne den lebendigen Gott.

Nach meiner Einsicht ist es nicht gut, den Namen Gottes auch einem nicht lebendigen oder nicht persönlichen

nicht einmahl in ihren Schriften sehr bewandert seyn. Unter den Französischen Encyklopedisten war Toussaint Deist, und man nannte ihn den Capuciner der Gesellschaft. Philosophen aus Welschland kamen nach Genf, und waren nicht zu bewegen, den abergläubigen Voltaire zu besuchen.

chen Gotte, der nur ist der da ist, ohne zu sich selbst sagen zu können, ICH bin der ICH bin, einem ärmeren Wesen, als das ärmste unter den Lebendigen, beyzulegen. Denn die Zweydeutigkeit, welche dadurch hervor gebracht wird, dringt durch alle übrige Theile der natürlichen Theologie, verwirret ihre Sprache, welche, im Munde des Deisten, aus einer eigentlichen, zu einer ganz uneigentlichen und mystischen wird, so daß es oft die größte Mühe kostet, den untergeschobenen Sinn von dem natürlichen der Worte zu entblößen; und bringt zuletzt eine Vermischung von Deismus und Theismus zuwege, wobey mit dem größten Verluste für Verstand und Herz, die Phantasie allein ihre Rechnung findet.

Ohne einen Gott, der ein wahrhaft lebendiger, als persönliches Wesen ist, hat nichts in der Welt mehr einen Werth für mich, und mein Daseyn ist mir ein Ekel. Unmöglich kan mir also jenes Spiel gefallen, worin der Deismus allein gewinnen, der Theismus hingegen nur verlieren kann. In der Absicht es zu stören, gab ich meine Schrift über die Lehre des Spinoza heraus, und bekannte mich zu dieser Absicht. (s. S. 168. 169. u. 170. die Note.) Denselbigen Zweck werde ich in der neuen Ausgabe ausgezeichneter verfolgen, und den terminum a quo und ad quem, nehmlich daß Spinozismus Atheismus sei, auf eine Weise besonders erörtern und abhandeln, welche mit der Wahrheit dieses Satzes noch manches andere deutlich genug hervorbringen, und diejenigen zu einigem Erröthen (wenn sie noch erröthen können) zwingen wird, welche, ob sie gleich Christen sind, dennoch den Theismus lieber in Deismus übergehen sähen, da sie zu seinem Vortheile sich die unverschämtesten Urtheile erlauben, als daß sie einem Manne, der nicht mit ihnen ist, Recht ließen.

Digitized by Google

chen. *) Daß der Stolz des Menschen, mit ihm Unverträglichkeit, in dem hier angegebenen Verhältnisse wachsen müße, scheint mir fast nothwendig. Dabey ist nicht zu läugnen, daß wir in der Kunst, Wirkungen der Natur, blos als solche, darzuthun, täglich weiter kommen, und sehr vieles, was wir ehmals ohne einen Gott einzuführen nicht begreifen konnten, nun weit beßer ohne das begreifen, und unter schon bekannte physische Gesetze zu bringen wißen. Es ist löblich, auf diesem Wege fort zu gehen, und es gänzlich abzuschaffen, Gott, als eine bloße zum Behuf der Naturlehre ersonnene Hypothese anzusehen, wo er einen kommenden und fliehenden Irrlichte gleicht, welches unaufhörlich seine Stelle verändert, und zuletzt verschwindet. Mit Recht behauptet Baco, es sey eben so vermessen und eitel, nach dem Ewigen im Vergänglichen, als nach dem Vergänglichen im Ewigen zu forschen. An Baranzan schrieb er: De metaphysica ne sis sollicitus: nulla enim erit post veram physicam inventam; ultra quam nihil praeter divina. Anderswo erinnert er an jene berühmte Dichtung, die er eine göttliche nennt, von der goldenen Kette, an der weder Menschen noch Götter den Jupiter herab vom Himmel auf die Erde ziehen konnten; wohl aber Jupiter sie von der Erde zu sich herauf. Besonders merkwürdig sind folgende Worte dieses großen Mannes: „Philosophiae objectum triplex, Deus, natura, homo: et triplex itidem radius rerum. Natura enim percutit intellectum radio directo; Deus autem propter

*) Folgendes ist noch merkwürdiger. Ein berühmter Pariser Philosoph (nicht Diderot; denn dieser war, seines bekannten atheistischen Fanatismus ohngeachtet, verträglicher) entzweyte sich mit einem andern Philosophen, den ich genau kenne, blos deswegen, weil dieser nicht einsehen wollte, daß man, ohne Atheist zu seyn, kein vollkommen rechtschaffener und zuverlässiger Mann seyn könne. Uebrigens hatten beyde einerley System.

Digitized by Google

propter medium inaequale (creaturas ſcilicet) radio refracto; homo vero ſibi ipſi monſtratus et exhibitus, radio reflexo." *)

„Wenn wir nun die Erſcheinungen des refractierten Radii als Erſcheinungen einer Refraction oder Modification des directen Radii zu erklären ſuchen; welch ein Irrthum wird nicht unſere eingebildete Erkenntniß ſeyn? — Und wie wollet ihr, bey euren Grundſätzen, euch dieſer Operation enthalten? — Ich frage euch mit feſtem Blicke, und mich ſelbſt erſchütterndem Ernſte: Wie wollt ihr deßen euch enthalten?

„Oder könnt ihr vielleicht den göttlichen Strahl, ohne das Geſetz ſeiner unendlichen Brechungen zu wiſſen, aus eurem mehr als göttlichen Selbſt, geſondert darſtellen?"

„Ich könnte eingreifender ſeyn und recht auffallend, und hoffe, ihr begreift, daß es mir leichter wäre, es zu thun, als es blos zu ſagen."

„Wäre die Gewalt des ſinnlichen Eindrucks nicht unwiderſtehlich, ſo hätten wir wahrſcheinlich noch viel mehr eigentliche Idealiſten und Egoiſten, als wir Atheiſten haben. Und wären Thatſachen von der Art, wie die Schrift verſchiedene erzählt, allen Menſchen hiſtoriſch eben ſo gewiß, wie die Menge andrer Dinge, die ſie blos hiſtoriſch, aber wie ihr eigenes Daſeyn glauben; ſo würde ein eigentlicher Atheiſt noch ſchwerer zu finden ſeyn, als es ſolche Idealiſten und Egoiſten ſind; denn die unmittelbare Ueberzeugung durch Hand und Auge iſt nicht ſtärker, als die mittelbare durch das Ohr. **) Auch hat es Zeiten gegeben,

*) de Augm. Scientiarum. L. III. c. I.

**) In der *provinciales philoſophiques* wird folgende Stelle von d'Alembert angeführt: „l'Exiſtence de Dieu ne peut être l'objet de la revelation, parceque la revelation la ſuppoſe. Worauf der Provincial erwidert: Sans doute la revelation ſuppoſe que Dieu exiſte; mais ſuppoſe-t-elle néceſſairement que j'en ſuis inſtruit? J'aimerois autant dire que le célebre Académicien ne peut en ſe montrant, faire

gegeben, wo kein Wunder ein größeres Aufsehen erregt hätte, als eine lebendige Seele mit der Meynung, es sey kein lebendiger Gott. Aber sie entstand überall diese Meynung, und grif um sich mit reißender Gewalt, sobald der Glaube an göttliche Herablassung in sichtbarer besonderer Vorsorge für den Menschen, und in Theilnehmung an dem Thun und Lassen eines Jeden insbesondre nachließ, und positive Religion verschwand. Von der tiefen Unwißenheit, welche die Ursache hievon ist, habe ich, der mit euch redet, ein so lebhaftes Gefühl, ja eine so deutliche Erkenntniß, daß es mich wenig Ueberwindung kostet, den Weg nach einem gelobten Lande besserer Einsichten selbst über eine Eselsbrücke zu nehmen.

Ich

faire connoître son existence à un Provincial qui l'ignore.

. . . . Au milieu de ce peuple qui voyoit la foudre rouler sur la montagne de Sinaï, qui entendoit cette voix redoutable: *Je suis le Seigneur Votre Dieu!* Monsieur d'Alembert se seroit donc levé pour repondre: *l'existence de Dieu ne se revele point!* (Les Helviennes T. II. p. 138. 2de Edit.)

Ich habe diese Stelle wegen des Ideenaufregenden ihrer Wendung angeführt. Streng philosophisch, und wie mir deucht genugthuend, hat der selige Wizenmann diesen Punct in seiner letzten unvollendeten Schrift (Museum, Februar, 1787. S. 148 - 154.) abgehandelt, worauf ich hiemit ausdrücklich und förmlich verwiesen haben will. Zugleich verweise ich auf Kants Prolegomena, S. 171., von den Worten an: „Da wir nun aber diese Verstandeswesen" u. s. w. bis S. 180., wo mit hohem philosophischen Geiste und bewundernswürdigem Scharfsinne, zwischen absolutem Anthropomorphismus und Atheismus (oder Deismus) ein Weg durch symbolischen Anthropomorphismus gezeigt wird, welcher als der einzige erscheint, und die größte Aufmerksamkeit verdient. Ich bitte die philosophischen Leser meines Aufsatzes angelegentlichst, diese Stelle in den Prolegomenen nachzulesen.

Ich rede nicht um euch irgend eine positive Religion gefällig, sondern allein um euch gegen Menschen duldsam zu machen, die ohne positive Religion sich nicht zu rathen wußten. Unsere Schuld ist diese, daß wir nicht begreifen, wie eine bloße Vernunft-Religion eine vernünftige seyn könne. Denn die wahre Vernunft erkennet ihre Grenzen, und ist sich ihres Unvermögens bewußt, eine solche Erkenntniß Gottes, der Welt, und unseres eigenen Wesens hervor zu bringen, als zu demjenigen Verhältnisse, welches allein Religion genannt werden kann, erfordert wird. Die Ueberzeugung des bloßen Menschenverstandes aber ist höchst unvollkommen, und hat nie für sich allein eine Religion ausmachen können; sondern überall, wo nicht ein höherer Unterricht dazu kam, artete Gottesahndung und Ahndung der Unsterblichkeit in Götzendienst und Aberglauben aus. Darum können wir nicht anders als eure angebliche Vernunft-Religion, für eine philosophische Schwärmerey ansehen, und aus Gründen der Vernunft und einer allgemeinen Erfahrung für entschieden halten, daß ihr, beym Erwachen aus dieser Schwärmerey, euch an einem Orte finden werdet, wo ihr gänzlich nicht erwartetet zu seyn.

„Imbecillitatem hominis und securitatem Dei wechselsweise zu vereinigen, lehret das System zu dem wir uns bekennen. Sein großer Inhalt ist, der Bund eines guten Gewißens mit Gott, welcher nicht errichtet und gehalten werden kann mit einem gänzlich unbekannten Wesen, oder das wir nur ersonnen und erdichtet haben, und Gott heißen, wenn es gleich von sich nicht weiß, und noch weniger von uns; sondern allein mit einem wahrhaft würklichen, im allerhöchsten Grade sich seiner selbst bewußten, das ist persönlichen Wesen — dem LEBENDIGEN, als solcher dem Menschengeschlechte menschlich offenbar gewordenen GOTTE.“

„Euer

„Euer harter Widerwille gegen diese Lehre nimmt uns Wunder. Wenigstens ist der Ekel, womit ihr euch davon wegwendet, der Beschaffenheit eines ächten Philosophen nicht gemäß. Denn „wenn nichts so ungereimt ist, das nicht ein Philosoph gelehrt hätte, so müßte einem Philosophen auch nichts so ungereimt vorkommen, das er nicht prüfen und untersuchen sollte, ehe er sich unterstünde es zu verwerfen. Der Ekel ist ein Merkmahl verdorbener Eingeweide oder verwöhnter Phantasie.“

„Saget, was ist das im Christenthume, wodurch es so ausschließlich, so überschwenglich thöricht und lächerlich in euren Augen wird? Eure Einwürfe dawider, wider eine Natur und Geschichte allein aufklärende und lebendig machende, über beyden sicher schwebende, und den gleitenden Verstand des Menschen festhaltende Religion; sind sie wohl erheblich in Vergleichung mit denen, welche eure selbstgemachte Offenbarung drücken? Sehet gegen euer Spinnengewebe, gegen den brüchigen unaufhörlich entfliehenden Faden, den ihr, hie oder da, nachdem ein Wind euch führet, anwerft — sehet die feste Kette in unserer Hand! Wie oft ihr es auch versuchtet, ihrem Zusammenhange zerstörend beyzukommen, und künstlich eine Schnur zu drehen, die in einem fortgienge und zuverläßiger wäre, weil an ihr kein Glied brechen könne: ist euch nicht beydes allemahl mißlungen? Unsere Kette, was man über ihre Form, Beschädigungen und angesetzten Rost auch sagen mochte, bewieß das festeste Metall im Innern, und hielt; dahingegen eure Fäden nie zusammen laufen, und nur zum Anfange einer Schnur sich in einander schlingen wollten. Also faßet den Entschluß, entweder eine nothwendige und vollkommene Unwißenheit über alle diese Dinge anzunehmen, oder die Gründe unseres Glaubens minder ausgelaßen zu verspotten. Wenigstens enthaltet euch jener ungerechtesten aller Verfolgungen, da ihr uns,

Digitized by Google

ohne Unterschied, als Verfolger zu verläumden bemüht seyd. Wir wünschen ja nichts so sehr, als daß ein freyes Bekenntniß eurer Lehre euch gestattet würde, gönnten euch deistische Kirchen, ja auch deistische Thürme und Gloken, als die Hauptsache für euch, nach der wohl motivierten Meynung des ehrwürdigen Spalding. *) Und da euch dieses nicht gestattet ist, sind wir sogar geneigt, eure Bemühungen, das Christenthum in bloßen Deismus allmählig zu verwandeln, von der besten Seite anzusehen. Nur müßt ihr nicht begehren, daß wir euch sogar die Hände dazu bieten, und das Geheimniß eurer Künste nicht entdecken sollen. Haltet ihr die Vertilgung des christlichen Glaubens für eine der Ehre und dem Glücke der Menschheit höchst ersprießliche Unternehmung: so glauben wir daßelbige von dem, was zur Erhaltung und Beförderung deßelben geschieht: und was kann nun eurer Meynung ein Vorrecht vor der unsrigen geben? Ihr werdet doch nicht behaupten wollen, daß alles, was nur eine positive Religion ausschließt, darum sogleich gewiße Vernunft und Wahr-

*) Vertraute Briefe, die Religion betreffend S. 271 - 273. der 2ten Ausgabe. Der Verfasser bemerkt: religiöse Vereinbarungen pflegten ordentlicher Weise erst im Kleinen und Verborgenen anzufangen; von Deisten aber wiße man nicht, daß sie je in Stillen Versammlungen zu ihrer Glaubensstärkung und Erbauung angelegt hätten, wozu sie doch eben so leicht hätten kommen können, als andere Gattungen von Verbundenen zu ihren Betsälen oder Logen. Er fragt: woher es kommen möge, daß die Religion der Vernunft, seit den hundert und funfzig Jahren daß es schon erklärte Deisten gebe, nicht so viel Wärme unter ihren Verehrern gefunden habe, dergleichen Bedürfniß hervor zu bringen? In Ermangelung einer befriedigenden Antwort, glaubt er, es bleibe hier keine andere Vorstellung übrig, „als daß es, bey der dringenden Auffoderung zur öffentlichen Uebung der Vernunft-Religion, im Grunde mehr um Deistische Thürme und Glocken, als um Deistische Erbauungsversammlungen zu

Digitized by Google

Wahrheit; hingegen alles was positive Religion nicht ausschließt, ausgemachter Unsinn und Irrthum sey? Worauf stützt sich also die mehr als vorzügliche, die absolute Authorität eurer Meynung? Ihr erschaffet euch selbst diese Authorität durch eine seltsame Einbildung, als wohnte in euch ein besonderes Wesen, welches euch, man weiß nicht wie, die reine Wahrheit sagt. Ihr nennt es die Vernunft, und verwirret dadurch die Begriffe auf eine unverzeihliche Weise. Denn die Vernunft ist kein Orakel; sie kann nur urtheilen und schließen, und setzt bey ihren Erkenntnißen, das edlere und weit eher göttliche *) Anschauungsvermögen zum voraus, von deßen einschränkenden Bedingungen im Menschen sie ihre Form hat, und das Siegel unserer Unvollkommenheit, aber zugleich unserer Erhabenheit über die Thi[illegible]ist. Wie wolltet ihr von dieser Vernunft allein Unterricht empfangen, durch sie allein gelehrt und getrieben werden können? Auch begreift

zu thun seyn müße; und daß die wahre Absicht mit diesem Antrage mehr dahin gehe, an dem Aufsehen, welches die Neuheit der Sache erregen werde, an der Stiftung einer eigenen philosophischreligiösen Sekte — denn freylich hätten wir dann, nach so vielen andern Sekten, nur wieder eine mehr — an der dem neuen Tempel zuströmenden Menge, an der Ausleerung der andern Kirchen, vielleicht auch der Synagogen, an dem Winseln und Schmälen der Geistlichen und an allen sonst noch zu erwartenden merkwürdigen Folgen dieses kühnen Schrittes, seine Lust zu sehen, als im Ernste mehr Glauben und Frömmigkeit unter sich selbst zu veranlassen."

Ich muß hiebey erinnern, daß im Jahr 1776. zu London würklich durch einen Prediger, Nahmens Williams, der zum Deismus übergegangen war, eine Capelle der Vernunft-Religion gestiftet wurde. Diese Capelle ging aber bald aus gänzlichem Mangel an Zuhörern ein, und es wird nun christlicher Gottesdienst darin gehalten.

*) S. (auch wegen des unmittelbar folgenden) die Kritik d. r. Vernunft, zweyte Auflage, S. 71. 72. 135.

Digitized by Google

greift ihr das sinnliche Vermögen und die Erfahrung würklich mit darunter, und schließet allein den Unterricht einer positiven Offenbahrung aus. Eure Behauptung wäre also doch am Ende die, welche ich euch Anfangs nicht beyzumeßen wagte. Damit stimmen auch die Aeußerungen der Menge eurer Jünger, die von der Vernunft weiter nichts wißen, als daß sie alle positive Offenbarung verwirft, am besten überein. Die ungereimtesten Combinationen, die seichtesten Systeme, das grillenhafteste Gewebe, aus fremdem oder eigenem Unrath des Gehirns, heißt Philosophie, kann mit der Vernunft zum wenigsten bestehen, und wird diese zuverläßig weiter bringen. Nennt mir einen Aberglauben, eine Schwärmerey, welche dem, was sich aus dieser mit Zuverläßigkeit weißagen läßt, an schädlichen und schändlichen Folgen gleich käme? Doch kaum bedarf es mehr einer Weißagung, und ihr selbst habt Erscheinungen bemerkt, die aus keiner andern Quelle floßen. Euch aber schien diese keimende Saat nur Unkraut, welches in der Nacht der Feind unter euren Waizen geſäet hätte, und ihr nahmt zu Capuzinermäßigen Sermonen und Prügeleyen eure Zuflucht, um den bösen Geist und sein Hexenwesen, Päpstliche Influenz, Krypto-Jesuitismus, Aberglauben überhaupt, recht transscendental zu bannen. Gleichwohl hatte ein Mann, dem ihr vertraut, euch eine beßere Weisung schon gegeben. Ich meine keinen geringeren als Mendelssohn, der, was euch so unbegreiflich erschreckt hat, nicht für Auswüchse des Glaubens, sondern, wie wir, für Folgen des Unglaubens ansah. *) Und was ihr auch hiegegen einwenden möchtet,

*) Wahrscheinlich wird auf folgende treffliche Stelle gedeutet. „Wenn seichte Philosophie und Unsittlichkeit die Gemüther verwildert haben; so sehnen sich die Menschen wieder nach Kindereinfalt, und verfallen wieder in Kinderthorheit. Man will lieber von Gespenstern umgeben seyn, als in einer todten Natur zwischen lauter Leichnamen wandeln. Man

tet, so könnt ihr wenigstens aus keinem Aberglauben, der aus irgend einer positiven Religion erwachsen wäre, den Illuminatismus herleiten. Von dem Manne, der ihn blos realisierte, ist nicht die Rede, *) sondern von dem Geiste der sein Wesen bildete, und nun in zwey Bänden Originalschriften, die ich für die wichtigsten Urkunden des Jahrhunderts halte, sichtlich und greiflich genug geworden ist.

Sagt, was fehlt eurem Eifer, um Feuer und Schwerd wider eure Gegner zu gebrauchen? Wahrlich nichts, als ein politisches Uebergewicht. Schickt man doch in Kriegen, blos eines äußerlichen niedrigen Vortheils wegen, tausende von Menschen in einen gewissen Tod, und niemand heißt es ungerecht: warum nicht

Man will lieber im Schlaraffenlande, als länger ohne Gott leben. — Wie oft ist ein Ungeziefer verordnet, einem noch schädlicheren Ungeziefer Einhalt zu thun! Tödtet jenes nicht, ohne für dieses gesichert zu seyn. Greifet das Uebel bey seiner Quelle an, oder laßt ihm seinen Lauf!" — Was vorhergeht, ist nicht weniger vortreflich. S. Berl. Mtschr. 1785. 1ter Th. S. 133-135. — Ganz ähnliche Gedanken äußert der weise Verfasser der vertrauten Briefe, die Religion betreffend, S. 217. u. ff. der 2ten Ausgabe.

*) Und gewiß noch weniger von den Gliedern seines Ordens. Ich selbst stand vor vier Jahren auf der Schwelle dieses Tempels, und daß ich, anstatt hinein zu treten, umkehrte, geschah nicht, weil ich Böses ahndete, sondern in die Kraft der Mittel, die das Gute wirken sollten, kein Vertrauen setzte. Männer, die ich ehre, liebe, bewundere, haben anders gedacht. Daß der Orden Glieder hatte, welche die größte Hochachtung verdienen, wird selbst in München erkannt, und darf auch dort öffentlich gesagt und gedruckt werden.

Was den Stifter anbelangt, so gefällt er mir in seinem mit Teufeln bemahlten Sanbenito Hemde besser, als in dem ausgebleichten, ausgeglätteten Gewande seines bekehrten Systems. In seine Rechtfertigungen dieses Jahres that ich einige Blicke, und legte sie geschwinde wieder weg. Die beste Apologie für einen jeden Menschen, ist eine treue

Digitized by Google

wenige einzelne Personen aufopfern, welche dem höchsten Interesse der Menschheit, der Alleinherrschaft der Vernunft, entgegen würken? Wäre nicht die Unterlaßung bey dem festen Glauben an die aus eurem Innern hervor gehenden Götterspräche, im höchsten Grade inconsequent und thöricht?"

„Wir aber, die eure Meynungen nicht für untrügliche Götterspräche, und was jene Meynungen euch eingiebt, keinesweges für die Vernunft halten, sehen bey dem Fortgange eurer Unternehmungen die größesten Gefahren, und möchten lieber selbst dem Stuhle zu Rom, als dem schrecklichen, unter dem Nahmen der Vernunft gepredigten Dienste eurer Eitelkeit uns unterworfen sehen. Keine Meynung ist gefährlich, sobald ein jeder die seinige frey sagen darf. Eine jede aber ist es, wenn sie die einzige seyn will, und zu einem gewissen Grade der Herrschaft würklich gelangt. Denn es ist die Natur der Meynung

und lebendige Darstellung seines Charaeters und seiner Umstände. Wie viel mehr für einen Mann von ungemeiner Energie und vorzüglichen Gaben! Noch mehr, wenn ein sonderbares Gemische hindernder und fördernder Umstände ihn ungewöhnlich reitzten und spannten, und er in einer Lage gebohren und erhalten wurde, wo er nur allmählig und von ungefähr zu sich selbst kommen, mit sich und der Welt vertrauter werden konnte. — Nicht wenige Stellen in der Apologie des Mißvergnügens und des Uebels beweisen unwiderstehlich eine Seele, welche die Natur schön und edel gebildet hat; sie beweisen, daß Weishaupt viel zu gut für den Versuch war, aus dem Geiste unserer Zeit, der nur ein Gespenst ist, ein lebendiges handelndes Wesen zu machen. Aber selbst bey diesem Mißgriffe hat er sich genommen, wie ein Mann. Was er wollte, konnte nicht werden; aber was werden konnte, hat er zur Würklichkeit gebracht. Er steht vor unsern Augen da, der genius saeculi; nicht wie ihn die irrende Phantasie des Künstlers nach verworrenen Vorstellungen entwarf, und in himmlischer Gestalt erblickte, sondern nach der Wahrheit; und die ihn anbeten, als den Gott der Götter, mögen ihn nun sehen, wie er ist.

Digitized by Google

nung zu urtheilen, sie würde die einzige seyn, wenn es den Menschen nicht an Vernunft mangelte: folglich sich mit der Vernunft zu verwechseln. Oder habt ihr je einen Eiferer gekannt, der geglaubt hätte, nur für seine Meynung, nicht für die Wahrheit und ihre offenbarste Erscheinung zu eifern? Alle berufen sich auf Gründe, Beweise, Evidenz: folglich auf Vernunft."

„Wir wünschten daher um eurer selbst willen, daß ihr in euch gehen, und nicht mehr die Vernunft für ein Ding halten möchtet, welches daran erkannt werde, daß es den Menschen eure Meynung beybringe; deßen eigentliches Wesen aber darin bestehe, alles aus den Fingern zu saugen, oder nur so Gesogenes aufzunehmen. Denn es ist unmöglich, daß diese Vorstellungsart die Zergliederung aushalte, und auf die Dauer ihren Ruhm behaupte."

Den 12. Dec.

Hier brach ich gestern ab, und beschied den Mann auf heute, mir das übrige zu dictieren. Aber er hatte noch so gewaltig viel zu sagen, daß ich für das Klügste hielt, ihm auch nicht eine Sylbe weiter zu erlauben, sondern, wie Du gesehen hast, die Sache kurz und gut mit einem Striche auszumachen.

Auch ist gerade nun der Punkt bestimmt, den ich deutlicher anzugeben und heraus zu bringen wünschte, als den einzigen, den Stark, bey seinem Angriffe auf unsere Religionsverbesserer, ins Auge hätte nehmen müßen: diesen nehmlich, „daß eine ausschließliche Anmaßung gesunder Vernunft, der wohlfeilste, eigenmächtigste und unverschämteste Selbstruhm sey, durch welchen alles zum voraus gesetzt wird, was eben zu beweisen war, und wodurch alle freye Untersuchung der Wahrheit gewaltthätiger,

Digitized by Google

als durch die Unfehlbarkeit der römischkatholischen Kirche ausgeschloßen wird.“ *)

Wenn Stark auch noch so orthodox war, so hatte er genug an diesem oder einem ähnlichen Texte, um bey der Ausführung sein Gewissen vollkommen beruhigen zu können, ohne doch irgend einem Nichtchristen, der nicht philosophischer Päpstler, Proselytenmacher und Verfolger wäre, zu nahe zu treten. Dann war alles, was nur die Vernunft lieb hat, auf seiner Seite. Denn in demselben Grade, wie man die Vernunft lieb hat, ist man denen zuwider, die nur ihre Meynung lieb haben, und die Vernunft so wenig kennen, daß sie glauben, sie bestünde in gewissen angenommenen besondern Sätzen.

Sind dergleichen Leute Deisten, so ist nach ihnen Vernunft und Deismus einerley; sind sie Atheisten, Vernunft und Atheismus. Kurz, ihr Glaube ist allemahl die Vernunft, und sie wissen auch die Vernunft eines andern an nichts als an seinem Glauben zu erkennen. Sie untersuchen nicht, wie er empfindet, wahrnimmt, beobachtet, urtheilt und schließt; sondern fragen nur, was er für Meynungen hat: ob diese mit dem Canon übereinstimmen oder nicht übereinstimmen, das entscheidet.

Also nicht der Deismus unserer Illuminanten, sondern allein ihr Papismus und Verfolgungsgeist mußte aufgedeckt und angegriffen; und dawider die Sache der Vernunft, derjenigen nehmlich, die nicht ein leeres Wort, oder was nur dieser oder jener aus seinen Fingern gesogen hat, sondern die ganze ungetheilte Erkenntnißkraft des Menschen ist, auf das gründlichste vertheidigt, und in ihren Rechten behauptet werden.

Der unglücklichste Gedanke hingegen, den unser Doctor Theologiae haben konnte, war derjenige, den er würklich ausgeführt, und damit einen neuen starken Beweis gegeben hat, daß er gewiß recht fern von allem Jesuitis-

*) Zweifel und Einfälle S. 18.

Digitized by Google

suitismus ist. Wie unpolitisch, fast möchte ich sagen, wie unüberlegt, die Deisten so unbedingt und allgemein bey den Christen, die ecclesiam triumphantem bey der ecclesia pressa, Caesarem Augustum oder Tiberium bey dem Senat zu verklagen!

In unsern Tagen, wo man mit dem Vorwurfe des Glaubens brandmarkt, wer könnte vor Beschuldigungen des Unglaubens erschrecken? Alles, was Ton giebt, ist ja sogleich wider den Hottentoten, der es sich durfte einfallen laßen, dergleichen vorzubringen; und voll Eifer für den Menschenfreund, den ein Pinsel in die Verlegenheit setzte, ihm nicht geradezu ins Gesicht lachen zu dürfen. Und was nun auch der Pinsel für Unrecht erlitten, für Drangsale mag erduldet haben; so ist ihm nie zu viel geschehen, und ohne weitere Untersuchung gilt der Menschenfreund das doppelte, was er zuvor gegolten.

Bey Stark müßte nun freylich, nach allem was er erwiesen hat, seiner Gegner Verdienst um die Menschheit so groß angenommen werden, daß die Menschheit selbst dagegen nicht mehr in Betrachtung käme — Aber wird man seine fünf Alphabete lesen? Darauf kommt es an!

Doch es vereinigen sich jetzt mehrere Begebenheiten, um unser Publikum in Absicht seiner Leiter aufzuklären, die es, wie Stark ganz richtig sagt, nicht wie ein ehrwürdiges Publikum, sondern wie einen Tanzbären behandeln und an ihrem Seile herumschleppen. Man ist immer ein wenig was man scheint, und wer einen Drachen zu Babel oder einen Nebucadnezar als Götter anbeten kann, trägt zwischen seinen Schultern schwerlich einen denkenden Kopf. Es fügt sich aber nicht immer, daß so ein Drache von den Küchlein eines Daniels mitten entzwey geborsten da liege; oder ein Nebucadnezar dergestalt getroffen werde, daß man ihn von nun an nackend auf allen vieren gehen und Graß freßen sehe. Also ist es rathsam, sich durch etwas minder auffallende Zeichen zur Noth erwecken,

Digitized by Google

wecken, und von einer schmählichen Verehrung abbringen zu lassen. Eine Nation, die unter der Influenz ihrer Journalisten steht, gleicht einem Hofe, wo die Antichambre und der Gewißensrath die erste Rolle spielen. Dieses beweißt überall einen schwachen oder läppischen Fürsten; jenes ein kindisches albernes Volk.

Du erwähnst des Swedenborgs in Deiner Erklärung, deßen Philosophie ich nur aus Kants Träumen eines Geistersehers, Oettingers Auszügen, und mündlichen Berichten von Freunden kenne. Vorigen Sommer fand ich zu Aachen bey D* die Monthly Reviews, und darin Beurtheilungen zweyer Schriften von Swedenborg, deren Ton mir auffiel, weil ich ihn mit dem, welchen man in Deutschland genommen haben würde, verglich. Der Schluß der einen war mir in dieser Hinsicht so merkwürdig, daß ich eine Abschrift davon nahm. Der Recensent bemerkt, nach gemachtem Auszuge, daß, wie sonderbar auch die Einbildungen dieses Swedenborgs wären, sie doch nichts enthielten, was den Sitten, der Religion, der allgemeinen Glückseligkeit zuwider liefe, sondern, im Gegentheil, Wohlwollen, Frömmigkeit und allgemeine Liebe in reichem Maaße; und endigt mit folgenden Worten: „Let men enjoy their *influxes*; let them converse with their *angels*: let them publish their *collectio somniorum*. What are their *dreams* to us? — If they suffer us to sleep in peace, let them dream on; and we will heartily wish them, good night.“ *)

Wie

*) „Laß die Menschen sich an ihren Einflüßen weiden; laß sie mit ihren Engeln sich unterhalten; laß sie ihre Collectio somniorum herausgeben. Was haben wir uns um ihre Träume zu bekümmern? — Wenn sie uns nicht hindern, in Friede zu schlafen, so mögen sie nur voran träumen, und wir wollen ihnen von ganzem Herzen eine gute Nacht wünschen.

Digitized by Google

Wie weit sind wir mit unserm höhnenden, schimpfenden, haßenden, lügenden, verfolgenden, bitterbösen Vernunft-Enthusiasmus, von dieser Weisheit entfernt; wie weit davon entfernt, nur so vernünftig zu seyn, uns nicht mit schwärmerischen Eifer zu bemühen, den Narren blos von seiner Kappe zu curiren, und — ihm die unsrige, die wir für einen Nimbus oder eine Lorbeerkrone halten, aufzusetzen. Kann wohl ein Thor seine Thorheit des heutigen Tages für etwas anderes; als eine neue Thorheit des morgenden Tages hingeben? Umsonst ist der Tod, und allein von der Luft läßt sich nicht leben. Wir müßen dem Thoren seine Thorheit ablaufen, ihm etwas beßeres, auf der Stelle brauchbares, dagegen geben können. Ihm nichts als unsere absolute Vernunft anzubieten, wäre Fopperey. Sie die alles soll vertreiben, herbeyschaffen und ersetzen können, ist noch lange nicht soviel als Luft; sie gleicht dem Steine der Weisen, den der Bettler mit seinem faulsten Lumpenrocke noch zu theuer erkaufen würde. — Wunderbar! Wir wollen den Leuten eine Vernunft machen, wodurch sie vernünftig; eine Tugend, wodurch sie tugendhaft werden; und sie werden vernünftig und tugendhaft, wie man durch Alchymie reich wird. Die Pferde sind hinter dem Wagen gespannt, und wir sind eingestiegen, hören die blasenden Hörner, das Klatschen der Peitschen, ein Juchhe und Vivat der umgebenden Menge, und glauben im vollen Fluge zu seyn. *)

Lächer-

*) Man lese mit Aufmerksamkeit die zu München bey Joseph Lentner in diesem Jahre herausgekommenen zwey Bände Original-Schriften des Illuminaten-Ordens; man vergleiche mit ihrem ganzen Inhalte die Beschönigungen und Rettungen dieses Inhalts in berühmten öffentlichen Blättern und besonderen Aufsätzen; mit diesen Beschönigungen und Rettungen vergleiche man die harten Urtheile, heftige Strafpredigten und grausame Lästerungen, gegen andre Personen, ihre Handlungen, angebliche Verbindungen, Absichten und

davon

Lächerlich genug; aber eine Poße auch das Lachen zu vertreiben. Die Infallibilität und allerhöchste Befugniß einer zwischen Himmel und Erde schwebenden Phantasie, die sich Vernunft nennt, woran also jeder Mensch Ansprüche hat; ist eine Lehre, die zu den schrecklichsten Anmaßungen nicht allein führen kann, sondern die mehresten Menschen, man nehme sie aus welcher Claße man wolle, nothwendig führen muß. Wozu hat sie Weishaupten, einen so vorzüglichen Mann, nicht verleitet, dem es gewiß Ernst war, da er schrieb: Mon but est de faire valoir la raison. *) Was sie andern Menschen zuläßt, und vielleicht zur Pflicht macht, sehen wir vor Augen. Der fromme Betrug ists nicht allein, sondern es läßt sich nichts ersinnen, das nicht eben so fromm werden könnte. Da ist weder Maaß noch Grenze. Der Mangel äußerlicher Gewalt bedeutet wenig, und kann fürchterlich ersetzt werden. So umgaben keine Häscher mit Beilen und Ruthen die Volkstribunen der Römer, und kein Heer stand ihnen zu Gebot; aber was vermißten sie daran? Eine thörichte Menge und eine glatte Zunge waren ihnen mehr als das. Da ertönte jede Versammlung von ihren Warnungen vor Gefahren, womit andere Bürger der allgemeinen Wohlfahrt drohten, und vom Ruhme ihrer eigenen Rechtschaffenheit und Tugend; Rotten, die sie angerichtet hatten, um die Menge sicherer zu feßeln, verschafften ihrem eigensüchtigen Willen jene Entscheidung, welche man die Stimme

davon zu besorgende Folgen; man vergleiche Gegenstand mit Gegenstand, und mache sich die Erscheinung gegenwärtig, die ein umgekehrtes Verhältniß der Behandlung hervorbringen müßte: so wird man von der Gerechtigkeit, Billigkeit, Moralität, überhaupt von den Grundsätzen, welche der Geist unserer Zeit befolgt, und immer herrschender werden läßt, eine ziemlich klare Vorstellung erhalten, und vielleicht zu einiger Besinnung und reiferem Nachdenken kommen.

*) Originalschriften des Illuminatenordens S. 215.

Digitized by Google

me Gottes nennt. Mit dieser Stimme verläumdeten sie, schändeten sie, wurdeten und verwüsteten sie, und ließen nicht ab, bis sie vollendet hatten, und das Werk den Meister preisen konnte.

Ich hoffe von unseren Deutschen, trotz dem niederschlagenden Anscheine, daß eine solche Vollendung unter uns doch nicht zu Stande kommen werde. Nur noch mehr solcher Bübereyen, wie man neulich wieder gegen Olbers und Wienholt sich erlaubte; und hernach die Männer selbst, wie jene nun aufgetreten sind. *) — Neben ihnen die Tribunen in zürnender Verwirrung, daß sie frech ausrufen: „Diesmahl und allemahl, was auch, wenn sie auf das blindeste und ausgelaßenste gespottet und gelästert hätten, nachher geschehen und bewiesen werden möchte, wären und blieben sie dennoch der Mund der Wahrheit; denn das sey ihre besondere Natur!“ **) — Dergleichen Contraste fahren elektrisch durch alle Glieder, und wecken schlummernde Kräfte. Ja, er muß und er wird wachsen, wo noch Seele ist, jener Muth, der einen Fuß begeisterte, daß er sich braten ließ, wie eine Gans, weil er im Geiste den Schwan sah, den sie wohl würden ungebraten laßen.

Das mag denn auch über Dich und mich kommen; ich biete Dir darauf die Hand!

. . . Petimus non singula busta,
Discretosque rogos; *unum da fratribus ignem!*

Eine

*) S. Olbers Erklärung, im October des deutschen Museums 1787.; und Wienholts Antwortschreiben auf den von einem Ungenannten an ihm gerichteten Brief. Hamburg bey Hoffmann 1787.

*) „L'inerédulité est quelque fois le vice d'un sot, & la crédulité le défaut d'un homme d'esprit. L'homme d'esprit voit loin dans l'immensité des possibles; le sot ne voit guere de possible que ce qui est. C'est là peut-être ce qui rend l'un pusillanime, & l'autre téméraire.“ Diderot, Pensées philosophiques, No. XXXII.

Digitized by Google

Eine so bescheidene Bitte wird die herrschende Göttinn selbstständiger Vernunft uns unglücklichen Majestäts-Verbrechern, bey aller ihrer Strenge, doch wohl nicht versagen. — Lebe wohl!

Jacobi.

4.

Epistel an Schlosser.

Freund, der mir oft im stillen Schooße
Der göttlichen Philosophie
So traulich seine Finger lieh,
Um eine Wahrheit, wie die Rose
Aus Dornen, keck hervorzuziehn!
Wie kömmt es, daß von Anbeginn
So viele Räthsel in dem Looße
Des Erdensohns verschlossen sind?
Scheint er Dir nicht sein kurzes Leben
So recht von hinten anzuheben?
Noch, ist er an Vernunft ein Kind,
So muß er seinen Glauben wählen,
Und kennt oft das, was er gewählt,
Erst aus den Zweifeln, die ihn quälen,
Wenn er vier Lustern weiter zählt:
Zu glücklich, wenn sie wie Harpien
Nicht jeden Bissen ihm entziehen,
Womit sich seine Seele nährt;
Zu glücklich, wenn er sie zerstreuet,
Und eh er in die Grube fährt,
Sich endlich ein Kapellchen weihet,
In dem er froh die Gottheit ehrt.
So trift er auch die Wahl des Standes,
Der ihn zu seines Vaterlandes
Verderber oder Schutzgott macht.
Noch ehe sein Verstand erwacht,
Stutzt sich der Schüler seine Haare,
Und ist im Geist schon Reichsprälat;
Allein am Mittag seiner Jahre

Digitized by Google

Verwünschet er den Cölibat,
Entsaget reuig dem Talare —
Und stirbt am Abend als Soldat.
Zu diesem war er gleich geboren
Und jede Stunde gieng verloren,
Die er bei seinen magern Horen
Im düstern Chore durchgebracht.
Doch seiner schwärmerischen Jugend
Schien nur des Klausners Faschingstracht
Und seine rohe Fakirstugend
Der Gnade sichrer Talismann.
So lenkt ein Irrwisch unsre Schritte,
Und erst in unsers Lebens Mitte
Steckt die Vernunft ihr Lämpchen an.
Ja selbst der wildste seiner Triebe,
Des Menschen Seelenrausch, die Liebe
Ergreifet ihn wie ein Orkan
Und reißt sein morsches Boot in Stücken,
Eh' er die Straße kennen lernt
Die von dem Strudel ihn entfernt.
So saugt aus einer Laïs Blicken
Der weiche Jüngling Minnebrand:
Er reicht, mit wallendem Entzücken,
In Hymens Tempel ihr die Hand:
Er preißt sein Schicksal; Jung gefreiet,
Hat, sagt das Sprichwort, nie gereuet.
Das Sprichwort lügt. Der Unbestand,
Die Herrschsucht der verschmizten Dirne,
Ihr Kriegsgeschrei, das ihn betäubt,
Und mehr als alles, seine Stirne,
Sagt ihm, daß nichts ihm übrig bleibt
Als eine Kugel durchs Gehirne,
Wo nicht, die Flucht. Der arme Tropf
Verschonet weislich seinen Kopf,
Und rettet sich in fremde Lande.
Hier findet er, mit bitterm Schmerz,
Ein holdes Weib an Geist und Herz,
Sein Ideal Doch ehrne Bande,
Von väterlicher Despotie
Aus Geiz geschmiedet, fesseln sie
Gleich ihm, und machen allen beiden
Den süßen Zug der Sympathie
Zum steten Zunder neuer Leiden,

Den blos des Todes Hauch erstickt.
O wohl uns, Freund, daß unsre Herzen,
Die sonst so manches Gram gedrückt,
Mit diesem größten aller Schmerzen
Der Vorsicht Huld verschonet hat!
O wohl uns, daß sich gleich die Seelen,
Die, müßten wir noch einmal wählen,
Wir wählen würden, uns genaht —
Ja, Lieber! führte das Geschicke
Als Knab auf meinem Pilgerpfad
Mich, meines Ichs bewußt, zurücke;
Ich würde, mit vereintem Blicke,
Zuerst nach meiner Doris sehn:
Und dürft' ich mir mein zweites Leben
Aus lauter goldnen Fäden weben,
So müßte Doris Hand sie drehn.
Vergönne mir, ihn auszuträumen,
Den Plan der irren Fantasei.
Sie faselt dreyer oft in Reimen
Als in des Fiebers Raserei.
Nim an, daß ich Verlicke riefe,
Und flugs mich eine gute Fei
Zu allem, was ich wünschte, schüfe
So würd' ich für des Lebens Mai,
Den dunkeln Grund des Hirten kiesen,
Und bald auf buntgestickten Wiesen
Bald am krystallnen Schmerlenbach
Mit meinen frohen Lämmern spielen:
Bald unter meinem Ulmendach,
In Doris Arm die Wonne fühlen,
Die Amors heil'gem Kelch entquillt,
Wenn ihn die Hand der Unschuld füllt.
Bald sängen wir zu meiner Flöte,
Im Rosenthal der Abendröthe,
Den Lenz und unsre Seligkeit:
Bald des Philemons schönes Ende,
Der noch als Eiche seine Hände
Der Linde Baucis kosend beut.
So würden unsre Zwillingsherzen,
Gesättigt mit Zufriedenheit,
Gewiegt von Freuden und von Scherzen,
Des Daseins kurze Morgenzeit
In unserm Paradies verleben:

Und

Und breche dann der Mittag an,
So würd' ich meinen Flug erheben,
Und auf der Weisheit steiler Bahn
Nach Schätzen der Erkenntniß streben.
Nicht skeptische Metaphysik,
Nicht unverdaute Hypothesen
Vom Ursprung und vom Zweck des Bösen;
Die Schöpfung und ihr Meisterstück,
Der Mensch; doch nicht sowol sein Wesen,
Als das Bedürfniß, als das Glück
Des hohen Fremdlings; diese wären
Das erste Ziel für meinen Blick:
Und stieg ich in die obern Sphären,
So thät ichs blos um mannichfaltig
Die Wunder Gottes zu verehren.
Oft würd' ich aus Elysium
Den Geist des Sokrates beschwören,
Um mein bescheidnes Heiligthum
Mit seinem Nachlaß auszuzieren.
Oft müßte die Philosophie
Mich in die Bildergallerie
Der ernsten Weltgeschichte führen.
Hier würd' ich die Oekonomie
Des Menschenstaats, vom rohen Scythen,
Der Eicheln fraß, bis zu dem Britten,
Der sich mit Pudding mästet, spähn;
Und das Maschinenwerk entfalten,
Durch das die Reiche sich erhalten,
Und wenn es stocket, untergehn.
So würden alle Nazionen
Und alle Götter und Dämonen
Mit Nimben, Inseln oder Kronen
Im treuen Lichte vor mir stehn.
So würd ich aus der Menschen Thaten
Den Trieb, der sie gezeugt; errathen,
Und in dem Schicksal alter Staaten
Das Horoskop der neuern sehn.
Ein Philosoph muß gut regieren,
Wie König Fritz bewiesen hat.
Das Ding mögt' ich wol auch probiren,
Doch erst wenn sich mein Herbst genaht.
Allein wie würd' ich Potentat?
Ei nun, wie mans sonst geworden!

War nicht der erste Monokrat,
Wie wir, aus dunkelm Bürgerorden?
Kurz, dafür ließ ich meine Fei
Und ihre Zaubergerte sorgen:
Sie müßte meiner Schwärmerei
Ein Stück der östlichen Türkei
(Man theilt sie doch heut oder morgen)
Zu Staatsexperimenten borgen.
Ich sag' ein Stück; denn sind ich schon
Auf meinem Pädagogentheron,
Wie schwer es ist, nur funfzig Seelen
Mit weiser Sorgfalt zu befehlen,
So würd' ich, der Vernunft zum Hohn,
Gewiß kein großes Reich mir wählen.
Du müßtest, Freund, mein Sully sein,
Und mich mit Deiner Weisheit leiten:
Sie kan zum Antonin mich weihn,
Und meiner Völker Glück bereiten.
Du hülfest mir mit Löwenmut,
Doch nie mit Inquisitorswut,
Die Hyder Vorurtheil bestreiten.
Das Himmelskind, die Toleranz,
Müßt' uns mit ihrem Sternenkranz'
Zum Kampfe leuchten. Mein Exempel,
Und nicht der Thurm auf meinem Tempel,
Bewiese meiner Nazion
Den Vorzug der Religion,
Die ich bekenne. Den Prälaten
Vertraut ich Rauchfaß und Altar,
Doch nie die Kasse meiner Staaten.
Der Cönobiten bunte Schaar,
Die Ketzer und die Renegaten,
Selbst Maurer und Illuminaten
Behielt ich ohne Furcht im Land,
Nur Zöllner nicht und Advokaten
Und keinen stolzen Ritterstand.
Ich schnitzte mir wol auch Soldaten,
Doch nicht aus jedem Unterthan,
Und wolt' ich ja durch Heldenthaten,
Als Muster eines Tamerlan,
Im Buche der Zerstörer glänzen,
So steckt ich alle Residenzen
Von mehr als tausend Häusern an.

Sie,

Digitized by Google

Sie, die uns die Apostel sanden,
Die lachend unsre Töchter schänden,
Und unsrer Söhne Mörder sind.
Du siehst, ich kan auch reformiren:
O Freund, das lernet sich geschwind,
Fängt man nur erst an zu regieren.
Doch lieber Herr Geheimer-Rath,
Was machen wir mit den Poeten,
Die Platon ausgemustert hat?
Ich dächte, sie und die Propheten,
Samt ihren Vettern, den Hermeten,
Vertrügen wir in unserm Staat,
Wenn sie dabei nur graben könnten:
Man muß dem Käfer in der Saat
Sein Bischen Leben nicht misgönnen.
Der Exorcisten finstre Zunft
Und alle Proselitenmacher
Verbannten wir als Widersacher
Der allgemeinen Volksvernunft.
Sonst folgten wir, um aufzuklären,
Dem leisen Gange der Natur:
Der Waizen auch der fettsten Flur
Treibt Anfangs Gras, und dann erst Aehren.
Die Sklaven machten wir zwar frei,
Doch, was noch klüger ist, wir gäben
Den Freigelaßnen auch zu leben,
Sonst ist die Wohlthat Barbarei.
Die Galgen, welche die Verbrechen
An rohen Uebelthätern rächen,
Ließ ich (man nenn' es Tyrannei)
Auf ihren düstern Hügeln stehen,
Bis wir mit eignen Augen sehen,
Daß Mörder, die am Schiffseil gehen,
Zum Ruhm der neuern Polizei,
Zu guten Bürgern sich bekehren.
Das fromme Landvolk würden wir
Nach Deinem Katechismus lehren,
In ihm den ersten Stand verehren,
Und nie von seinem Marke zehren.
Fern sei von uns, ihm sein Glas Bier
Und sein Stück Fleisch zum Mittagessen
Physiokratisch vorzumessen.
Besitzt der Bauer Ueberfluß,

So theilt er ihn mit seinem Magen
So gern als der Kanonikus.
Im Krug vergißt er seine Plagen,
Das Trinklied übertönt die Klagen,
Die Fidel hebet seinen Fuß
Auch dann, wenn Fesseln ihn zernagen;
Und diese Kinderfreuden muß
Ein Landesvater nie versagen,
Da sie selbst den Anthropophagen
Mit Königsmasken nichts verschlagen.
Nein, Freund! nie will ich im Genuß
Des Lebens meine Bürger stören,
Und hüpfen sie in muntern Chören
Um meinen unbewachten Thron,
So misch' ich mich in ihre Reihen
Um mit den Frohen mich zu freuen:
Dies sei dann meiner Arbeit Lohn.
O Freund! das Glück der Menschheit gründen,
Und dieses Glückes Zeuge sein,
Ist mehr als eine Welt erfinden,
Ist süßer als der Sternenschein
Dem Auge des geheilten Blinden:
Und diese Wollust würden wir
Am Abend jeden Tags empfinden.
Ich theilte brüderlich mit Dir
Die heil'gen Lorbeern, die wir pflückten,
Die Freudenthränen der Beglückten,
Und ihres Sergens Zauberton.
Doch nichts währt ewig hier auf Erden.
Auch uns, Freund, werden die Beschwerden
Und Launen später Jahre drohn.
Dann suchest Du die weiße Stille
Und schreibest unsern Lebenslauf
Mit Deinem goldnen Griffel auf:
Und ich, vergieb mir meine Grille,
Ich füge meinen Träumerei
Noch eine kurze Szene bei:
Wenn Runzeln meine Wangen kerben,
Wenn meines Geistes Kräfte fliehn,
Und ich zu nichts mehr nütz bin,
So wünsch' ich noch als Pabst zu sterben.

Pfeffel.

---

5. Phil-

Digitized by Google

5.

Philosophische Verknüpfung der Hauptmomente hebräischer Geschichte, in Beziehung auf Geschichte der Menschheit.

Unter diesem Titel theile ich aus einer der hinterlassenen Schriften meines Freundes Wizenmann einen Abschnitt mit, welcher, nach meinem Urtheile, jeden Leser von freyem Geiste und edeln Sinne, in einem nicht geringen Grade vergnügen muß.

Wir haben alle denselbigen Gegenstand, Natur und Geschichte, im Ganzen vor uns; aber seine Betrachtung ist unendlich verschieden. Je umfassender diese Betrachtung, desto philosophischer. Aber dadurch, daß wir, was sich der Mitbefassung nicht gleich fügen, und mit unseren Begriffen vereinigen will, auf die Seite räumen, wird unsere Erkenntniß nicht umfassender, und nicht philosophischer; wenn uns gleich dünkt, unsere Köpfe, die wir nur durchsichtig machen, würden dabey zu lauter Licht. Hell mögen sie werden. Aber auch die Gegenstände sind in reinstes Glas verwandelt; sie wurden es zuerst; und das überall durchströmende Licht kann uns nichts sehen lassen.

„Die Beobachtungen und Berechnungen der Sternkunde," sagt Kant (Krit. d. r. Vernunft S. 575.; der neuen Ausg. S. 603.) „haben uns viel bewundernswürdiges gelehrt; aber das Wichtigste ist wohl, daß sie uns den Abgrund der Unwissenheit aufgedeckt haben, den die menschliche Vernunft, ohne diese Kenntnisse, sich niemals so groß hätte vorstellen können, und worüber das Nachdenken eine große Veränderung in der Bestimmung der Endabsichten unseres Vernunftgebrauches hervorbringen muß."

Digitized by Google

Sollte nicht in andern Zweigen unserer Erkenntniß, durch anhaltendes Forschen und Nachdenken, ein ähnliches Verdienst zu erringen seyn?

Man betrachte den kleinen Aufsatz, welchen ich hier vorlege, aus diesem Gesichtspunkte: nicht als gegebene Auflösung; sondern als Data zu einer Aufgabe, die ein jeder sich stellen mag wie es ihm gefällt.

Düsseldorf, den 6. Jan. 1788.

F. H. Jacobi.

Ungefähr zweitausend Jahre vor Christi Geburt, als die Völker Künste und Wissenschaften zu bilden anfiengen, als die Begriffe der Menschen zuerst sich von einander absonderten und in Fächer ordneten; als jedes Volk diejenige Kunst, Wissenschaft oder Form des Daseyns zu bearbeiten anfieng, die ihm die Vorsehung zur Bearbeitung angewiesen hatte; da wanderte Abraham, ein Hirte, in Kanaan umher; Gott selbst (so erzählt die Geschichte) hatte ihn aus seiner Familie gerufen und in dieser Gegend umher zu ziehen ihm befohlen. Die Wissenschaft hatte in Egypten und Babylonien, die Kunst in Griechenland, die Handlung und Schiffarth hatten in Phönizien ihre Pflanzstätten bekommen oder zu erwarten. Auch die Religion forderte ihr Volk. Auch sie, die so vorzüglich zur Ausbildung der Menschheit gehörte, erwartete eine Pflanzstätte, in der sie geformt, festgesetzt und woraus sie mit der Zeit der Welt mitgetheilt werden konnte. Die Pflanzstätte ward ihr, und auf eine Weise, wie sie ihr allein werden konnte: Gott offenbarte sich einem Manne, den er zum Vater des Volks erkohren hatte, dessen ganze Führung und Verfassung, Religion zum Gegenstand haben sollte. Er sonderte ihn zu diesem Zwecke von den Seinigen ab, gebot ihm und versprach ihm, und machte, vermittelst

Digitized by Google

mittelst der Offenbarung, sinnliche Zwecke zum Motiv seiner Erkenntniß und Verehrung.

Ehe ich mit dem Glauben an die Gottheit bestimmte sinnliche Zwecke verbinden kann, müssen mir die Zwecke nothwendig geoffenbart sein. — Wenn der Glaube an die Gottheit der Zielpunkt eines einzelnen Volkes werden soll, so muß er unumgänglich mit sinnlichen Zwecken zusammen hangen. — Diese zwey Begriffe, die Geschichte, wie sie ist, als richtig vorausgesetzt, klären die ganze Israelitische Geschichte auf.

In der Absicht also, ein einzelnes Volk besonders mit sich vertraut zu machen, in ihm die Werkstätte der erhabensten und wahresten Begriffe von sich anzulegen, sein sonst unbegreifliches Daseyn zu versichern und zu versinnlichen, und also in dem Plane mit dem Menschengeschlecht selbst gegenwärtig zu seyn, rief Gott den Abraham aus Ur in Chaldäa, seinem Vaterlande. Indessen (wenn man mir erlauben will, aus einer wenigstens möglichen Geschichte zu philosophiren) daß die Egyptier und Babylonier sich beeiferten, die ersten Gründe der Wissenschaften und Künste zu legen; die Phönizier, die Welt durch Handlung in Verbindung zu bringen und das Meer bewohnbar zu machen; die Griechen, das ewige Vorbild menschlicher Kunst und Schönheit zu werden; indessen, daß jedes Volk nach seiner Form und Lage sich übte, seinen Tribut in die Masse menschlicher Entwicklung und Vervollkommung zu liefern, — übte sich Abraham, und seine Nachkommen, Isaak und Jacob, im Gehorsam gegen die Gottheit, ward das historische Merk- und Denkmal von einer Beziehung der Menschheit auf Gott, der Vater eines Volks, dessen Führung und Schicksal der einzige redende Beweis von der Gottheit und ihrem Willen ist, — eines Volks, dem, was man auch sagen mag, die Welt die reinste und bestimmteste Gotteskenntniß zu verdanken hat; er ward endlich das Mittel zu einem Zeit-

Digitized by Google

zweck der Gottheit mit den Menschen, aus welchem ein ewiger Zweck Gottes mit dem Menschengeschlecht hervorgieng und hervorgehen soll.

Verborgen und unscheinbar beginnt dieser Plan, wie alles Grosse unter unsrem Geschlecht. Daß ein Hirte seine Wanderungen und Hofnungen von Offenbarungen Gottes gehorsam bestimmen läßt, daß er seinem himmlischen Führer über alles vertraut, das ist der ganze Aufwand zu diesem Zwecke. Gott will, er soll sein Vaterland verlassen, und in einem fremden Lande umherziehen: Abraham folgt. Gott verspricht, ihn überall zu schützen: Abraham glaubt. Gott verspricht ihm, seinen Nachkommen, deren er noch keine hatte, das Land zu geben, in welchem er jetzt ein Fremdling sey: Abraham glaubt. Gott verspricht, ihm, ob er gleich mit seinem Weibe in einem Alter war, da sie auf keine Kinder mehr rechnen konnten, einen Sohn zu schenken und seine Nachkommen zu mehren wie die Sterne am Himmel: Abraham glaubt. Gott befiehlt ihm hernach seinen einzigen Sohn zu opfern: und Abraham hat Vertrauen genug auch dieses zu thun oder thun zu wollen. — Dieses sein Vertrauen in die beste Gesinnung seines Gottes, diese seine Unterwerfung unter den besten Willen seines allmächtigen Herrn, war Abrahams innrer Werth, den Gott selbst als das Höchste, Edelste und Beste in ihm schätzte. Er machte mit ihm einen Bund der Freundschaft, der gegenseitigen Liebe, und versprach ihm, diesen Bund auch seinen Nachkommen zu halten, und durch sie — alle Völker der Erde zu segnen.

Nicht, als wenn Gott ein Volk vor allen andern partheyischer Weise hätte begünstigen wollen, sondern um des Ganzen, um aller Völker willen, ward dieses Volk, Abrahams Nachkommen erlesen, daß in ihm das Verhältnis Gottes zu der Menschheit und die Bedingungen dieses Verhältnisses offenbar werden möchten. Dieses Volk

sollte,

Digitized by Google

sollte, anschaulicher Weise, das zeitliche Mittel werden, die ewige Bestimmung und das ewige Verhältnis des Menschengeschlechts zu ordnen und zu offenbaren. In diesem Geiste, geht die Geschichte der Nachkommen Abrahams fort. Ihre Schicksale sind die Schicksale aller andern Völker, nur daß sich ihr Eigenthümliches, der Endzweck der Gottheit mit ihnen, nie verliert. Sie bleiben Menschen, wie andere Menschen, oft schlechter im Ganzen und niedriger, als andre; nur daß sich der ganze Gang ihres Verhaltens und ihres Schicksals immer im Verhältnis zu Gott offenbart, daß die Verbindung mit ihm der Endpunkt jeder ihrer Begebenheiten, ihrer ganzen Geschichte ist, daß Gott selbst und ein Ziel offenbar wird, zu dem sich das Menschengeschlecht mit allen Kräften kehren soll. — In Egypten werden sie ein Volk. Und nach vier Jahrhunderten werden sie, wie Abraham vorher sehen durfte, nach Kanaan geführt. Mose thut dieses, im Namen des Gottes Abrahams: Durch ihren langen Aufenthalt in der arabischen Wüste werden sie mit Macht in dieses Verhältnis eingeschränkt, und diese Einschränkung, diese Richtung des Volkes zur Gottheit, wird durch die Gesetzgebung umgränzet und festgesetzt. Ihr Staat wird ein Staat der Gottheit, nicht der Vollkommenheit, sondern der Richtung nach. Diese Richtung wird in der Folge unaufhörlich und durch unzählige Begebenheiten und Anstalten erneuert und festgehalten. Als das Volk einen König verlangt, läßt es Gott zwar geschehn, aber doch läßt er ihm kund machen, wie unrecht es thue, einen König zu verlangen, da er selbst sein König sey. Ein Hauptmittel, jene Richtung zu erhalten, waren Verheissungen und Drohungen zeitlicher Schicksale, die sich nach ihrem Verhalten gegen die Gottheit richteten, oder wenigstens damit in Zusammenhang gebracht wurden. Die Hofnungen, die aus den Verheissungen entsprangen, waren gleichsam die Springfedern, welche die

Fort-

Fortschritte dieses Volkes in Einer bestimmten Richtung erhielten. Die Drohungen, die sich erfüllten, befestigten, oft auf eine gewaltsame Weise, diese Richtung. Alle ihre Begegnisse wurden ihnen dadurch heilig und lenkten sie auf Gott. Daß die Israeliten jede wichtige Veränderung ihres Staates der unmittelbaren Lenkung Gottes zuschrieben, das waren bey ihnen nicht kindische Begriffe, das war nicht Mangel an Einsicht in den Zusammenhang der Dinge und in die Mittelursachen; sondern es war der absichtlich so gebildete Sinn dieses Volks, es war sein Eigenthümliches in Vergleichung mit andern Völkern, es war der erzielte Zweck seiner Staasverfassung und seines Schicksals. Mit einem Gefühl, mit dessen Heiligkeit kein Vaterlandsgefühl eines andern Volkes verglichen werden kann, dachten und denken die Israeliten noch an Kanaan: Denn es ist das Land einer göttlichen Verheissung. Das Andenken Israels an sein Exilium in Babylon und Assyrien, ist immer mit Furcht vor Gott verknüpft, einig verknüpft gewesen: Denn es erfolgte auf eine göttliche Drohung. Derjenige hohe und edle Stolz auf Vaterland, Nation und Gesetzverfassung, war in keinem Volke, wie in Israel: denn alles hatte seinen Ursprung von Gott, dem Beherrscher des Himmels und der Erde, mit dem sie sich ausschliessender, oder besser, vorzüglicher Weise verbunden fühlten. Auf diese ihre Verbindung mit Gott, und die immer steigende Reinigung und Heiligung derselben von Seiten des Volkes, zweckte seine ganze Führung ab — sie ist das einzige Motiv seiner ganzen Geschichte.

Als Mose den Grund zu seinem irrdischen Gottesstaat gelegt hatte, und wohl einsah, daß diese Verfassung zeitlich, irrdisch und vergänglich sey, daß seine Hütte des Stifts eine irrdische, mit Händen gemachte Hütte sey, deren ewiges Vor- und Urbild im Himmel war, weil er einsah, daß seine Verfassung nicht nur verändert und vervollkommnet, sondern mit der Zeit ganz umgestaltet werden

Digitized by Google

den müsse, wenn irgend ein dauerhafter, ewiger Zweck dadurch erreicht werden solle, so gab er im Namen Gottes die Verheissung, daß einst ein Prophet wie Er, von Gott werde erweckt werden, welchem allein von Israel durchaus sollte Folge geleistet werden. Diese Verheissung eines solchen ausserordentlichen Mannes, durch welchen Israel eine erneuerte und dauerhaftere Richtung zu Gott erhalten würde, wiederholte und bestimmte sich näher, als David auf den Thron kam. Dieser König, der die Israelitische Verfassung von vielen Seiten vervollkommnet, der den Sinn derselben aufs richtigste nicht nur gefasset, sondern in seinen Anstalten und Einrichtungen dargestellet hat, der aus der Geschichte seines Volkes allgemeine Lehren schuf, folglich die richtige Erkenntniß Gottes erleichterte, aufklärte und verbreitete, der König war, um Priester und Diener der Gottheit, um die wohlthätige Mittelsperson zwischen Gott und seinem Volke zu seyn, dieser König, der selbst einen Umriß von dem Charakter jenes verheissenen Gesandten Gottes in sich darstellte, erhielt die göttliche Verheissung, daß die Nachkommen seines Geschlechtes ewig über Israel herrschen sollten. Daß David einsah, wie viel in dieser Verheissung enthalten sey, zeigen mehrere seiner erhabensten Psalmen. Er verband mit dieser Verheissung eine Aussicht, die ihm das Glück seiner Nation nicht nur, sondern sogar eine allgemeine Verehrung seines Gottes, und darinn das Glück aller Völker, vor Augen stellte. Seine Nachkommen sah er, recht im Abrahamitischen Sinne, als den Segen aller Völker an. Noch mehr: er bezog diesen Segen, den Hauptsinn dieser Verheissung, nicht im Allgemeinen, sondern besonders auf Einen seines Geschlechts. Darinn bestärkte ihn nicht nur die Natur der Sache, nicht nur die von Mose schon gegebene, und jetzo bestimmtere Verheissung, sondern eine noch ältere Sage, kraft welcher dem Stamme Juda, vorzüglich dem Stamme Davids,

Digitized by Google

die Heerführerstelle und der Held zuerkannt wurde, der über Israel herrschen sollte. Wahrheit, Gerechtigkeit und Erkenntniß Gottes, dachte er sich als die einzigen Mittel, wodurch dieser Held herrschen und beglücken werde. Seine Aussicht war also, ein neuer, herrlicher, allgemeiner Gottesstaat, den sein glücklicher Nachkomme auf ewig hin gründen werde.

An diesem Bilde und an dieser Verheissung hiengen in der Folge alle Guten unter Israel mit einem Wohlgefallen, das sie zur süssesten Ausmalung derselben begeisterte. Der künftige Davidssohn war itzt das non plus ultra ihrer Erwartung, ihr Trost, ihr Stolz, ihr Schild und Lohn. Die Hofnung auf ihn, war das Band, was die Israeliten in den größten Verwirrungen, in den tödlichsten Zerstörungen zusammen hielt, und ihren zerstreuten Körper doch mit Einem Geiste beseelte. Hätte diese Verheissung unter Israel auch sonst keinen Zweck erreicht, als diesen einzigen, so war es genug: denn dadurch wurde wenigstens die Form dieses Volks erhalten, und für den erwarteten Held der Raum für seine Wirksamkeit und Erscheinung aufbewahrt. Denn daß der Sinn aller der Zeichnungen, welche die Propheten von ihm gemacht hatten, würde richtig gefaßt werden, war von diesem, immer tiefer sinkenden Volke nicht zu erwarten. Den Davids- und Abrahamssohn mußten sie in ihm erwarten. Aber daß sie demselben sich zu einer neuen Bildung unterwerfen, daß ihr Staat eine reinere, heiligere Richtung zu Gott durch ihn erhalten, daß sie eine Umgestaltung durchgehen müßten, wie einst unter Mose in der Wüste — das konnte der willige Sinn eines solchen Volkes nicht werden. Ihr Blick kehrte sich allein nach dem glänzenden Theile der Verheissung, sie versinnlichten sich noch denselben durch blos irrdische Zwecke, aber das Ewige in ihrer Verfassung, die reine Richtung der Menschen auf Gott durch den verheissenen Messias, die

Stadt,

Digitized by Google

Stadt, auf welche Abraham in seiner Fremdlingschaft das Aug heftete, und deren Baumeister Gott ist, — die ewige Hütte des Bundes im Himmel, von welcher die Ihrige nur der Schatten war, — die allgemeine Verbindung der Völker zu dem Einen heiligen Zwecke, Gott mit reinem Herzen zu verehren, — der Segen, mit welchem alle Völker gesegnet werden sollten — das alles lag ausser dem Kreis ihrer Begierden, ihrer Erwartungen; und der Mann, der sein Werk hier zu beginnen Blick und Muth hatte, mußte von ihnen verkannt werden.

Anders wäre es auch von keinem andern Volke zu erwarten gewesen. Denn die Zucht zu einer innern vollkommenern Gerechtigkeit, zu einer durchaus einstimmigen Tugend, zu einer einfachern Richtung der Seele, verträgt unter dem Monde kein Volk ohne Unwillen und ohne Haß. So wenig Sokrates mit seiner züchtigenden und so herzlich wohlmeinenden Ironie unter den Athenienſern bestehen und als ein Engel der Gottheit anerkannt werden konnte; so wenig konnte ein Messias, der Herzen bekehren wollte und sich an Satzungen und an der Hülle der Thorheit und Bosheit vergriff, von den Israeliten anerkannt werden, und wenn die äussern Zeichen seiner Würde auch noch so auffallend an ihm waren.

Dennoch war Israel das einzige Volk der Erde, das einen Messias — den Vermittler einer Reichsverbindung der Menschheit mit Gott — aufzunehmen geschickt war. Israel ist das einzige Volk der Erde, dessen Geschichte, dessen Staatsverfassung, dessen Ursprung und Zweck von einer solchen Richtung der Menschheit einen deutlichen Begrif giebt: denn diese Richtung ist der Mittelpunkt aller ihrer Veränderungen, der Schwerpunkt aller ihrer Zustände gewesen. Sie hatten einen Abraham zum Stammvater, dessen Geschichte das einzige historische Denkmal einer beziehungsweisen und zu besondern Absich-

ten

sen angelegten Verbindung Gottes mit der Menschheit ist. Sie hatten einen David zum König, der das uralte Vorbild Melchisedeks, eines Priesterkönigs, irrdischer Weise realisirt, und der nur vermittelst dieser eignen Beziehung auf Gott, die er in sich und seinem Volke, so viel ihm seine Menschenschwachheit zulies, stärkte, unterhielt und reinigte, den Szepter geführt hat. Derjenige Erwählte Gottes, der jene heilige Verbindung unter die Völker verbreiten sollte, konnte sie nur da beginnen; wo ihre Form, ihr Begrif und ihre Wurzel war: er mußte Abrahams Sohn seyn. Der, der der Priesterkönig dieser neuen göttlichen Verfassung seyn sollte, mußte zum äussern Zeichen seiner Bestimmung und Würde, als Priesterkönig gebohren werden, als Davids Sohn.

Dies ist die Philosophie der Abstammung des Messias — ein wichtiges Vorurtheil für jeden ausserordentlichen Mann, der zugleich Abrahams und Davids Sohn war.

Aber, um noch eine Frage zu thun, gesetzt, daß dieser Sinn der Israelitischen Geschichte unverkennbar ist, daß die Verfassung, das Schiksal, den Ursprung und das Ziel dieses Volkes, in allen seinen Perioden, nichts anders zum Gegenstande gehabt hat, als seine Richtung zur Gottheit, seine Vereinfachung und Reinigung zu einem wahren Gottesstaate, und gesetzt, daß diese Absicht unter diesem Volke, und allein unter diesem Volke erreicht worden wäre, indessen daß alle andre Völker ausser dieser Richtung, mithin ohne die daraus entspringende Glückseligkeit, Dauer und Würde, ihren eignen Weg dahin giengen — träfe dann nicht in vollem Maasse diese Offenbarung jener sonst stumpfe Vorwurf, daß eine göttliche Offenbarung das Ganze angehen müsse, oder nicht göttlich seyn könne? Wäre das nicht eine Partheylichkeit, die mit den Eigenschaften und der Beziehung Gottes auf das ganze Geschlecht keineswegs zu reimen wäre? Da aber dieser Fall

der

Digitized by Google

der jezigen Natur der Menschheit nach unmöglich ist, da ein reiner Gottesstaat der Sinnlichkeit, Hinfälligkeit und der ganzen irrdischen Bestandheit der Menschen widerspricht, da er folglich auch nicht wirklich werden konnte, — was konnte jene Verfassung anders abzwecken, als Begriffe zu formen, Wahrheiten der Geschichte und Absichten Gottes darzustellen, und diese, als Geist und Richtpunkt des Ganzen, aufs Ganze überzutragen? sie auf die ganze Breite und Länge unseres Daseyns anzuwenden, folglich jene irrdische, zeitliche und vergängliche Form, zum Vor- und Denkbild unserer ewigen, allgemeinen und himmlischen Art des Daseyns zu machen? Und was für ein anderer Begrif konnte aus jener Verfassung hervor gehen, als der Begrif eines göttlichen Reiches, einer Richtung der Menschheit zu Gott, einer ewigen Verfassung, wodurch Gotteserkenntnis, Gottesverehrung und ein göttlicher Sinn nicht nur zur ersten Bedingung für jedes Glied derselben gemacht, sondern auch in allen Gliedern wechselseitig erhöht, entwickelt und vervollkommnet würde? Aber gesetzt, daß die Israelitische Verfassung nicht also fortgeschritten wäre, gesetzt, daß mit ihrer zeitlichen Form auch der Geist derselben sich zertrümmert hätte, ohne sich dem Ganzen mitzutheilen — müßten wir dann nicht ihre ganze Geschichte Lüge strafen, wäre es möglich, eine zweckloſere Anordnung und einen lächerlichern Aufwand von Offenbarungen, Anstalten und Führungen der Gottheit um Nichts, zu ersinnen? Was wären ihre Verheissungen, als ein todter Buchstabe? Was der Sinn ihrer Geschichte, als ein elender Sphynx, der sein Daseyn der puren Phantasie zu verdanken hat, der wirklich weder war, noch seyn kann? — Allein ihr Geist zertrümmerte sich nicht; aber er hätte sich zertrümmern müssen, wenn er sich nicht auf den Mann niedergelassen hätte, der das allgemeine Ziel ihrer Verheissung und Hofnung war. Mochte er von seinem Volke verkannt werden oder nicht, genug, wenn er den Stand und Blick hatte, das Allgemeine in der Geschichte seines Volks zu

Digitized by Google

sehen, ihr Besonderes aufs Ganze anzuwenden, ein ewiges allgemeines Reich Gottes mit seinen Bedingungen, aus dem irrdischen, eingeschränkten Gottesstaat hervorzustellen, wenn ihm die Kraft und die Führung zu Theil ward, daß er als Messias, d. i. als Vermittler, Gesetzgeber, Priester und König dieses neuen Reiches, als der **Beziehungsgrund** des Besondern und des Allgemeinen, des Zeitlichen und des Ewigen, des Irrdischen und des Himmlischen, des Göttlichen und des Menschlichen, des Unvollkommenen, Vergänglichen und des Vollkommenen, Unvergänglichen, und als das Mittel ihrer Verbindung erkannt werden konnte. Trat ein Mann auf in Israel, ein Abrahams- und Davidssohn, den die Geschichte in jenem Character vorstellt; dann hat Israels Verfassung ihren Zweck glorreicher erreicht, als ihn kein Prophet auszumalen wagte — dann mag sie immer untergehen, ihr Sinn ist geborgen und zur Richtung der ganzen Menschheit ausgestellt: sie ist den Weg gegangen, den alle alte Verfassungen giengen, ihre Form ist zertrümmert, ihre Begriffe sind der Welt geblieben — dann ist die blosse Ansicht des Characters in jenem Manne, so wie ihn die Erzählung angiebt, die blosse Vergleichung desselben mit dem Sinn der Israelitischen Geschichte, ist der Beweis seiner historischen und philosophischen Wahrheit. Jesus ist, ohne allen Zweifel, der Messias, sobald er Abrahams und Davids Sohn ist und sobald durch ihn das Besondere der Israelitischen Geschichte und Verfassung allgemein geworden ist.

Nun ist schon die blosse Tradition hinreichend, und wenn sie es nicht wäre, so haben wir eine Menge schriftlicher Zeugnisse vor uns, zu beweisen, was bis auf den heutigen Tag die symbolischen Bücher aller Christenparthеyen ausser Zweifel setzen, daß der Geist der Israelitischen Verfassung durch einen Jesus der damaligen Zeit ins Allgemeine übergegangen ist, und Christenthum heißt. Folglich ist es gar keine Frage mehr, ob der Messias gekommen, und in Jesus gekommen sey. Aber diese Behauptung

Digitized by Google

hauptung ist auf den Grundsatz gegründet, oder besser, diese Behauptung wird alsdann erst fruchtbar, nützlich und allgemein interessant, wenn erwiesen ist, daß die Israelitische Verfassung von Gott ihren Ursprung habe. Es könnte immer wahr seyn, daß die Israelitische Verfassung in Jesus ihre Absicht erreicht hätte, daß durch ihn ihr Geist herausgezogen und aufs Ganze angewandt wäre, daß also gegen seine Messiaswürde keine gegründete Einwendung Statt fände. Aber wenn jene Verfassung nur das Werk Israelitischer Patrioten, guter und grosser Menschen, und eines Zusammentreffens glücklicher Umstände gewesen ist, wenn Jesus eben nur das Glück hatte, den Sinn jener Patrioten zu fassen, zu erhöhen und im Geist eines Weltbürgers anzuwenden, wenn die ausdrückliche Absicht, Hülfe und Beystimmung der Gottheit nicht erweißlich ist; so mag es immer wahr seyn, daß Jesus der Messias — daß das Christenthum eine grosse, wichtige, erhabne, wünschenswürdige Anwendung der Verfassung des Judenthums aufs Ganze ist: Aber daß diese Lehre überhaupt wahr, daß sie mit den Absichten Gottes wirklich übereinstimmend, daß sie Lehre Gottes sey, oder daß Jesus ein von Gott erwählter Messias und der Vermittler eines ewigen Reiches Gottes sey, davon bin ich noch nicht überzeugt. Diese Ueberzeugung kann auch nicht durch Vernunftgründe hervorgebracht werden, weil sie keine allgemeine, ewige Vernunftwahrheit betrift, sondern eine besondere Absicht der Gottheit mit dem Menschengeschlecht, und eine einzelne Thatsache. Jene Ueberzeugung kann mir also nur und allein durch den Beweis einer göttlichen Offenbarung oder Mitwirkung zu Theil werden; es muß mir wahr gemacht werden können, daß der Messias ein Mann war, der durch das ganze Verkehr seines Daseyns eine ausdrückliche Absicht Gottes ausführte.

Den innern Zusammenhang des Judenthums und Christenthums als unstreitig angenommen, stehen uns zu jenem Beweise zween Wege offen. Wir müssen beweisen, entweder daß das Judenthum, oder daß das Christen-

thum göttlichen Ursprungs ist. Eines von beiden erwiesen, so können wir an dem göttlichen Ursprunge des andern nicht mehr zweifeln; denn ihr historischer und philosophischer Zusammenhang ist zu bündig, zu augenfällig, als daß er im Ernst verkannt werden könnte.

Beyde Wege sind auf verschiedene Weise versucht worden. Indessen kommt alles darauf an, daß die heilige Geschichte des Judenthums oder Christenthums als wahr erwiesen wird. Dieses kann weder durch Anführung von Zeugnissen befriedigend geschehen: denn theils reichen diese so weit nicht, als sie reichen sollten, theils beruhen sie auf der äusserst feinen und zweydeutigen Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Zeugen; noch durch Weissagungen allein, denn sie zeigen nur Zusammenhang, ja nur einen Theil desselben, und können, einzeln betrachtet, nichts beweisen; noch durch Wunder: denn die setzen die Glaubwürdigkeit der Geschichte voraus; noch durch die Nutzbarkeit des Christenthums: denn das Nützliche ist darum nicht göttlich, und der Nutzen, den das Christenthum gestiftet, ist, ohne seine ewige Absichten, sehr zweifelhaft. Keines von allem dem ist hinreichend, die Wahrheit der heiligen Geschichte zu beweisen. Mich dünkt, man hätte den Beweis bey dem anfangen sollen, was uns am nächsten liegt, da wo man durch die geringste Anzahl von Mitteln zum Ziel kommen kann. Man hätte die heilige Geschichte des Judenthums oder Christenthums oder beyder zugleich, an sich betrachten, und versuchen sollen, wie viel man durch innere Gründe für die Glaubwürdigkeit der Geschichte herausbringen kann. Hiemit verbände man die Untersuchung der äussern Zeugnisse. Diesem folgte die Darstellung des historischen und philosophischen Zusammenhangs des Judenthums und Christenthums. Diesem, die Vergleichung mit den Revolutionen, die mit der heiligen Geschichte in Zusammenhang stehen; und diesem endlich, eine Vergleichung des Christenthums mit der ganzen Geschichte und den wahrscheinlichen Absichten des Menschengeschlechts. Dieser Gang

der

Digitized by Google

der Untersuchung ist der einzige, der vollständig zusammenhängt, und der vielleicht zu einer Evidenz führen würde, wovon man jetzt noch wenig Begrif zu haben scheint. Wie viel armselige Zweifel müßten alsdann verschwinden — wie viele gesuchte Bedenklichkeiten zu Schanden werden — wie viele Lieblingsideen unserer Zeit, deren Mutter eine nur äusserliche Aufklärung ist, sich dem grossen Plane des Judenthums und Christenthums unterordnen, oder wie Blasen spielender Kinder zerspringen!

---

6. Betrachtungen.

Schnell vorüber ziehn des Daseins Szenen
Schnell, wie Schattenbilder an der Wand.
Alles Sinnliche hat nicht Bestand,
Stillet nie der Seele tiefes Sehnen,
Und die Zeit entreißt der Jugend Hand
Jede Blume früher, als wir wähnen.
Leidenschaften, trügerische Feien!
Führen uns in eine Zauberwelt.
Wer, getäuscht, für wahres Gold sie hält,
Kan sich ihrer blanken Flittern freuen,
Aber, wann das Luftgebäu zerfällt,
Sieht man weitgedehnte Wüsteneien.
Nur die Hofnung malt uns die Gefilde
Ferner Zukunft grün und blumig vor;
Durch den vorgesunknen trüben Flor
Schimmert das Vergangne matt und milde,
Ach! man liebt noch so, was man verlor,
Seufzt ihm nach und strebt nach seinem Bilde.
Was noch glänzt in der Erwartung Strale
Trübet naher Hauch der Gegenwart.
Jede Lust ist bittersüßer Art;
Ueberdruß folgt ihrem Schwelgermahle.
Für ein andres beßres Leben spart
Der Genuß die ungemischte Schale.
Aus der Täuschung Lande wegzugehen
Fiele drum dem Pilger gar nicht schwer,
Hofft er gleich auf keine Wiederkehr;
Mögen Winde seinen Staub verwehen,
Hier von ihm bald keine Spuren mehr,
Als im Herzen seines Freunds bestehen.

Digitized by Google

Doch der rosenfarbne Schein der Liebe
Hellt zuweilen dieses Lebens Nacht;
Biedrer Freundschaft treue Fackel macht
Licht die Bahn, ist gleich die Aussicht trübe,
Und Natur! Natur! o! ihre Pracht
Ist schon werth, daß man noch gerne bliebe.
Bleiben will ich! bleiben, zu beschauen,
Zu bewundern meines Gottes Welt,
Wann ein Safranglanz dem Ost entquellt,
Wann die Abendlüfte Kühlung thauen,
Wann der Mond die stillen Nächte hellt
Und die Sterne flimmern in dem Blauen;
Will mich freuen, dulden und erwarten,
Hohen Mutes wandern bis zum Ziel.
Schon hienieden ist des Guten viel;
Diese Erd' ist unsers Vaters Garten!
Dort wird unsrer Sinne Schattenspiel
Sich in Licht und Wirklichkeit umarten.

Frhr. v. Salis.

7. Auszug eines Briefes.

Kopenh. den 27. Dez. 1787.

Prof. Hwild, der in Deutschland durch verschiedene kritische Arbeiten bekant ist, giebt einen Auszug seines Tagebuches heraus, das er in den Jahren 1777-1780. auf einer Reise durch Deutschland, Italien, Frankreich und Holland gehalten hat. Der erste Theil, der in diesen Tagen erschienen ist, geht bis zur Abreise von Wien. Eigentlich Wissenschaftliches enthält es nicht viel, sondern mehr Erzählung des Merkwürdigen, was ihm vorgekommene Gespräche mit Gelehrten, wobei aber viele Diskretion beobachtet ist, und eigne Reflexionen und Gedanken. Diese letztere geben dem Buch einen vorzüglichen Werth, und machen, daß Niemand, der Gefühl für das Wahre, das Gute und Schöne hat, es ohne Achtung und Liebe für den Verfasser weglegen wird. Dabei ist überall eine Art von eigner Laune verbreitet, die selbst den Kleinigkeiten ein Interesse giebt. Die Freimütigkeit, womit er sich auch über Dinge äußert, wohin unsre Schreibfreiheit bisher noch nicht gereicht zu haben scheint, könte vielleicht hie und da Aufsehen machen, wird aber auch gewiß hie und da ihre Wirkung thun. Ich überseze Ihnen zur Probe eine Stelle, die einen Mann betrift, von dem wir desto begieriger jedes Wort auffammeln müssen, da wir, nach Mendelssohns Tode, wohl leider keine Schilderung seines Lebens und Charakters zu erwarten haben

Digitized by Google

ben. „In Hannover, sagt er, kam ich, ohne zu wissen, mit wem, in Gespräch mit Lessing, der eben von Wolfenbüttel hier war. Wie ich von den Büsten, die ich in Herrenhausen gesehen, sprach, sagte er mir, wenn ich Kunstliebhaber wäre, müßte ich Braunschweig, Dresden und Kassel sehen, und vor allen Dingen Heyne über die Archäologie hören, der der erste in dem Fache in Europa wäre, das gar zu nachlässig wäre behandelt worden. Bei dieser Gelegenheit machte er die Anmerkung, die Künstler wären die größten Idioten in allem, was die Theorie und Geschichte der Künste anginge, wovon sie kaum den Namen kenten. Noch hätte er unter so vielen nicht einen einzigen gekant, der die Aeneide gelesen, und vielweniger den Homer, den er den größten Maler in der Welt nante. Er fragte mich, ob es auch so bei uns wäre, und schien zufrieden mit dem zu sein, was ich ihm von der Einrichtung unserer Kunstakademie sagte, und daß Ovids Metamorphosis zum Gebrauch der Eleven dänisch übersezt wäre; besonders gefiel es ihm, daß die Kinder der Unterthanen umsonst im Zeichnen unterrichtet wurden. Er wußte es, daß Sally den Plan zur Kunstakademie gemacht, und nante ihn den Lisipp, der Friedrichs des fünften Statue gegossen, die er so sehr hätte rühmen hören. Ich fragte ihn darauf, mit wem ich die Ehre hätte zu reden, und ward froh, als ich hörte, es wäre Lessing. Wie er erfuhr, daß ich Theologie studierte, sagte er, die Theologen wären eine Art von Leuten, mit denen er nie hätte fertig werden können; denn sie schlössen in einem ewigen Zirkel. Ich brauchte nur ihre Refutationen zu lesen, um hievon überzeugt zu werden. Ich rühmte dagegen Reimarus, Jerusalem, Leß, worauf er nicht antwortete, sondern mich fragte, ob ich weiter als Deutschland reisen wolte. Ich sagte ihm, ich würde erst Michaelis und Heyne hören, und dann weiter reisen, um die Bibliotheken in Italien zu benuzen; denn ich hätte viele Lust zu den Sprachen und zur Kritik. Hiezu munterte er mich auf mit den Worten: Lassen Sie nicht ab, ehe Sie auf den Boden kommen, und sagen Sie dann rein, ohne Scheu aus vor der Welt, was Sie entdeckt haben. Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich. — Im ästhetischen Fach empfahl er mir auf meine Frage am meisten den Home, den ich schon kante. Er fragte mich, warum Niebuhr nicht mehr distinguirt worden, und ob noch in Kopenhagen von Raphael Mengs Familie lebten. Holberg nante er unsern Plautus, und fragte mich, wo sein Monument stände. Ich wußte nicht, ob dies Satire war oder nicht, und entging der Antwort mit der Frage: *) Ob Holberg auch in Deutschland geschäzt

*) Nach der Zeit hat Holberg ein Monument unter denen bekommen, die der Erbprinz auf Jägerspries setzen lassen.

Digitized by Google

schazt würde? welches er bejahete. Dieser Mann ist gerade zu und ohne die geringsten Komplimente."

N. S. Hiebei fällt mir eine Stelle aus einem Briefe Mendelssohns über Lessing bei, die nebst andern Briefen desselben in der dänischen Monatsschrift Minerva (Junius 1786) steht, und wo ich mich nicht irre, in Deutschland noch nicht bekant ist. Der Brief ist vom 17. Okt. 1780. „Mich beschäftigt," schreibt er, „jezt [redacted] einzige Gedanke, Lessings Tod. Er macht mich nicht traurig, nicht tiefsinnig, aber er ist mir gegenwärtig, wie das Bild einer Geliebten. Ich schlafe mit ihm ein, träume von ihm, wache mit ihm auf und danke der Vorsehung für die Wohlthat, die sie mir erzeigt hat, daß ich diesen Mann so frühzeitig habe kennen lernen, und daß ich seinen freundschaftlichen Umgang so lange genossen habe. Die Welt kent seinen schriftstellerischen Werth: wenige kennen aber nur seinen freundschaftlichen Werth; ja ich finde, daß sein moralischer Werth, überhaupt von vielen sogar miskant werde. Auch die Begriffe von Tugend und Sittlichkeit sind der Mode unterworfen, und wer sich nicht nach den Modegriffen seines Jahrhunderts schmiegen kan, der wird von seinen Zeitgenossen verkant und verschrieen. So viel scheint mir indeß außer allem Zweifel zu sein: wenn irgend ein Mensch besser war, als er sich in seinen Schrifften zu erkennen gab, so war es Lessing. Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umganges zu gewinnen, und gleichwol ist ihm meines Wissens nie eine gestissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen; ja er hatte sogar die — wie soll ich es nennen? — Bizarrerie, ein abgesagter Feind von der äussern Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in ächter Theilnehmung, aufrichtiger Dienstbeflissenheit; in der äussersten Entfernung von Eigennuz und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvor zu kommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allzeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konte, dessen Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der sich einbildete, die Wahrheit allein gefunden zu haben, war er liebreich und bescheiden gegen einen jeden, der Wahrheit suchte und zu allen Zeiten bereit, ihm mit seinem Vorrathe zu dienen."

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Drittes Stück. März, 1788.

I.

Persepolis.

Von einem Reisenden, welcher prächtige Trümmer des Alterthums auf ihrer Stelle zu sehen Gelegenheit hat, kan kaum etwas mehr verlangt werden, als deren treue Abbildung und Beschreibung im gegenwärtigen Zustande; ihre nähere Erklärung scheint für den Gelehrten zu gehören. So habe auch ich die Trümmer des prächtigen Palastes zu Persepolis gesehen, und einen großen Theil davon abgezeichnet, aber die Bedeutung der vornehmsten an denselben befindlichen Figuren habe ich erst aus einer kleinen Schrift gelernt, die unter dem bescheidenen Titel, Persepolis, eine Muthmaßung neulich erschienen, und auch der dritten Samlung der Herderschen zerstreuten Blätter eingerückt ist. Da es einem Reisebeschreiber nicht anders als höchst angenehm sein kan, wenn ein Mann wie Herder seine Beobachtungen und Abbildungen von Alterthümern einer aufmerksamen Untersuchung würdigt, und sie dadurch erst recht brauchbar macht, so folge ich mit Vergnügen dem mir gegebenen Winke mich über einiges, was diese Ruinen betrift, noch näher zu erklären.

Hätte ich zu der Zeit, als ich mich unter den Trümmern dieses Palastes befand, mehrere Kentniß der alten persischen Fabellehre gehabt, so würde ich dem Wunsche des würdigen Ma[illegible] zuvor gekommen sein, und auch

Digitized by Google

die Stellung der schwebenden Figur, welche man daselbst oben vor den Gräbern sieht, genau bemerkt haben; so aber muß ich bekennen, daß ich darauf nicht geachtet habe. Folgendes kan ich indeß bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen. Ein Reisender findet unter diesen Ruinen so sehr viele Arbeit, daß es ihm an Zeit fehlen muß, jede Figur nur mit der Bleifeder ganz auszuzeichnen; wenn also eine Figur oft vorkomt, so bemerkt er sich solches nur durch einige Worte oder Zeichen, um zu einer bequemern Zeit alles vollständig auszeichnen zu können. Auf diese Weise hat wahrscheinlich Chardin seine 67te Tabelle genau nach dem Original gezeichnet, bei der 68ten aber nur die Seite bemerkt, an welcher daselbst der König, und an welcher der Feuer-Altar steht, und daß sich oben eine schwebende Figur befinde, ohne die Stellung dieser leztern anzudeuten. Wenn er nun aber seinen Entwurf nicht gleich nachher ausgearbeitet, und seine Zeichnung mit dem Original verglichen hat, (eine Arbeit, welche nicht blos Chardin sondern auch le Bruyn nicht allezeit für nöthig erachtet zu haben scheinen) so mag nach einiger Zeit wol mancher Strich verwischt, ihm auch die Stellung der kleinen Figur ganz aus dem Gedanken gekommen sein und gleichgültig geschienen haben, worauf er ihr dann eben die Stellung wie auf der vorhergehenden Tabelle gegeben hat. Ich bin also der Meinung, man könne Chardins 68te Tabelle in diesem Stücke für fehlerhaft halten, bis ein anderer Zuverläßiger Reisebeschreiber uns davon näher unterrichtet.

Auch ich finde zwischen dem egyptischen Sphinx und dem persischen vierfüßigem Thiere mit einem Menschenkopfe die Aehnlichkeit nicht, welche der Graf Caylus gefunden haben will. Beide sind freilich Fabelthiere, aber der Sphinx ist ein Löwe mit dem Kopf eines Frauenzimmers, und das persische Thier ist aus dem Ochsengeschlechte mit dem Kopf eines bärtigen Mannes, der Sphinx liegend,

Digitized by Google

liegend, das persische Thier aber stehend abgebildet. Jede Nazion hatte ihre eigene Religion, und also auch ihre eigene Fabellehre.

Von Diodors Nachrichten (B. II. S. 215 der Wesselingischen Ausgabe) finde ich einiges mit meinen Beobachtungen übereinstimmend, anderes, wovon man jezt keine Spuren mehr antrift, sehr wahrscheinlich, aber auch einiges offenbar falsch. Das, was dieser Schriftsteller eine feste Burg nennt, kan nichts anders sein, als der Palast, dessen Ueberbleibsel wir noch jezt bewundern. Die Lage der königlichen Gräber in der Nähe nach Osten kan hier als entscheidend angenommen werden. Da nur ein Weg zu diesem Palast führte, der sich verschließen ließ, so konte er für die Zeit allerdings auch eine feste Burg genant worden. Was Diodor von ehernen Pforten und ehernen Stangen erzählt, die sich hier auf den Mauern befunden haben, darin ist nichts unwahrscheinliches; es bestätigt vielmehr meine Gedanken von dem Geschmack des Baumeisters. Von prächtigen Wohnungen, wo fremde Könige und Fürsten empfangen werden konten, sieht man hier noch Ueberbleibsel genug. Aber das, was dieser Verfasser von einer innern Burg sagt, verstehe ich nicht, wofern damit nicht das große Gebäude gemeint sein soll, welches auf meinem Grundrisse, der 18ten Tabelle des zweiten Bandes der Reisebeschreibung durch L. bemerkt ist; und das, was er von der dreifachen Mauer berichtet, wovon diese Burg umgeben gewesen sein soll, ist gewiß falsch. Hier ist nur eine Ringmauer, und diese muß man nicht mit einer Stadtmauer vergleichen; denn es ist die Mauer, welche die Hügel unterstüzt, auf welchen die verschiedenen Gebäude des Palastes gestanden haben. Aussenwerke können hier nicht gewesen sein, weil gleich am Fuße der erwähnten Mauer die Ebene anfängt, wo nicht weit von der Südwest-Ecke des Palastes bis diesen Tag noch eine Säule aufrecht steht, andere Trümmer

von Gebäuden zerstreut herum liegen, und also zum Beweise dienen, daß auch in dieser Gegend prächtige Gebäude gestanden haben. Diodor lebte lange nachher, als dieser Palast von dem griechischen Helden Alexander, den die Indier den Räuber nennen, in der Trunkenheit zerstört worden war. Er selbst hat die Trümmer desselben wol nicht gesehen, sondern vielleicht gehört, daß die Mauer um den Palast verschiedene Höhen gehabt habe: und da er sich von der Anlage eines Palastes auf verschiedenen, mit einer einzigen Mauer umzogenen Hügeln keinen Begrif machen konte, so mag er das erzählte vielleicht so ausgedeutet haben, daß der Palast mit verschiedenen Mauern von verschiedener Höhe umgeben gewesen sei.

Der Umfang der verschiedenen Gebäude dieses Palastes ist auf meinem Grundrisse nach dem ihm beigefügten Maaßstabe zwar richtig angedeutet worden; da aber der Maaßstab nur klein ist, so scheinen die Gebäude auch keinen großen Umfang gehabt zu haben, und dies hat wol zu folgender auf der 62ten Seite befindlichen Anmerkung Gelegenheit gegeben. Daselbst nemlich heißt es: „wenn wir die Häuser der Griechen, ja der uns noch näheren alten Römer ansehen, so schütteln wir den Kopf und wolten nicht also wohnen: wie viel mehr müßte man bei einem Palaste Dschemschieds den Kopf schütteln, wenn man ihn mit den Palästen unserer Könige vergleichen wolte. — Ich lasse mich auf keine Einwendung ein, die man aus dem Geschmack unserer Zeiten in Absicht auf Bauart, Abtheilung, Aussicht, Dekorazion u. s. f. macht, weil das alles nicht hieher gehört.“ Ich meines Theils glaube, daß einige Gebäude dieses Palastes mit einem solchen Geschmack aufgeführt worden sind, daß noch jezt unsere Baumeister die Ueberbleibsel derselben mit Nuzen und Vergnügen werden studiren können. Ich will nochmals versuchen eine kurze Beschreibung davon zu machen.

Der

Digitized by Google

Der Palast der ehemaligen persischen Könige, oder der Reichspalast der alten Perser, lag vor dem hohen Gebirge Rachmed, nahe bei der großen Stadt Istakr, und an der Seite einer überaus fruchtbaren, von dem Araxes durchströmten Ebene, welche vier bis sechs Meilen breit ist, und ganz von hohen Gebirgen umgeben zu sein scheint. Die verschiedenen Gebäude desselben sind alle nach einem Geschmack aufgeführt gewesen, man findet überall ähnliche Figuren und Inschriften. Man kan aber darum noch wol nicht annehmen, daß alle diese verschiedene Gebäude in einem Jahrhunderte aufgeführt worden sind. Die in der südwestlichen Ecke liegende scheinen nach meinem Urtheil die ältesten zu sein, und davon war das durch I. bezeichnete wol das allerälteste. Da dieses also wahrscheinlich dasjenige ist, welches Djemschied aufgeführt hat, so wollen wir die Lage und Bauart desselben zuerst etwas näher untersuchen.

Dies Gebäude lag auf der Spize eines Felsens 50 Fuß über der unten liegenden fruchtbaren Ebene. Dessen ganze Länge war 53 doppelte Schritte d. i. ohngefähr 150 Fuß; der in der Mitte befindliche Saal war ohngefähr 80 Fuß lang, fast eben so breit, und hatte in 6 Reihen 36 Säulen. An beiden Seiten des Saals befinden sich Nebenzimmer, welche man, so wie das Vorzimmer, bei einer nähern Untersuchung auch gewiß nicht klein finden wird. Das Ganze war also zu einem Wohnhause sehr regelmäßig und bequem eingerichtet. Die Einfassung der Thüren und Fenster, fast alles was man hier von der äussern Mauer und den Zwischenwänden noch antrift, bestehen freilich aus sehr großen Stücken, dies alles aber hat kein plumpes Ansehen, sondern ist sehr hübsch bearbeitet. Auch in der Grundmauer dieses Gebäudes, von der man noch jezt deswegen vieles sehen kan, weil es auf dem höchsten Hügel stand, liegen die Steine noch so genau auf und an einander, daß man schwerlich eine bessere

Digitized by Google

Wand von einem italiensch Baumeister finden wird. Der glatte Fußboden in dem 80 Fuß langen und fast eben so breitem Saale dieses Gebäudes ist der Felsen selbst, ein grauer Marmor, welcher eine schöne Politur annimt, und als dann fast schwarz wird. Der harte Fels ist hier folglich abgetragen; er ist überdies an der Südseite senkrecht abgehauen, so daß er hier bis auf den Theil heruntet, welcher erst hernach aufgefahren ist, eine steile Wand ausmacht. Man findet zwar jezt nicht die geringste Spur von einem zweiten Stockwerck dieses Gebäudes; allein von einem Bauherrn, der, um einer freien und schönen Aussicht zu genießen, für seine Wohnung einen Platz 50 Fuß hoch über einer fruchtbaren Ebene aussuchte, der auf einem Felsen baute, der um sein Gebäude eine so starke Mauer aufführete, daß die Zeit sie nach einigen tausend Jahren noch nicht ganz zerstören können, von einem solchen Bauherrn kan man gewiß erwarten, daß er seinem Lieblingspallaste, dessen Umfang er nach der Größe der Spize des Felsens worauf er baute, einrichten mußte, durch Auffezung eines zweiten Stockwerks noch einmal so viel Plaz zu verschaffen gesucht haben wird.

Es mögen mehrere Jahrhunderte verflossen sein, bevor der Palast so ausgebaut worden ist, als er zu der Zeit war, in welcher Alexander den Anfang zu seiner Zerstörung machte. In der Zwischenzeit aber ist er sehr vergrößert worden. Verschiedene Hügel in einer Länge von 270 doppelten Schritten, etwa 1200 Fuß, und einer Breite von ohngefehr 900 Fuß, sind durch eine starke Mauer von dem schönsten Marmor mit dem Berge Rachmed gleichsam verbunden. Wo der Baumeister fand, daß der Fuß eines Felsens weiter heraus trat, als er nach seinem Plan hervorgehen solte, da hat er den Felsen senkrecht abgetragen, wodurch dieser dann selbst ein Theil der Ringmauer ward. Man hat die Spizen mehrerer Felsen abgenommen, und auf denselben prächtige

prächtige Gebäude aufgeführt, aber nicht alle niedrige Stellen auf dem eingeschlossenen Plaze hat man zu einer gleichen Höhe aufgefahren, wie es vielleicht ein europäischer Baumeister gemacht haben würde, sondern nur den Plaz zwischen der Ringmauer und den abgetragenen Felsen aufgefüllt. Und dies ist die Ursache, warum die Ringmauer an verschiedenen Stellen eine verschiedene Höhe erhalten hat.

Nun betrachte man die innere Anlage dieses prächtigen Palastes nach den Ueberbleibseln, welche man davon noch 2000 Jahre nach seiner Zerstörung antrift. Zu dem ganzen Hügel, auf welchem die verschiedenen Gebäude desselben lagen, führt nur eine Treppe, aber eine doppelte Treppe und so bequem, daß man noch jezt kaum eine bequemere in einem europäischen Palaste finden wird. Einige der untern Stufen mögen wol durch die Zeit mit Erde bedeckt worden sein. Ihre senkrechte Höhe ist aber noch jezt 33 Fuß; auf diese Höhe hat sie 104 Stufen, und etwa in der Mitte einen Ruheplaz. Vor jedem der beiden Aufgänge war oben eine große Pforte, und wenn man sich hier umdrehte, so fand man abermal eine Pforte, ehe man zu dem Eingange des Palastes kommen konte. Die Lage dieser drei Pforten ist auf dem Grundriß durch Punkte angezeigt, indem man hier, in überaus großen Marmorblöcken noch jezt die Löcher sieht, wo die Zapfen gestanden, auf welchen die Thüren sich gedreht haben, wenn sie auf oder zugemacht worden sind.

Auf dem prächtigen Wege von dieser Treppe bis zur Wohnung des Königs sind jezt noch einige Ueberbleibsel des Alterthums vorhanden, die, so wie die eben erwähnte Treppe, der Witterung noch wol einige tausend Jahre werden trozen können, und von Menschen haben sie auch nicht viel zu fürchten, so groß sind die Marmorblöcke, woraus sie zusammengesezt sind. Dies

sind die 28 bis 30 Fuß hohen Wände, deren Lage auf dem Grundriß durch A und Æ angedeutet ist. Bei O findet man noch Stücke von eben solchen Wänden, so wie auf dem Wege bis hieher auch noch eine aufrechtstehende Säule, welche mit den erwähnten Wänden ohngefehr eine gleiche Höhe hat, und also einen Beweis zu geben scheint, daß der ganze Weg oben bedeckt gewesen ist. Viele Trümmer liegen hier noch zerstreut herum, und wie viel mag nicht bereits weggetragen sein!

Endlich kam man zu dem Gebäude L welches ich für die Wohnung des Königs halte. Vor demselben und mit der Vordermauer dieses Gebäudes verbunden, sieht man abermal zwei Wände mit der Abbildung des erdichteten Thiers, welches man nahe bei der Haupttreppe findet. Das Gebäude selbst war zweihundert Fuß lang und eben so breit; es hatte an der Vorder- oder Nordseite 2 Thorwege, und hinten aus, oder nach Süden, eben so viele, von denen die Seitenwände noch stehen, und gegen 30 Fuß hoch sind. Weil es in einer etwas niedrigern Gegend liegt, als die meisten der übrigen Gebäude, so hat der Wind an der Vorderseite so viel Staub zusammen geweht, daß die hier befindlichen Alterthümer schon bis an die Fensterbank in der Erde begraben sind; an dieser Seite befinden sich 9 Fensteröfnungen, die so groß sind, daß man sie beim ersten Anblick für Thüren hält, sie sind aber gewis Fensteröfnungen gewesen, und hinter solchen Fensteröfnungen waren auch die Zimmer wol nicht klein. Von der innern Abtheilung dieses Gebäudes, ob nämlich etwa in der Mitte ein großer, freier Plaz gewesen sein mag, davon ist jezt nichts mehr zu sehen. Die Trümmer, welche man nicht von hier weggetragen hat, sind mit Erde bedeckt. Daß aber aussen herum lauter Wohnungen gewesen sind, das sieht man aus den davon annoch übrigen Thür- und Fensteröfnungen, welche leztere aber an der Ost- Süd-

und

Digitized by Google

und Westseite nicht so gros sind, als die an der Vorderseite, weil die Sonne von diesen Seiten in die Zimmer dringen konte. In diesem 200 Fuß langen und breitem Gebäude, muß also für eine königliche Familie schon viel Plaz gewesen sein, und wer mögte wol behaupten, daß solches nur ein Stockwerk gehabt habe? Die Perser müssen schon damals längst gewohnt gewesen sein, hoch in die Luft und auch mit Holz zu bauen, und von einem Baumeister, der eine solche Anlage zu machen wußte, wie man hier findet, kan man wol nicht erwarten, daß er hinter einer so schönen Treppe und einem 30 Fuß hohen und prächtigem Gange nur ein Gebäude von einem Stockwerk aufgeführt habe, dessen Haupteingänge eben so hoch waren, als das Gebäude selbst.

Von den übrigen Gebäuden, worunter das bei M auch besonders sehr prächtig gewesen sein muß, will ich nichts erwähnen, sondern nur noch einiges von den Kolonnaden B C. D. E. bemerken. Hier ist weder von den äussern noch den Zwischenwänden das Geringste mehr übrig, alles dies ist weggetragen, und zu Istakr, Schiras und in andern Städten zu neuen Gebäuden gebraucht, die auch schon längst wieder zu Grunde gegangen sind. Aber die Anlage dieser Säulengänge zeigt meines Bedünkens ganz deutlich, daß sie durch Zwischenwände von einander abgesondert gewesen sind. Und dann war B ein Vorsaal oder Vorgebäude etwa 150 Fuß lang mit zwei Reihen hoher Säulen. Vor demselben waren 4 prächtige Treppen, an den Seiten ganz mit halb erhanen Figuren sehr schön in Stein ausgehauen bedeckt. Von diesem Vorsaale führten zwei Gänge e. e. in den Hauptsaal, welcher 180 Fuß lang und eben so breit war, und in 6 Reihen 36 wol proportionirte, 48 bis 50 Fuß hohe Säulen hatte. An den beiden Seiten nach Osten und Westen waren andere Säle D und E eben so lang,

Digitized by Google

aber nur mit 2 Reihen oder 12 Säulen; vor dem bei E war noch wol ein Altan über der Hauptmauer, welche hier 40 Fuß hoch ist: und wenn auf dieser Mauer eherne Stangen gestanden haben, wie Diodor berichtet, so hatte man selbst in den Saal E, welcher nach dieser Seite vielleicht auch ganz offen gewesen ist, eine freie und schöne Aussicht über die fruchtbare Ebene. Diejenigen, welche daraus, daß man hier keine Spuren von einer obern Decke mehr antrift, den Schluß haben machen wollen, daß diese Kolonnaden gar nicht bedeckt gewesen sind, scheinen es nicht bemerkt zu haben, daß alle diese Säulen nur so weit von einander und von den Zwischenwänden gestanden haben, daß Balken von ohngefehr 30 Fuß Länge von einer Säule zur andern oder zu einer Zwischenwand haben reichen können; sie scheinen auch nicht bemerkt zu haben, daß man unter diesen Trümmern noch jezt Säulen antrift, auf welchen, statt des Capitäls, der doppelte Vordertheil des erdichteten Einhorns liegt, daß eben der doppelte Vordertheil dieses Thiers auf den Säulen vor den prächtigen Gräbern einen Balken trägt, und daß man ihn also auch zu eben diesem Gebrauche auf diese Säulen gelegt haben werde. Ich meines Theils glaube, daß alle diese Kolonnaden nicht nur bedeckt gewesen sind, sondern daß wenigstens der Hauptsaal C noch ein Stockwerk gehabt habe. Daß man davon jezt keine Trümmer mehr antrift, kan dagegen nichts beweisen; denn der Baumeister brauchte natürlicher Weise zu dem obern Stockwerke keine so große Baumaterialien, als zu dem untern, und jene sind also wol die erstern gewesen die man weggeschlept hat. Selbst die Bemerkung, daß hier von der großen Menge Säulen nur so wenige mehr aufrecht stehen, scheint mir ein Beweis zu sein, daß eine große Last darauf gelegen haben müsse, welche denn wol, als sie herunter stürzte, auf einmal viele Säulen umgeworfen haben mag. Ein

Bau-

Digitized by Google

Baumeister, der hier alle Hügel so gut zu nuzen wußte, der nicht mehr so plump, und ganz von großen Steinmaßen baute, wie die Egypter, sondern auch den Gebrauch des Holzes in der Baukunst kante, und seinen Säulen ein so gutes Verhältniß gab; ein Bauherr, der auf Hügeln wohnen wolte, um der frischen Luft und einer freien Aussicht zu genießen, wird auch solche herliche Kolonnaden nicht ungenuzt gelassen haben. Wenn aber auch nur über C ein zweites Stockwerk, und über B.D.E. mit ehernen Stangen oder mit Gitterwerk umgebene Terrassen gewesen sind, welche herliche Aussicht hatte man dann nicht besonders von der Terrasse E 90 Fuß über den Horizont nach Istakr und über die ganze fruchtbare Ebene! Daß der Berg Rachmed hinter dem Palaste zu der Zeit auch nicht so wüste gelegen habe als jezt, das kan man sich leicht vorstellen.

Wenn also Diodor von prächtigen Wohnungen in diesem Palaste redet, wo fremde Könige und Fürsten aufgenommen wurden, und man annimt, daß selbige bei B. C. D. E. gelegen haben, so mögte ich fragen, welcher Monarch in der ganzen Welt jemals fremden Königen und Fürsten an seinem Hofe eine so prächtige Wohnung habe anweisen können! Da keiner meiner Vorgänger einen Grundriß von der Lage und Größe der verschiedenen Gebäude dieses Palastes entworfen hat, so ist es auch nicht wol möglich, sich davon nach ihren Beschreibungen und perspektivischen Zeichnungen einen deutlichen Begrif zu machen. Nun aber lese man Kämpfers, Chardins und le Bruyns Beschreibungen dieser Ruinen noch einmal, mit meinem Grundrisse zur Seite, und man wird finden, daß ich nichts übertreibe. Unsere Meinungen darüber sind freilich verschieden, auch hat der eine diesen, der andere jenen Theil des Palastes umständlicher beschrieben und abgebildet. Die Beschreibungen der Trümmer aber müssen sich nicht widersprechen, und wenn

Digitized by Google

wenn man solches dennoch in diesem oder jenem Punkte finden solte, so ist es nunmehr leicht, es ausfindig zu machen, welcher Reisebeschreiber in diesem Punkte nicht die gehörige Aufmerksamkeit angewandt hat.

Die Verzierungen dieses alten persischen Palastes waren von denen, die man in den europäischen Palästen antrift, freilich ganz verschieden, aber darum wol nicht weniger prächtig und kostbar. Die Reisebeschreiber haben bereits eine Menge Figuren abgebildet, welche man hier an den Treppen, und an den Seitenwänden der Thür- und Fensteröfnungen antrift; fast alle diese Figuren haben zwar eine steife Stellung, das Verhältniß der Glieder gegen einander ist aber ziemlich gut, und alles ist so scharf in den harten Marmor gehauen, als nur jezt ein Bildhauer seine Arbeit vollenden kan. *) Die polirten Marmorwände und Säulen bedurften eigentlich keiner Verzierungen; wer weis aber, ob man nicht auch an den Wänden allerhand Bildhauerarbeit angebracht, oder selbige mit gemalten Geschichten behangen hat? Man findet noch unter den jezigen Persern, welche Mohammedaner sind, Porträtmaler, die man freilich nicht mit den unsrigen vergleichen kan, welche aber in diesem Lande vielleicht nicht mehr angetroffen werden würden, wenn nicht schon die alten Perser Liebhaber der Ma-

*) Daß die alten Perser auch schon das Räderfuhrwerk gekant haben, davon sieht man den Beweis auf der 22sten Tabelle des 2ten Bandes meiner Reisebeschreibung. Das daselbst abgebildete Rad hat hübsche Speichen, und ist beschlagen, wie unsere Wagenräder. Es scheint aber, daß die Räder sich nicht um die Achse gedreht haben, sondern daß die Achse in den beiden gegenüber stehenden Rädern befestigt gewesen ist, und sich mit denselben umgedreht habe, wie bei den Wagen in Natolien, an welchen leztern aber die Räder noch so plump sind, als wenn dies Fuhrwerk erst ganz neu erfunden wäre.

Digitized by Google

Malerei gewesen wären. Die persischen Teppiche sind jezt auch bei Auswärtigen berühmt, vielleicht ist die Kunst sie zu verfertigen in Persien schon sehr alt, und so kan man wol nicht daran zweifeln daß schon Djemschied den Fußboden in seinem Palaste mit kostbaren Teppichen belegt habe. Die Decke über den verschiedenen Zimmern und großen Sälen dieses Palastes ist wol gewis von Holz gewesen; weil aber davon schon längst nichts mehr vorhanden ist, so ist es auch schwer zu bestimmen, wie hier die Balken über den Säulen miteinander verbunden waren, und wie alles dies verziert gewesen sein mag.

Nun vergleiche man den so hochgerühmten Labyrinth oder einen der prächtigsten Tempel der Egypter mit diesem Palast, und man wird finden, daß die Egypter noch die Bauart in einem Felsen nachahmten, als schon Djemschied seine Wohnung oben auf einen Hügel sezte, und darin große und prächtige Zimmer einrichten lies. In Vergleichung der egyptischen Säulen mit denen, welche man hier antrift, wird man jene niedrig und plump finden, wenn die zu Persepolis ein so schönes Verhältniß haben, daß man auf den Gedanken kommen mögte, daß die Griechen die schöne Proportion ihrer Säulen von den Persern gelernt haben. Man findet an den Trümmern dieses Palastes überhaupt so viele Beweise von dem Geschmack der alten Perser in der Baukunst, daß man sich nicht lange bedenken darf, schon den Djemschied für einen weit größern Baumeister zu erklären, als die Egypter es jemals geworden sind.

Herr Herder ist unter den deutschen Gelehrten der erste, welcher die übrigen auf die Ruinen von Persepolis aufmerksam gemacht hat, er hat auch in der Erklärung der daselbst befindlichen Figuren bereits viel geleistet, und macht Hofnung uns durch Hülfe dieser Ruinen noch näher

mit

Digitized by Google

mit den alten Persern bekant zu machen. Mögte es diesem scharfsinnigen Gelehrten gefallen, uns auch Erläuterungen über die Sprache der alten Perser zu geben. Ich habe von den an den Trümmern des Palastes zu Persepolis befindlichen Inschriften sehr viele kopirt, aber nicht alles ist von gleicher Wichtigkeit. Aus den neupersischen, den arabischen und kufischen Inschriften z. B. werden wir nichts Wichtiges lernen können; die sind von Mohammedanern. Aber das auf der 20ten Tabelle befindliche Siegel kan dem Sprachforscher vielleicht nüzlich seyn; denn das darin befindliche Thier ist gewiß ein Fabelthier der Perser, und also die Schrift um dasselbe gleichfals persisch. Ich habe dies Siegel beides so gezeichnet wie es in den Stein geschnitten ist, und wie es in Siegellack abgedruckt aussieht. Ob die wenigen Linien, die sich unten auf der 27ten Tabelle befinden, gleichfals persisch, und von einigem Werthe sind, das kan ich nicht bestimmen. Sie sind nur schlecht eingehauen. Die 34te Tabelle aber halte ich für wichtig, weil ich unter den darauf befindlichen Schriftzügen einige pelvische gefunden zu haben glaube. Schade daß dies etwa nur der sechste Theil der ganzen Inschrift ist, und zwar nur eine Ecke derselben, es ist also keine einzige Linie vollständig, das übrige ist durch die Zeit schon ganz unkenbar geworden. Von der schönen keilförmigen Schrift, welche man auch in den ältesten Gebäuden des Palastes antrift, und die gewiß so alt ist als die Gebäude selbst, findet man fast beständig drei Inschriften von drei verschiedenen Alphabeten neben einander, und zuweilen dieselben Inschriften an zween Thürpfosten gegen einander über. Die verschiedenen Buchstaben des einen Alphabets habe ich auf der 23ten Tabelle zusammen getragen. Da ich gleich bei dem ersten Versuche fand, daß es so äusserst schwer ist, diese uns gänzlich unbekante Schriftzüge so zu kopiiren, daß man jeden Buchstaben deutlich von dem andern unterscheiden

könne,

Digitized by Google

könne, so sezte ich hinter jeden Buchstaben einen Punkt, und ich denke, man werde mir wegen dieses Zusazes keinen Vorwurf machen. Die Schriftforscher würden mir vielmehr auch noch wol danken, wenn ich eben so jedes Wort durch ein Zeichen von dem andern unterschieden hätte; aber dies war nicht möglich. Alle Buchstaben stehen gleich weit von einander. Ich entdeckte indeß zufällig, daß diese Inschriften, so wie die europäischen, von der linken zur rechten gelesen werden müssen. (Reisebeschr. 2ter B. S. 143).

Es ist wol wenig Hofnung, daß diese uralten Inschriften jemals werden erklärt werden können. Chardin sagt zwar (Voyages Vol. II. p. 181) daß sich in der königl. Bibliothek zu Isfahan 26 Bücher befinden, welche Schach Abbas den Parsis oder sogenanten Feueranbetern abgezwungen hat, und daß selbige mit alten persischen Schriftzügen geschrieben sind. Er bemerkt aber nicht, daß er sie selbst gesehen hat. Wenn man also auch alle diese 26 Bücher nach Europa bringen könte, so dürfte man auch dadurch wol wenige Hülfe zur Erklärung der ältesten Inschriften, die sich an diesen Trümmern finden, erhalten. Indeß schmeichle ich mir, daß bei meinen Abschriften die größte Sorgfalt angewandt worden ist, sie können dem Philosophen zu vielen Betrachtungen Anlaß geben, und wenn die Gelehrten meine Arbeit auch nur blos in dieser Hinsicht nicht unnüz finden, so werde ich meine daran gewandte nicht geringe Mühe reichlich belohnt halten.

Niebuhr.

---

2. Ritter

Digitized by Google

2.

Ritter Twein.*)

Erster Gesang.

Singen will ich den Mann — Jedoch was hilft es, zu sagen:
Ich will, ich will! Baß wird es dem Hörer behagen,
Gleich mitten zu sein in der Welt, in die er folgen soll. —

Herein, herein in diesen weiten,
Kerzhellen Saal! Nicht lange, da erscholl
Hier lautes Getön der Hörner und Saiten.
Mäandrisch schwangen sich Ritter und Damen
In taumelnden Tänzen, und gaben und nahmen
Der Liebe Betheurung im schwimmenden Blick;
Es lockte den Jüngling im schwebenden Gruße
Des Mädchens schwellende Lippe zum Kuße;
Er ahndete, lohnende Minne! dein Glück.

Dort

*) Der edle Verfaser des Aufsazes über Hermann von Owe im Dezember des Museums vom vorigen Jahre, (ich nenne ihn nicht, weil er sich selbst nicht nante, ob er gleich an seinem Stile, wie Herkules an der Keule, unverkendbar ist) sandte mir vor einiger Zeit das Manuskript davon zu. Der Stof, den Bodmer in dem ersten Bande seiner alt. engl. Balladen nur andeutete, gefiel mir; ich las das ganze Gedicht in dem zweiten Bande der bekanten Müllerschen Samlung nach, und began es zu bearbeiten. Jezt erinnert mich der erschienene Abdruck jenes Aufsazes angenehm an das halb vergeßne Unternehmen, und hier ist der erste Gesang, der, sofern er Beifall findet, die Fortsezung beim Publikum verbürget.

Digitized by Google

Dort sitzet noch der Tafelrunde
Berühmter Stifter Artus. Er
Beging das Fest. Nun um die Stunde
Der Mitternacht, da mählig leer
Der Saal ward, sammelt' er im Bunde
Die keckſten Ritter um sich her:
Und es entstand — die Gläser winken —
Bey sprudelndem Wein' ein Kampf im Trinken.
Seit Noahs Zeit schon wich der Zwang
Im trauten Kreis beim Gläserklang. —
O seht die biedern Krieger!
Verlohren in süßes Erinneren ſicht
Ein jeder die Kämpfe der Vorzeit. Es flicht
Bellona und Venus dem Sieger
In fröhlichem Wechsel die Kränze, gelaubt
Von Eichen und Myrten, um's glühende Haupt. —

Doch, horch! es unterbricht die Schwänke
Der Ritter Segremor. Ich denke,
Gut wär's, wir hörten zu:

„Genug gepralt, ihr lieben Brüder!
Noch eins, und dann zur Ruh!
Wahr ist's, wir schlugen Manchen nieder;
Doch auch — — Ihr wißt, von Alters her
War keiner je aufrichtiger,
Als Segremor, und treuer.
Lang lag mir auf dem Herzen, schwer
Wie Stein, ein Abentheyer.
Es von mir wegzulaſten, fühlt'
Ich längſt den innern Drang; nun ſpühlt
Der Wein es von der Stelle. " —

„Heraus damit! " ruft Ritter Kay.
Mir zuckt's im Arm, bei meiner Treu!

Wer kränkte dich? — Ha! wer es sei,
Ich schick' ihn dir zur Hölle."

Laut lachten die Ritter und füllten und tranken
Mit Jubel den schäumenden Wein.
Doch ernsthaft blieb der Ritter Twein.
Er schämte sich schon in Gedanken
Des Neffen Segremor und winkt'
Ihm Schweigen. Doch der Neffe trinkt
Sich Stärkung und beginnt auf's neue:

„Ihr lieben Freunde wißt: ich freue
Mich oft der Jagd. Vier Wochen sind's;
Da reit' ich, fröhlich wie ein Prinz,
In einer schönen Morgenfrühe
Tief in den Wald hinein. Ich ziehe
Auf Wandelwegen kreuz und queer,
Und finde nichts. Aus ihrer Höhe
Brennt schon die Sonn'. Ich such' umher
Nach einem Labequell, vergehe
Vor Mattigkeit und Durst. Da führt
Ein schmaler Steig mich ab zur Seite.
Ich folg' ihm nach, und er verliert
Sich mählig in ein Thal. Ich reite,
Als schaut' ich fern den heil'gen Graal, *)
Voll Trinkbegier hinab in's Thal,
Und tiefer, tiefer. Endlich finde,
Beschattet von der dichtsten Linde
Ich den ersehnten Brunn'. Ein Schall
Von Vogelsang und Wasserfall
Dringt, wie ich nahe, mir entgegen,

Und

*) Der berühmte Napf, dessen sich Jesus beim Mahl bedienet haben soll, und der den Rittern der Tafelrunde war, was den Argonauten das goldne Vlies.

Digitized by Google

Und säuselnde, kühlende Weste durchregen
Das duftende Laub. — Von einem Ast
Senkt sich an einer Silberkette
Ein goldnes Becken. Ich in Hast,
Ergreif' es, schöpf' und trink' und hätte
Noch viel getrunken. Doch, bedacht
Auf Folgen, kaltes Trunkes schütte
Ich schnell den Rest auf den Smaragd,
Der über dieses Brunnens Mitte
Auf Marmorthieren ruht. — Es zische
Der Edelstein vom Guß, und sieh!
Gleich schweigen die Chöre der Vögel; es lischt
Der Sonne Licht. In tausend Blitzen
Umzückt mich Verderben. Ich beb' und flieh'
Und kan nicht fort. Ringsum ist Nacht;
Die Erde bebt; der Donner kracht;
Es braust der Sturm. Von ihren Sitzen
Entfliehen die Vögel. Es glänze der Smaragd
Von Flammenschrift, die ich nicht las,
Und, las ich sie, im Schreck vergaß.
Ich sank in stummer Betäubung dahin
Und achtete nahenden Tod für Gewinn."

„Gott tröste!" ruft hier Kay darein,
„Ich dachte, daß wir zechen könten:
Doch, Bruder! mit den Elementen
Da laß' ich mich nicht ein." —

„Geduld doch!" riefen die Genossen
„Herr Seneschall! erst hört in Ruh,
Dem Ritter bis an's Ende zu!
Dann brecht hervor mit euren Glossen." —

„Kay ist nicht anders!" rief der Ritter
Des Sturms. „Ich sah das Ungewitter

Nun furchtbar hin gen Norden ziehn
Und durch zerrißne Wolken schien
Wohlthätig mir die Sonne wieder.
Es sangen mich der Vögel Lieder
Zurück in's Leben. Ich erstand
Und schwor, nie wieder, solt' ich sterben,
Den Trunk so fährlich zu erwerben.
Ich schaut' umher: Gerettet fand
Ich neben mir mein Roß. Ich schätzte
Mich dreimal glücklich, nahm' und sezte
Schon in den Bügel meinen Fuß;
Da hallt' es fern von Pferdehufen.
Ich horch' empor und hört' ein Rufen:
„Halt, Ritter! Harre mein! Bist du's,
Der sich's erkühnt, die Ruh zu stören?
Dich Störer will ich Sitte lehren.
Oed ist der Wald, das Wild erschlagen,
Unglücklicher! durch dein Vergehn:
Deß solst du mir zu Buße stehn!" —
Was kont' ich dem Ergrimmten sagen? —
Zu trinken, wenn man dürstet, ist
Bei uns gewöhnlich keine Sünde:
Doch gegen Zorn hilft, wie ihr wißt,
Nur rasche That, statt aller Gründe.
Ich schnell auf's Pferd, zum Kampf bereit,
So matt ich auch mich fühlte:
Wir rennen uns zu gleicher Zeit
Und stoßen, gleich an Tapferkeit,
Zusammen. Doch ich hielte
Dem übergewaltigen Stürmer nicht Stand.
Ach! Segremor ward gestreckt in den Sand."

Kaum war das Wort aus seinem Munde,
So sprang dir ganze Tafelrunde,
Als trozt' im Saale der Sieger, empor.

Grimm

Digitized by Google

Grimm röthete wechselnd und blaßte die Wangen
Und Jeglicher brante vor heißem Verlangen,
Zu schauen das Wunder, und Jeglicher schwor,
Die Hand am Schwert, den Zauber zu brechen,
Und blutig die Schmach des Besiegten zu rächen.
Herr Kay war außer sich, und hieb
Vor nie gefühltem Rachetrieb
Wie ein Besessner um sich her.
Da hob sich König Artus: „Wer“
So sprach er, „glüht nicht vor Begier,
Das Abentheuer zu bestehen?
Auch ich, ich muß das Wunder sehen.
Um Sanct Johannis ziehen wir
Zum Brunnen hin. — Daß Keiner fehle!
Bei meines edeln Vaters Seele
Schwör' ich die strengste Rache dir,
Freund Segremor!“

Die Ritter freun
Sich alle. Jeder drücket scheidend
Die Rechte Segremors. Herr Twein
Blickt auf zu ihm und flüstert leidend:
„Warum nicht mir allein?“
Kein Schlaf besucht die Augenlieder
Des Ritters Twein; stets denkt er wieder:
„Warum nicht mir allein?
Ich solte bis zur Heerfahrt weilen?
Der Rache Ruhm mit Andern theilen?
Es kan, es kan nicht sein!
Da dränge Gawin, der Geselle
Herr Kay wol gar in meine Stelle:
Gekränkt bin ich; die Rach' ist mein!“ —
Der Morgen graut und mit der Helle
Hebt der Gedank': ich zieh' allein!
Im Innern sich zum Felsenschluß.
Er schöpft' im Geist schon aus der Quelle:

Schon zischt um's inn're Ohr der Guß
Auf den Smaragd; schon glänzt ihm ferne
Des Steines Wunderschrift, wie Sterne.
„Was hält mich noch? Ich muß, ich muß,"
So ruft er, „fort! Der Mittag treffe
Mich in dem Thale, wo der Neffe
Der Magschaft Ruhm verlor." —
Der Knappe komt: Das Roß trabt vor,
Und Twein entschlüpft im sanften Strale
Der Morgenröthe, die am Stale
Der Rüstung glüht, durch's Nebenthor
Von Artus Burgschloß. — Berg' und Thale
Entwogeten nun dem geflügelten Schritte
Des feurigen Roßes, und bald
Sah Ritter Twein sich in der Mitte
Des Zauberhains. Er sucht' im Wald
Umher nach allen Nebensteigen.
Die Sonne fing schon an zu neigen,
Und noch kein Steig. Zum Aufenthalt
Im Freien ward die Nacht zu kalt.
Wie froh war er, da er sich nah
Am Hügel eine Burg ersah.
Er ritt hinzu. Ein Ritter stand,
Den schönsten Falken auf der Hand,
Vorm Thor der Burg. Der Müde traht
Grad auf ihn los hinan den Hügel
Und wohl ward Tweinen: denn ihn labt
Der Gruß des Ritters, der den Bügel
Des Roßes hält, voll Herzlichkeit
Zuweilen sieht und Wohnung beut.
Der Falke, schüttelnd sein Gefieder,
Lies schmeichelnd sich auf Tweinen nieder,
Als ob auch er den Gast empfing.
Herr Twein, dem schon der leere Magen
Ermahnt, ließ sich's nicht zweimal sagen,

Und

Und schwang vom Roße sich. Gleich ging
Der Wirt zum Burgthor, wo ein Becken
Von Kupfer an zwei Ketten hing,
Und schlug's mit einem Eisenstecken.
Der Schlag durchdonnerte das Thor,
Und sieh! aus allen Winkeln schossen,
Wie hergebannt, die Hausgenossen
Zum Dienst des neuen Gasts hervor.
Der hieß ihn willkommen, der wartete sein
Und seines Roßes. Entzückt ging Twein,
Vom Wirt geleitet, zur Burg hinein.
Den Eingetretenen empfing,
Den Blick gesenkt, ein Fräulein: Nimmer
Sah Twein es lieblicher. Er ging
Am Arm des Fräuleins in ein Zimmer.
Sie neigte sich: „Willkommen hier!
Dein ist die Burg, Herr Ritter! Mir,“
So sprach sie sanft, „Mir will es ziemen,
Dich zu entwafnen.“ — Nun entband
Sie ihm den Helm und zupft am Riemen
Der Rüstung. Unser Ritter fand
Sich gar zu wohl ob diesem Wesen,
O mögte, denkt er oft im Sinn,
Sich lange nicht der Knoten lösen!
Er denkt's da sinkt die Rüstung hin.
Ihn ziert, von schöner Hand umhangen,
Ein Scharlachmantel. Auf die Wangen
Des Fräuleins wallte Purpur, da
Es neigend auf zum Ritter sah.
Es brant' in seinem Blick Verlangen,
Wo möglich, länger noch, so nah
In ihrem Himmel fort zu träumen.
„Herr Ritter!“ sprach das Fräulein, „sehn
Wir noch den Park? — Doch ohne Säumen!
Die Sonne sinkt. Die Lüfte wehn

Schon kühl. Gefällt es dir, so gehn
Wir längs dem Bach zu jenen Bäumen.“
Sie gingen und saßen am schattigen Bach,
Und sagten sich vieles. Ich sag' es nicht nach.
„Ein Ritter du der Tafelrunde?
Die kenn' ich, ach!
Noch blutet, Fremdling! mir die Wunde,
Die — — rauschender Bach!
Du hörtest den Schwur in heiliger Stunde,
Den Gawin — brach! —
Wär't, die ihr zieht auf Abentheuer
Doch minder tapfer und uns treuer!“ —

Die Schöne sprachs, den Blick gewandt.
Der Ritter fühlte seine Hand,
Die sie umschlang, von heißen Thränen
Benetzet. „Lieblichste der Schönen!“
So sprach er leise, „Unbestand
Ist nicht der Ritter Art. Doch zwinget
Sie oft ihr irrendes Geschick.
Herr Gawin ist mein Freund. Ihn bringet
Einst Lieb' und Treue dir zurück.“ —
„O täusche,“ sprach die Hochbetrübte,
„Mich Arme nicht! Gewiß er liebte
Schon die Beglücktre. Rede nur!“ —
Da schwor Herr Twein den höchsten Schwur
Auf seinen Knieen für Gawins Treue.
„Er hält, was er verspricht. Ich scheue
Den Schwur auf Ritterehre nicht.“ —
Er sprach's und auf dem Angesicht
Des Fräuleins dämmerte aufs neue
Der Lieb' und Hofnung Zauberliche.
Voll warmes Dankgefühles bückte
Sie sich zu Twein herab. Er drückte
Den Feuerkuß auf ihren Mund,

Und

Und wähnt', er siegte Gawins Bund.
Sie ruheten lang am rieselnden Bach
Uns kosenten vieles. Ich sag es nicht nach.
Wer steht dafür, daß auf die Länge
Nicht gar Freund Gawin in's Gedränge
Gerathen wäre, denn die Gänge
In's Herz der Schönen öfneten sich.
Der warme Freund des Freundes schlich,
Von Göttin Gegenwart geleitet,
Sich mählig mit hinein. Zum Glück
Kam in der Krisis Augenblick
Der Wirt herbei und rief: „Bereitet
Ist längst, ihr Lieben! unser Mahl!
Gefällt's, so gehn wir in den Saal." —
Sie gingen, wie Gestörte pflegen,
Gesenktes Blickes und verlegen
Und stum, dem guten Wirt entgegen,
Und wallten verschlungen (die Finsterniß rang
Schon mit dem Tage) bei Nachtigallsang
Den Liebemurmelnden Bach entlang.
Der Saal empfing sie, und sie fanden
Auch dort sich ungesucht und banden
Den Faden, den die Liebe spann,
Beim frohen Mahl auf's neue an.
„Gut, daß du heute kamst. Lünette,
So heiß' ich," sprach das Fräulein, „hätte
Dich Morgen nicht gesehn. Ich bin
Die Dame einer Königin.
Der König, ihr Gemahl, besitzet,
Nicht fern das schönste Königreich,
Das schönste Weib der Welt zugleich,
Doch beides nur, so lang' er's schätzet;
Denn eine böse Nixe dröht,
Von ihm verschmähet, beider Tod.
Du kennst den Thalquell an der Linde." —

„Wohl kenn' ich ihn!“ so sprach geschwinde
Der Paladin im Angstgefühl,
Es mögte schier die weitre Kunde,
Erzählet von so schönem Munde
Die Rache hemmen, die das Ziel
Des Zuges war. Eh's ihn gereute,
Daß er nicht hören wolte, brach
Der Wirt das Mahl, wich von der Seite
Des Ritters nicht, und gab, so wach
Herr Twein auch war, ihm das Geleite
In's Schlafgemach.

v. Halem.

3.

Schreiben des Hrn. Pastors Mutzenbecher in Amsterdam, an den Herausgeber des D. M.

Was Ihnen, liebster B. Ihr Haager Korrespondent unter dem 20. Jan. 1787 von unserer hiesigen freilich nicht sehr erbaulichen Verkezerungsgeschichte meldet (D. M. 1787. Aug. S. 172) bedarf mehr als Einer Berichtigung, die ich meinen beiden Kollegen den Herrn Baum und Sterk (nicht Stark) und auch mir selbst schuldig bin. — Lassen Sie mich, um Ihren Lesern das Nachschlagen zu ersparen, die Stelle, auf welche ich ziele, hersezen, und sie mit einigen Anmerkungen begleiten. Ihr Korrespondent meldet Ihnen und durch Sie dem Publikum folgendes:

„Wie im politischen Fach eine verderbliche Hyder alles vergiftet hat, so streckt sie nun auch ihren Kopf gegen das Kirchliche empor, und sucht die noch Gesunden zu vergiften. Sie werden mal aus der allgemeinen Li-

teratur-

Digitized by Google

teraturzeitung einiges hievon vernommen haben. Zwar ist mir das Stück davon noch nicht unter Augen gekommen; allein ich bin gewis, daß sie bereits von den Unruhen in der lutherischen Gemeinde in Amsterdam einiges meldet. Nun haben die drei als heterodox verschrienen Prediger, Mutzenbecher, Baum und Stark die Sache bei der Regierung anhängig gemacht, daß sie den Kirchenrath zur endlichen Entscheidung anhalten solle; allein man verspricht sich sogar keinen glücklichen Erfolg hievon, daß man vielmehr noch mehr als zuvor befürchtet. Auch hier, wer solt' es glauben! läuft Patriotismus mit unter, und wenn's noch gut geht, so bleibt es dabei, daß diese drei Prediger entlassen werden. Aber man fürchtet noch mehr für andere, besonders in Harlem und im Haag; und dann, wenn die herschende Partei siegt, gute Nacht Aufklärung — und Menschenverstand. Dann nähern wir uns nicht nur wieder den Zeiten eines Bogermanns und Konsorten, sondern sinken noch tiefer hinab."

Auch diesem guten Manne geht es, wie so vielen unsrer heutigen allezeit fertigen Schreiber: er hat, wie Leßing sagt, läuten hören, aber nicht zusammenschlagen. Er berichtet Ihnen in wenig Zeilen viel Neues aber wenig wahres, prophezeiht schon am 20. Jan. 1787 unsre Entlassung gewis, ahndet vielleicht unsere Verbannung oder Enthauptung (denn sonst weis ich nicht, wie ich sein: „wenns noch gut geht" mir deuten soll,) fürchtet noch mehr für andre und dann — „gute Nacht Aufklärung — und Menschenverstand!" — Was der Mann nicht alles weis, ahndet und fürchtet. Doch, liebster Freund, fürchten Sie nichts, wir predigen und leben noch, im Haag und in Harlem geschieht ein gleiches wie vorhin, und die gute Nacht — so wohl gemeint der Wunsch sein mogte, — war zu früh gewünscht! Doch zur Sache!

Ihr

Ihr Korrespondent denkt, „daß Sie aus der Allgemeinen Litteraturzeitung wol einiges von unsrer hiesigen Unruhe vernommen haben, und er ist gewis, daß sie bereits davon einiges meldet.“ — Ich bin gewis, daß sie nichts davon meldet. Und wollen Sie sich dieselbe Gewißheit verschaffen, so geben Sie sich nur die kleine Mühe, die Stücke der Litteraturzeitung vom 4ten Oktober 1786 da die Unruhe bei uns anfing, bis zum 20sten Jan. 1787, (das Datum des Briefes unsers gewissen Mannes) durchzulaufen, und Sie werden nichts davon finden. Er hat ohne Zweifel seine Gründe gehabt, so positiv sich auszudrücken; allein da er gleichwol in seiner Gewißheit geirrt hat, so mag er nun eine kritische Konjektur wagen, woher diesmal sein Irthum gekommen ist. Denn wenn er, nach Schreibart und Inhalt zu urtheilen, auch Verfasser des ersten Briefes aus dem Haag vom 26sten Sept. 1786 ist, der S. 171 des Museums unmittelbar vor diesem steht, so ist er ja ein Philolog, vielleicht gar der sieben freien Künste Magister, denn er hat vom Prof. Mhunken (nicht Rheuken, wie der Sezer unglücklich gelesen hat,) einen Kodex der vier Evangelien zum Konferiren erhalten. Ich könte ihm wol eine kritische Konjektur hierüber mittheilen, allein ich will seinem kritischen Genius nicht vorgreifen!

Weil Sie also, liebster Freund, in der Litteraturzeitung eben so wenig wie irgend ein andres ehrsames Mitglied des Publikums etwas von dieser Unruhe haben lesen können, und der Mann doch einmal angefangen hat zu erzählen, so lesen Sie hier eine kurze Erzählung des Anfangs und Fortganges unsrer hiesigen Händel, von welchen meines Wissens in Deutschland allein die neue hamb. Zeitung noch im Oktober 1786 erst unrichtig, nachher richtiger, etwas, aber auch nur etwas erwähnt hat. Sie selbst werden schon darin die Gründe finden, warum ich bisher den Wunsch sowol meiner hiesigen

Digitized by Google

sigen als meiner deutschen Freunde unerfüllt gelassen habe, das Publikum mit der Geschichte einer Sache zu belästigen, die für mich und meine Freunde anfangs zwar äusserst empfindlich, aber wenigstens nach meinem Urtheil der Aufmerksamkeit des deutschen Publikums nicht werth war. Doch vielleicht denk ich auch im Punkte der so beliebten Publizität unsrer Tage manchem Verfechter derselben nicht orthodox genug! Davon am Schluße vielleicht noch ein Wörtchen.

Am 4ten Oktober 1786 übergaben unserm hiesigen Konsistorium, das aus den sechs Predigern und zwölf Aeltesten, die alle zwei Jahre durch andre ersezt werden, besteht, vier Personen, die sich Glieder unsrer Gemeinde nanten, ihres Gewerbes ein Schiffszimmerknecht, ein Silberschmidtsgeselle, ein Buchhändlerknecht und der Sohn eines Beckers — nicht um sie verächtlich zu machen, sondern um historisch zu bemerken, was unsre Verkläger für Leute waren, führ ich dies an — eine Bittschrift im Namen von etwan 100 andern theils Männer, theils Frauen fast ganz aus der niedrigsten und unbekantesten Klasse unsrer aus vielleicht mehr als 20,000 Menschen bestehenden Gemeinde. In dieser sogenanten Bittschrift sagen sie erst im allgemeinen, daß in unsrer Gemeinde durch einige ihrer Prediger allerlei Neuigkeiten vorgetragen würden, die nichts als aufgewärmte Irthümer wären, daß also, „weil die Wächter auf des Herrn Berg selbst zu schlafen schienen, Zion endlich einmal aufstehen müsse, um sich den reißenden Wölfen zu widersezen, die sie in ihrer Mitte pflegen und füttern (belgice: kostferen en voeden) müßte.“ Dann geben sie in dreizehn einzelnen Punkten die Beschwerden an, „die uns auf dem Herzen drücken, und uns als Bekenner der Wahrheit so sehr beunruhigen und beängstigen.“ — Ich will Ihnen l. F. mit aller historischen Ehrlichkeit

aus

aus diesem Denkmal des Fanatismus den Inhalt dieser Beschwerden im Auszuge mittheilen.

1.) Man hört einige unsrer Prediger wenig oder fast gar nicht, von der h. Dreieinigkeit sprechen, sie scheuen sich, das Wort Person und Dreieinigkeit zu gebrauchen, obgleich das alles der Sache nach in Gottes heiligem Worte und wörtlich in den symbolischen Büchern unsrer Kirche zu finden ist. (Beiläufig und zur Beurtheilung des guten Grundes dieser und einiger folgenden Beschwerden müssen Sie wissen, daß wir Jahr aus Jahr ein über den Katechismus und über die 21 ersten Artikel der Augsp. Konf. predigen, und wöchentlich über alle Glaubenslehren nach der Ordnung öffentlich katechisiren.)

2.) Man unterfängt sich, die Beweisstellen, die in unsrer Kirche für die ewige Gottheit J. C. als Beweise angenommen sind und auch wirklich davon sprechen, auf alle mögliche Art zu verdrehn. (Dies war in den nachher gelieferten Beweisen unsrer Ankläger der einzige Punkt, der mich namentlich betraf. Und wissen Sie woher? Antwort: weil ich einmal beiläufig in einer Predigt gesagt hatte, daß Matth. 16, 16. der Ausdruck Sohn Gottes ein Amtsname, eine Erklärung des Wortes Christus sei! Fürchterliche Ketzerei, die mir billig den Titel eines zerreißenden Wolfes bei einer Gemeinde zuzog, — wo ich bisher seit sieben Jahren das Zutrauen der Verständigen — hinc illae lacrymae! — genossen hatte!!!

3—6.) Man hört fast nichts vom Leidensstücken des Leidens Jesu, von seinem Seelenleiden, seinem thätigen Gehorsam, fast nichts von seiner Natur, seinen Ständen, Aemtern und Wohlthaten, man stellt uns die Person Christi blos so vor, als ob er von Gott nur zur Bekanntmachung der Sittenlehre gesandt sei, man schließt die Werke mit ein, obgleich Bibel und symbolische Bücher das lehren, daß wir allein durch den Glauben gerechtfertigt und selig werden können.

7.) Man

7.) Man giebt sich alle Mühe, den Teufel aus dem Reiche der Geschöpfe zu verbannen, und versteht unter Teufel allerlei Krankheiten u. s. f.

8.) Man hört eine moralische Predigt nach der andern, sogar in der Advent- und Fastenzeit! u. s. f.

9.) Man trägt die sehr gefährliche Lehre öffentlich vor, daß das Sittengesez oder die zehn Gebote, die Christen nicht mehr verbinde. Dadurch wird das Volk sorglos in seinen Pflichten (vergl. Nr. 8).

10.) Sehr bedenklich, und wir fürchten mit heimlichen Absichten, schließt man die Gebete nicht wie gewöhnlich: um Jesus willen, sondern — hier ist die deutsche Sprache glücklich zu arm, um die feine Ketzerei auszudrücken, also holländisch: *om de wille van Jesus*, „wodurch auf eine subtile Art das Verdienst Jesu geleugnet wird, und das hören tausend minder erfahrne Christen an, ohne es einzusehn.“ — (Große holländische und dabei auch in den Augen unsrer Verkläger sehr orthodoxe Sprachkenner versichern mich, daß das Lezte rein holländisch, und das Erste ein feiner Germanismus sei! und wär es gegen alles Vermuthen doch eine subtile Ketzerei, nun so bin ich — aus Armut der deutschen Sprache doch daran unschuldig!)

11.) Man sagt, in allen Religionen könne man selig werden; nun wollen wir zwar nicht die, welche draussen sind verdammen, aber u. s. f.

12.) Es schmerzt uns in der Seele, daß man den sogenanten Cramerischen (Lübeckischen) Katechismus in unserm Waisenhause eingeführt hat, „einen Katechismus, worin weder Ja noch Nein steht, bei dem man also glauben kan, was man will. — Aufs stärkste also protestiren wir dagegen, und wollen nicht zugeben, daß unsre Kinder darnach unterwiesen werden u. s. f.

13.) Wir sind unzufrieden mit der willkührlichen Art, wie man die Männer erwählt, denen die Gemeinde

ihre

ihre unsterblichen Seelen anvertraun muß. (Geht vermutlich auf die kurz vorher durch unser gröstes Kirchenkollegium geschehne Wahl eines Krankenbesuchers, der nicht ganz nach dem Herzen dieser Leute gewesen zu sein scheint) „Wir meinen, daß die Gemeinde selbst die Freiheit haben muß, solche Leute zu wählen u. s. f.

Endlich schließen sie mit einer ernstlichen Ermahnung an die Irrlehrer, entweder zu wiederrufen, oder von ihnen auszugehn: „Wir sinds müde euch länger zu hören, in unsrer Mitte zu dulden, zu nähren und zu unterhalten. Wir ermahnen, ja wir befehlen euch also von uns auszugehn, wohin ihr wollt, und wo man eure Meinungen annehmen kan.“ Doch reden sie zulezt auch die rechtgesinneten Lehrer an, die ihnen das Wort der Wahrheit rein verkündigen, nur sezen sie sehr verständig und tröstend hinzu: es ist nicht gnug, daß ihr allein das „Evangelium rein unter uns predigt, ihr müßt auch insonderheit wider alle Verfälschung der Lehre wachen und dawider euch sezen (dezelve te keer gaan) — Wir hoffen, daß diesen Klagen abgeholfen werden soll; geschicht das unverhofft nicht, so bezeugen wir vor Gott, dessen Worte wir ewige Treue geschworen haben, daß wir nicht ruhn sondern alles für die Einmal bekante Wahrheit aufopfern wollen u. s. w.“

Diese mit den sichtbarsten Spuren eines fanatischen Religionseifers bezeichnete Schrift, deren Original äuserst verdächtig aussah, ward gleichwol nicht mit der Schonung, die man Leuten der Art schuldig ist, zurückgegeben, sondern von derselben Versamlung, an die sie gerichtet, und die theils als schlafend, theils als kezerisch abgeschildert war, angenommen. Man ließ die vier Einliefrer die Namen derer, die in der Bittschrift als Irrlehrer beschrieben waren, nennen, und, sie nanten meine zwei jüngsten Kollegen und mich, und eben so offenherzig erklärten sie die sämtlichen übrigen Glieder des Konsistoriums

riums für die nach ihrem Ausdrucke schlafenden Wächter auf dem Berge des Herrn. Ohne sich um diese lezte Kleinigkeit zu bekümmern, foderte man ihnen nur die Beweise für ihre gegen uns gerichtete Beschuldigungen ab. Auch diese waren ganz im Geiste der Bittschrift selbst abgefaßt, ohne Zusammenhang und voll der sichtlichsten Spuren, daß die guten Leute uns entweder nicht gehört oder nicht verstanden hatten, oder — was wol die Hauptsache war, — von Leuten, die hinter dem Vorhange blieben, irre geführt waren. Hier muß ich einige folgende Umstände der Geschichte übergehn, wenn ich nicht in ein auch selbst in der Erinnerung mir unangenehmes Detail kommen will, und ich kan es, da ich izt nur die Absicht habe, von unsrer unangenehmen Geschichte so viel zu sagen, als zur Berichtigung der Erzählung Ihres Korrespondenten dient. —

Natürlich machte der ganze bisher beispiellose Vorfall in- und ausser unserer Gemeine viel Aufsehns. Die Bittschrift und ihre sogenanten Beweise waren gedruckt, wurden allgemein gelesen, und eine Menge von Händen — ob auch Köpfen? getrau ich mir nicht zu sagen — waren gleich geschäftig, für und wider sie zu schreiben. Bei allen politischen Händeln war gleichwol unsre Geschichte die Neuigkeit des Tages, man schrieb und sang unser Lob und unsern Tadel, wir und unsere Gegner waren eine Zeitlang das Mährchen der Stadt. — So wol die Natur der Sache selbst, als ihre Behandlung von der Mehrheit des Konsistoriums hatte uns Beschuldigte nebst einem Theile unsrer Aeltesten schon frühe zu der Foderung bewogen, die ganze Sache in dem höchsten Kirchenkollegium unserer Gemeinde, das aus Predigern, Aeltesten, Altältesten (d. i. die nicht als dienende Aeltesten fungiren) Diakonen und Altdiakonen besteht, zu untersuchen und zu entscheiden. Doch weil dies beständig geweigert und durch die Länge der Zeit des Sprechens und der Unruhe immer

mehr ward, so ließ eine Anzahl von mehr als 500 zum theil ansehnlichen, wenigstens bekannten Gliedern unserer Gemeine durch drei Kommittirte am 6. Dezember dem Konsistorium eine zwar bescheidne aber zugleich ernstliche Adresse übergeben, um zur baldigen Wiederherstellung der gestörten Ruhe und insonderheit zur genauen Untersuchung, wie jene für das ganze Konsistorium so beleidigende Bittschrift entstanden sey ꝛc. baldmöglichst das höchste Kirchenkollegium, das die ganze Gemeine repräsentirte, zusammen zu rufen. Ein gleiches verlangten an demselben Tage die Kommittirten des ganzen Kollegiums der Diakonen. Doch die Mehrheit des Konsistoriums, in der Voraussezung, daß die ganze Sache für diesen Einen Ausschuß des Kirchenraths allein gehöre, und im Falle der Appellazion von den drei uns am nächsten liegenden Gemeinen entschieden werden müsse, schlug zu wiederholtenmalen dies auch von uns und unsern Freunden im Konsistorium unterstüzte Gesuch ab. Und das veranlaßte denn endlich so wol unsre sämtlichen Diakonen als die oben erwähnten Glieder der Gemeine sich am 28. Dez. an die damals regierenden Bürgermeister unsrer Stadt zu wenden, den ganzen Vorgang der Sache ihnen vorzulegen, und um ihre schon in ähnlichen bewiesene Interzession izt dahin zu ersuchen, daß die von dem größten Theile des Kirchenraths und von so vielen und ansehnlichen Gliedern der Gemeine gewünschte und bisher von einer geringen Mehrheit des Konsistoriums geweigerte Versamlung des höchsten Kirchenkollegiums gehalten werden mögte. — Hier sehn Sie nun wieder l. F. die Zuverläßigkeit Ihres Korrespondenten. Er sagt, daß wir die Sache bei der Regierung anhängig gemacht haben, da es ohne alles unser Zuthun von dem ansehnlichsten Theil derer, die uns hieher berufen und von mehr als 500 Gliedern der Gemeine geschehn ist, denen das uns zugefügte Unrecht nur zu sehr einleuchtete. — Hier könt ich meine mir abge-

Digitized by Google

drungne Erzählung schließen, wenn ich Ihnen nicht auch zugleich zeigen müßte, daß Ihr Korrespondent ein eben so unglücklicher Prophet und Politiker als ein untreuer Historiker ist. Er weissagt am 20sten Jan. des 1787 Jahres: „wenns noch gut geht, so bleibts dabei, daß diese drei Prediger entlassen werden.“ Mein l. F. der Mann versteht das Weissagen nicht, es ist nicht dabei geblieben, daß wir entlassen sind —. es ist vielmehr nichts daraus geworden. Um Ihre Leser nicht weiter irre zu führen und zugleich um dem unglücklichen Propheten die Mühe und Schaam des Widerrufs zu ersparen, hören Sie hier in wenig Worten den Verfolg der Sache, so weit sie hieher gehöret, und so weit ich wenigstens sie izt noch dem Publikum mittheilen mag. —

Unsre Herren Burgermeister ertheilten am 30sten Jan. wenig Tage vor der jährlichen Regierungsveränderung unsrer Stadt die Antwort: „daß sie sich nicht für berechtigt hielten, in einer Sache zu entscheiden, welche die Erklärung einiger Stellen unsrer Kirchenordnung (über das forum competens) beträfe, da diese Kirchenordnung ohne ihre Genehmigung und selbst ohne ihr Vorwissen gemacht wäre.“ Vorher hatten sie indeß das Konsistorium ermahnt, die Sache in der Güte durch unparteiische Leute beizulegen, wozu auch wir und unsre Freunde von Herzen geneigt waren. Allein die Mehrheit des Konsistoriums bestand auf ihrer Behauptung, die Sache müsse in ihren Händen allein, wenigstens mit Ausschliessung des höchsten Kirchenkollegiums bleiben, und wir und unsre Freunde konten aus Gründen, die bisher das auswärtige Publikum lieber rathen als wissen mag, darin nicht einstimmen. — Endlich, nach allerlei angestellten aber fruchtlosen Versuchen, die Sache zu Ende zu bringen, beschloß das allgemeine Kirchenkollegium in einer im Aprilmonat über eine andre Sache gehaltnen Versamlung, in welcher ein Theil der Mehrheit des Konsistoriums ab-

wesend blieb, am 3ten Mai die ganze uns betreffende Sache vorzunehmen. Dies geschah, und wir wurden an dem gemeldeten Tage von allen Beschuldigungen einmüthig völlig frei gesprochen, und dies Urtheil ward durch den Druck bekant gemacht. Von diesem Tage an sehn wir unsre Sache für entschieden von dem höchsten Kirchenkollegium unsrer Gemeinde an. Zwar haben die abwesenden Glieder des Konsistoriums gegen die Aechtheit dieser Versamlung protestirt. Auch jene gutherzigen Maschinen, unsre gelehrten Gegner, haben sich mißbrauchen lassen, in der nun Gottlob zu Ende gehenden unglücklichen Requestenepoche unsers Handels durch ein neues selbst ihren Freunden unverständliches Request neue Unruhen zu stiften, und haben eben dadurch eine neue Adresse der ansehnlichsten und begütertesten Glieder — begütert ist bei einer Gemeinde, die wie die unsrige sich ganz und gar allein unterhalten muß, kein ausserwesentlicher Umstand — zu unserm Vortheil veranlaßt, kurz man hat gewählt und wählt noch, um jene Unruhen, aber bisher Gottlob mit keiner Hofnung eines glücklichen Erfolgs, zu verewigen. Doch bei dem allen haben wir den Ausspruch der Männer, die uns berufen, die Stimme aller Wohldenkenden in und ausser unserer Gemeinde, und, was ich mit voller Ueberzeugung hinzusezen kan, das Zeugniß unsers Gewissens — conscia mens recti — auf unsrer Seite. Und gerade in dieser von so manchen Seiten traurigen Sache —" denn welcher gewissenhafte Lehrer, der gern allen seinen Zuhörern nüzlich zu werden sich bestrebt, muß es nicht traurig finden, wenn eine lange im finstern schleichende Kabale endlich in einem ihr günstig scheinenden Augenblicke ihr Haupt erhebt, und nun allen den guten Samen auf einmal auszureißen sucht den jener streute; — aber gerade in dieser von so manchen Seiten für uns traurigen Sache haben wir die guten Wege der göttlichen Vorsehung reichlich erfahren, hunderte von

edel

Digitized by Google

edel und vortreflich denkenden Menschen kennen und schäzen gelernt, und täglich — das darf ich dreust im Angesicht unsrer Gegner behaupten, täglich nimt das Zutrauen und die Liebe unsrer guten Gemeinde zu uns zu, und viele unsrer Gegner sehn ein, daß man sie irre führte und schämen sich im Stillen.

Verzeihn Sie, l. F. diesen für Ihr Museum fast zu ernsthaft klingenden Ton. Er ist nicht der gewöhnliche klagende Predigerton, der so leicht seine Sache zur Sache Gottes und der Religion macht, sondern er ist Ausbruch meines Herzens, das bei allen Gefühl seiner menschlichen Schwäche Sie und so viele würdige Menschen, die mich kennen, gleichwol keiner Falschheit fähig halten können. —

Doch zurück zu unserm Briefsteller. Auch als Politiker ist er eben so unglücklich, wie wir ihn als Historiker und Prophet gefunden haben. „Auch hier, sagt er, wer solt es glauben! läuft Patriotismus mit unter" — Freilich, wer solts glauben? oder vielmehr wer kan es glauben wenn er nicht, wie unser Anonymus alles von der verkehrten Seite ansieht. Aus seiner ganzen, meine Freunde, und mich betreffenden Stelle vom Worte: „Wie an, bis zu seiner ganz schiefen Reflexion herab, die wieder Weissagung und zwar diesmal hypothetische Weissagung von der Rückkehr der Vogermannischen Zeiten ist — schief nenne ich sie im Auge eines jeden, der nur etwas von der Geschichte unsrer Republik weis — läßt er den Leser nicht undeutlich merken, daß wir als Anhänger der Erbstatthalterischen Partei gelitten haben. Und ich sage ihnen geradezu, daß wir weder als Anhänger dieser noch der entgegengesezten Partei gelitten, und auch nicht leiden konten. Unsre ganze Verfolgungsgeschichte hatte mit der politischen Verfassung des 1786sten und des folgenden Jahrs bis zur Zeit der im September erfolgten Revoluzion keine weitre Verbindung als die, daß man zu einer Zeit, da das Land durch Requeste regiert ward, und der so

Digitized by Google

sehr entweihte Name: Volksstimme! alles entschied, den Angrif auf uns anfing, — ein gleiches geschah auch in der reformirten Kirche, wo man aber das Feuer in der Asche erstickte, und das konte oder solte vielleicht bei uns nicht geschehn — und den Vorwand der Volksstimme d. i. einer betrognen Anzahl von 100 unbekanten zum theil armen Männern und Frauen in einer so zahlreichen Gemeine dazu brauchte, das Feuer der Zwietracht eine Zeitlang anzufachen und zu unterhalten. Ich für meinen Theil habe in allen den unglücklichen unser Land verheerenden Unruhen der vorigen Jahre niemals politische Sachen meinen Zuhörern vorgetragen, sondern ihnen Eintracht und Frieden aus Gründen der Vernunft und Bibel empfohlen, und keiner von uns dreien hat sich als Parteigänger hervorgethan. Wie schickte sich das auch für christliche Prediger, zumal in einer Gemeine, die unter dem Schuz ihrer Obern zwar alle Freiheit ihres Bekentnisses genießt, aber doch zur öffentlichen — herschenden Kirche des Landes nicht einmal gehört? — Mehr über diesen Umstand, den unser Korrespondent in einem ganz falschem Gesichtspunkte darstellt, zu sagen verbietet mir die Klugheit.

Doch gnug und vielleicht schon zu viel zur Berichtigung der untreuen und unwahren Nachrichten Ihres Korrespondenten. Ich traue dem guten Manne kein böses Herz, keine heimlichen, schlimmen Absichten zu. Nein, der gute Mann wolte nur wichtiges Neues melden, und war uns vielleicht herzlich gut. Allein selbst sein Kompliment, das er uns drei als heterodox verschrienen Predigern in Gesellschaft mit einigen andern, besonders in Haarlem und im Haag macht, ist nach meiner, und gewis auch nach jener sämtlichen würdigen Männer Ueberzeugung viel zu gros für uns. Nein, lieber Fr., mit uns wird weder die Weisheit noch die Aufklärung oder der Menschenverstand in einem Lande aussterben, wo

Gottlob

Digitized by Google

Gottlob unter Vielen Weisheit und Aufklärung und Menschenverstand längst war, ehe wir hier lebten, und auch unter der Leitung der guten Vorsehung Gottes bleiben wird, wenn wir lange von unsern Freunden und Feinden vergessen sind. — (Wenn Ihr Korrespondent ein Theolog ist, so empfehl ich ihm 1. B. d. Kön. 18, 19 zum beliebigen Nachlesen.)

Sie selbst l. F. sind zu scharfsichtig, als daß Sie nicht aus meiner Erzählung die Gründe herleiten solten, warum ich bisher theils selbst dem deutschen Publikum von unsrer Verfolgungsgeschichte nichts gemeldet, theils sogar verhütet habe, daß nichts voreiliges und falsches davon erzählt würde. Das Lezte ist gleichwol in Ihrem Museum ohne Ihre Schuld geschehn. Und nun mußt ich wenigstens etwas, wenigstens so viel erzählen, als nöthig war, um Ihre Leser nicht weiter irre zu führen. Viele, auch wol wenigstens für manche, sehr unterhaltende Anekdoten könt ich bei dieser Gelegenheit hinzugefügt haben. Allein ich bin kein Freund solcher Anekdoten, und in dem Sinne ist mir Publizität widerlich, und wird es mit jedem Tage mehr. Alles, wahres und falsches, reifes und unreifes dem Publikum erzälen, heißt nach meiner Einsicht es beleidigen. Und in meinem Falle denk ich grade, wie Nikolai in seinen Anmerkungen über Lavatern und P. Sailer: „Es ist meine Art gar nicht, alles was ich besize, drucken zu lassen. Wo keine Wahrheit zu erörtern und kein Nuzen zu stiften ist, ist es mir der Mühe nicht werth, etwas drucken zu lassen, was blos zur Erniedrigung andrer dient; selbst derer, die mich zu verunglimpfen suchen, es wäre denn, daß es in der äussersten Nothwehr geschehe.“

Also auch nur in der äussersten Nothwehr, d. h. wenn entweder mutwillige Korrespondenten fortfahren, wär es auch nur aus der in unserm Jahrzehend bei uns Deutschen so epidemischen Anekdotensucht, und um we-

wenigstens als Briefsteller in irgend einem beliebten deutschen Journal, und dadurch einst in Meusels gelehrtem Deutschland zu glänzen, verkehrte Berichte zu geben, oder in dem ernsthaftern Fall, daß die hier gegen meine Freunde und mich angefangne aber bisher Gottlob! verunglückte Kabale jene alten oder vielleicht neue Maschinen gegen uns mißbrauchen solte, so wird nicht nur die holländische Leselwelt die ganze traurige Geschichte unsrer Verfolgungen, mit allen ihren Beilagen auf Veranstaltung unsrer hiesigen Freunde gedruckt lesen, sondern ich werde auch selbst meinen deutschen Freunden einen pragmatischen mit Anmerkungen bereicherten Auszug derselben mittheilen. Aber freilich würde das ein nur zu lehrreicher beschämender Beitrag zur Geschichte mehr als jesuitischer Kunstgriffe und des blinden Verfolgungsgeistes und eben daher ein sehr unangenehmes Geschäfte für mich werden. — Immerhin also mögen die Namen und Thaten der Herostrate unter unsern armen verblendeten Gegnern in der Dunkelheit bleiben, die ihnen so angenehm und für ihren Wirkungskreis so erwünscht dünkt. —

4.

Bei Friedrichs Grabe.

An Deutschlands Dithyrer.

So lang die Harf in Thuiskons Hainen tönt,
Singt uns den Großen, Allbewundertru,
Geliebten, Weisen, Guten — Einzigen!
Und sagt's dem Enkel, daß er unser war!
Und preißt den Enkel, wann er diesen Namen
Zu fassen Kraft in deutscher Seele fühlt!

In

Ihr singt mit ihm euch zur Unsterblichkeit
Hinüber! Aber, singt ihr ihn wie Gleim
Im Wetter seiner Schlacht, wie Ramler in
Des Friedens milden Künsten ihn: die Harf'
O Freund', erlag' in großen Wettstreit doch
Mit seines Lebens hoher Melodie!

Dr. Graf v. Haugwitz.

5.

Ueber Büchercensur und Publizität.

Τοιουτους ἐξηλωκασι αὐτοι βιους, οιους ἐξεδωκαν τας γραφας.

Dion. Halic. L. 1. C. 1.

Sie lebten wie sie schrieben.

Milton sagt, in seiner sehr eloquenten Rede über die Preßfreyheit: *) Es ist einem Staat eben soviel daran gelegen, wie sich die Bücher aufführen, als wie sich die Menschen betragen; es scheine also nicht unbillig, daß der Staat über jene so genau wache, als über diese. Dennoch beweist er nachher unwiderleglich, daß die Büchercensuren nicht allein einen sehr ekelhaften Ursprung haben, sondern auch daß sie eben so zweckwidrig, und unmächtig als mörderschlagend und für das Aufkeimen jedes guten Genius in der Nation gefährlich sind. Wenn ein Mann, sagt er, für die Welt schreibt, so ruft er alle seine Vernunft und seine Ueberlegung auf, ihm beyzustehen; er sucht, denkt nach, arbeitet, bespricht sich

*) Milton's Hist. polit. and Miscel. Works in three Vol. Amst. 1698. fol. Vol. 1. p. 428.

Digitized by Google

mit seinen unterrichteten Freunden, fragt sie um Rath, und erst dann traut er sich in seiner Materie so stark zu seyn, als alle die sie vor ihm bearbeitet haben. Wenn nun mit aller der Ehrlichkeit und Weisheit, welche der Alter, noch Fleis, noch frühere Beweise seiner Fähigkeiten, ihn zu dem Stand der Reife bringen kann, in welchem man nicht mehr Ursache hätte, Mißtrauen oder Verdacht in ihn zu setzen, wenn demungeachtet man noch immer von ihm fodern muß, daß er, seine so überdachte Arbeit, sein Nachtwachen, allen Aufwand seines gelehrten Oehls, der flüchtigen Uebersicht eines Censors, der oft viel jünger ist als er, oft weit unter ihm steht am Geist, oft nicht ahnden kan, was es kostet ein Buch zu schreiben, unterwerfe, und wenn er nicht gar verworfen und zurück gewiesen wird, doch wie ein Junge mit seinem Hofmeister, nur unter der Versicherung seines Censors im Druck erscheine, daß er kein Dumkopf oder Volksverführer sey; so ist das gewis eine Herabwürdigung und ein Flecken des Schriftstellers, des Buchs, und selbst der Hoheit und der Würde der Wissenschaften; — Er * bittet hiermit sehnlichst das Parlement: diese Entadlung der Gelehrsamkeit nicht zu verstatten, sondern sich zu begnügen, daß die Schriftsteller und Drucker sich nur nennen müßen, damit, wann sie Etwas verdienen, sie damit belegt werden können.

Schwerlich wird jemand, der noch einen Funken von Freyheitsgeist in sich hat, nicht mit diesem wahren Republikaner einstimmen; und wer von uns allen dankt es nicht seinem Schicksal, daß wir in eine Zeit gefallen sind, in welcher unsre Regenten den Werth der Preßfreyheit und selbst der Publizität größtentheils so sehr zu fühlen scheinen, daß sie fast überall der Censur ihre Gewalt genommen, oder doch sie so sehr beschnitten haben, daß man sie kaum mehr empfindet.

Den-

Digitized by Google

Dennoch, wenn ich den Wechsel der Zeiten betrachte, und die gewöhnliche Geschichte der meisten unserer verbietenden Gesetze, und den Geist unserer meisten Gewaltigen, so gestehe ich, daß ich dieser unsrer Freyheit noch nicht recht traue.

Brief und Siegel, und Sicherheit daß wir die Freyheit, deren man uns jetzt genießen läßt, behalten sollen, die haben wir einmal nicht; und hätten wir sie, so hätten wir sie doch nur anzusehen als ein Geschenk: die Freyheit aber ist ein Ding, daß man nicht schenken kann. Auch haben wir vielleicht das Geschenk nicht aus der Ursache erhalten, um welcher willen Milton sie im Namen der Gelehrsamkeit foderte, nämlich aus Achtung für den Stand der Gelehrten, sondern mehr, dünkt mich, deßwegen, weil die Großen die Schriftsteller nicht mehr fürchten.

Voltärs Bonmot, qu'un livre n'est jamais dangereux hat mehr als die kraftvollste Rede für uns gethan. Ein solches Bonmot vergißt sich aber mit der Zeit, zumal, da es im Grund ein wenig unrichtig ist.

In allen diesen Rücksichten halte ich es also wohl für werth der Mühe, daß wir, die wir diese Freyheit gern auf unsre Kinder fortpflanzen möchten, ein wenig nachdenken, wie wir sie uns erhalten, und wodurch wir sie verlieren können, damit wir dieses lassen, und jenes desto eifriger treiben.

Das einzige Mittel wodurch wir, glaube ich, diese Freyheit erhalten können, ist, daß wir unsre Schriftstellerey so nützlich machen, als es für unser Zeitalter seyn kann; und das gewiße Mittel sie zu verlieren, ist, wenn wir ihrer mißbrauchen.

Das ist nun aber freylich leicht gesagt; allein wie sollen wirs auch ausführen? Soll die Preßfreyheit nützlich werden, so müßen wir machen, daß kein schlechtes Buch mehr zu Markt gebracht werde, und dazu giebt

Baco

Baco einen guten Rath, nämlich, daß man gute schreibe, welche wie Aarons Schlange die andern verzehre. Dieser Rath des Baco wirkt aber erst in der Zukunft.

Ein andres Mittel wäre, wenn wir machten, daß das Publikum keine schlechte Bücher mehr kaufte; denn Zweydrittel unsrer Schriftstellerey sind Gewerbspekulationen; sie wird also um soviel fallen, wenn keine Käufer mehr da sind. Sollen aber schlechte Bücher keine Käufer mehr im Publikum finden, so müßte das Publikum erst selbst Geschmack, Wissenschaft, Weisheit erwerben, und das hat es doch im Ganzen noch wenig, wird es schwerlich so bald bekommen.

Es bleibt also wohl nichts übrig, als daß die guten Schriftsteller sich, wenigstens noch einige Zeit, herablassen, selbst die Censoren der Schlechten zu werden. Denn, treiben diese dann auch noch so viel Unfug, so werden doch die Großen, so lang sie noch sehen, daß ein Theil von Schriftstellern selbst über den andern wacht, und das Unkraut ausgätet, das diese ausstreuen, sich mit dieser Art von Censur begnügen, die wenigstens zum Theil ihrem Endzweck entspricht, und was doch nach den heutigen Grundsätzen der Regierungskunst nicht unwichtig ist, sie nichts kostet.

Freylich ist dieser Vorschlag auch so leicht nicht auszuführen, als es scheint. Denn, da diese Censoren in dieser Eigenschaft weder Rang, noch Titel, noch Regentenruf haben, so müßten sie sich ihre Patente selbst schreiben. Sie müßten sich also selbst bey dem Publikum, nicht allein durch ihre Weisheit in Kredit setzen, sondern sie müßten sich auch bey ihm beliebt zu machen wissen. Sie müßten seyn wie der ehrwürdige Mann des Virgils, vor welchem, sobald sein Angesicht sich zeigt, dem Troß des aufrührerischen Pöbels Fackel und Stein aus der Hand fallen! Sie müßten also Weisheit, wahren Patriotismus, Kentniß, Festigkeit, Eloquenz, Witz und

Laune

Digitized by Google

Laune haben; müßten belehren und unterhalten. Sie müßten sich sogar in den Geschmack ihres Zeitalters schicken, ohne sich von ihm anstecken zu lassen; und sonderlich, wann sie etwa selbst geschimpft und mißhandelt werden, sich nur mit lachendem Mund vertheidigen.

Ich hoffe, daß Deutschland noch solche Männer hat, und wünsche sehr, daß sie sich unsers guten Vaterlands annehmen. Wir können diese Männer, denk' ich, um ihnen ihr Amt zu erleichtern, von vielen Beschwerlichkeiten, die mit der gewöhnlichen Censur verbunden sind, befreyen.

Alle unbedeutende Romane, Gedichte, Predigten, Declamationen u. s. w. können sie ungelesen und ungerügt vorüber lassen, denn, wenn gleich diese den Geschmack der Nation ziemlich verunreinigen; so können sie doch die Preßfreyheit in den Augen derer die zu gebieten haben, wenig gefährlich machen. Alle flache, wissenschaftliche Bücher, alle Tags-Kompendien u. d. gl. alle die Reisebeschreibungen von Hadersleben nach Kiel, die unsre zehen deutsche Kreise so genau beschreiben, als die Landenge von Panama oder als Neuseeland; alle die können sie gehen lassen, und wären sie noch so voluminös; denn auch die werden von dem Strom der Zeit bald dahin getrieben werden, von woher kein Buch wieder zurück komt.

Alle die Samlungen von Kunst- und Naturmärchten, alle die Streitigkeiten über weiße und blaue Bären, die Vademekums, die Geschichten von Klöstern, die niemand zu kennen verlangt, und die Beschreibungen von Leben, um die sich niemand bekümmert, können sie auch unbemerkt lassen; sie schaden der Preßfreyheit wieder nicht.

Aber destomehr Aufsicht müßten sie, dünkt mich, auf folgende Artikel des Meßkatalogus haben.

Zuerst

Zuerst und vor allen Dingen müßten sie auf alles sehen, was nach Anekdotenjägerey und Pasquille schmeckt. Sie dürfen sich durch den Ausgang des Starkischen Prozesses gegen die berliner Monatschrift nicht einschläfern lassen. Die Richter sind nicht immer gegen die Beklagte in Injurienſachen in so guter Laune, wie sie in dieser Sache waren. Die Frage, ob der Beklagte die Absicht zu beschimpfen (animus iniuriandi) gehabt hat, ist eine von denen, welche dem Willkühr der Richter überlassen werden muß, und so mathematisch genau das preußische und das österreichische Gesetzbuch alles gern bestimmen möchte, so werden sie doch hier dem Richter nie alles vorschneiden können. Geschiehts denn nun, daß auf ein andermal der Richter, um zu bestimmen, in welchem Grad der animus iniuriandi eines Schriftstellers zu vermuthen ist, sich auf einen Augenblick an den Platz des Beschimpften stellt, oder ist er gar in dem Fall, daß er die Injurie durch das Medium des Klägers selbst fühlt; so kans leicht kommen, daß alsdann, was heut keine Injurie war, morgen eine Injurie wird; und kommen dann solche Fälle öfter, so ist, ehe man sichs vermuthet, eine Censur gegen Personalitäten vorhanden. — Wenn aber die wichtigen Schriftsteller, die ich gern ermuntert, die Preßfreyheit aufrecht zu halten, wenn die sich aufmachen, und solche Injurien, nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, das oft genug des Bürgers beßte Gefühle und seine Ehre selbst wie das Mein und Dein behandelt; sondern sie nach dem geraden Menschensinn, und dem Gefühl des bessern Publikums richtet; so werden schwerlich mehr gegen schriftstellerische Pasquillen, gerichtliche Handlungen nöthig seyn. Der gedruckte Mann, den man durch erdichtete, oder verfälschte Anekdoten um Ehre, Achtung, Dienst und Würde bringen will, der wird sich alsdann begnügen, von solchen Censoren Genugthuung zu erhalten, wenn

er

er sie verdient oder verdient er sie nicht, so wird das Schweigen solcher Männer selbst ihn verurtheilen.

Zum andern sollten, meines Erachtens auch, dergleichen Schriftsteller auf alles wachen, was gegen die Regenten, die Gesetze, die bürgerlichen Anstalten, die Gerichte und die Verwaltung des Staats und der Rechte ins Publikum geschrieben wird. Sie dürfen sich nicht durch die Nachsicht des Kaisers und der Könige in Preußen, sowohl des abgetretenen als des nun regierenden einschläfern lassen. Noch ist nicht entschieden, ob wir diese Nachsicht, der Ehrfurcht vor dem Publikum, oder der Zuversicht der Regenten auf sich selbst, oder, wie es mir scheint, der Verachtung gegen die Schriftsteller zu danken haben. Ist es das erste, so muß der Vadantismus des Publikums, daß die abgeschmacktesten Dinge dieser Art so gern und so gierig aufnimt, diese Ehrfurcht bald verwischen; ist es das zweyte, so wird jedes Gefühl der Schwäche eines Regenten oder seiner Minister bald zu andern Mitteln rathen, und ist es das letzte, so darf ein guter Genius nur einem oder dem andern unsrer Schriftsteller mehr Sinn, treffenderen Witz, richtigere Einsicht, bessere Darstellungskunst als sie nun haben, mittheilen, und die Freyheit unsrer Pressen wird in eben dem Maaß abnehmen, in welchem der Werth ihrer Producte zunimt. Mehrere Ereignisse unsrer Zeit können uns leicht überführen, wie unsicher es ist, wenn Schriftsteller sich auf eine unschickliche Art herausnehmen, die Regenten und die Landesverfassung zu tadeln. Um wenigstens ein Beyspiel nahmhaft zu machen, so beweisen die in der Amberger Kindermörderſache gethanen Schritte uns genug, wie wenig dazu gehört, unsre Pressen wieder in Ketten zu legen, und den Mund der Publizität, wenn er sich zu weit aufthut, wieder zu versiegeln.

Die selbstberufenen Censoren, wie ich sie mir denke, haben aber deswegen gar nicht nöthig zu allen Mitteln

der

der Regenten und ihrer Diener zu schweigen, oder gar ihrem Despotismus den Hof zu machen, und die, welche sich dagegen auflehnen, als Majestätsschänder darzustellen. Sie brauchen nur die Unbilligkeit und die Härte, oder laßt es uns mit dem rechten Wort benennen, die Unweisheit und Grobheit der Schriftsteller, die über solche Dinge schreiben, mit Anstand zu rügen und die Sache selbst mit Billigkeit und Schonung zu prüfen.

Die ganze ekelhafte Geschichte der Hinrichtung des unglücklichen Amberger Mädchens hätte, dünkt mich, dem Publikum vorgelegt werden können, ohne das Verfahren der Regierung einen Justizmord zu nennen. Die Benennung war ohnehin unrichtig; denn Justizmord kan wohl nichts anders seyn als eine vorsetzliche Entleibung eines Unschuldigen nach der Form der Gesetze. Die Amberger Regierung hatte aber keinen besondern Grund das Mädchen vorsetzlich umzubringen. Sie liessen sie nur hinrichten aus Eigensinn, der gewöhnlichen Eigenschaft schwacher Menschen, die eine Gewalt bekommen, welche über ihre Kräfte gehet. Dem Mädchen konte es freylich einerley seyn wie sie umkam, aber der, welcher sich an ihr versündigte, hat dennoch bey billigen Beurtheilern der menschlichen Handlungen, den harten Namen eines Mörders nicht verdient. Oder, wollte man so streng seyn, ihn damit zu belegen, so würde der Einsender dieser Nachricht vielleicht eines noch härtern Namens würdig scheinen. Denn, was hat er gethan um das Mädchen zu retten, und die Ungerechtigkeit, die er mit einem so blutigen Namen bezeichnet, zu verhindern? wie man aus den Aufsätzen in Schlözers Journal und sonderlich aus der Rechtfertigung in Häberlins Reichstags-Schriften sieht, war der Schlözerische Korrespondent zugleich Mitglied der Regierung in Amberg. Vielleicht wenn er, und die mit ihm gleich gesinnten nur lebhaft protestirt hätten, vielleicht wenn sie nur, ehe der Streich vollführt war,

einen

Digitized by Google

einen Bericht durch eine Staffett an Herrn v. Kreitmeyer oder an den Churfürsten selbst geschickt hätten, vielleicht wenn sie nur ein einziges mannhaftes Wort gesprochen hätten, würde, da alles noch zu hindern war, alles gehindert worden seyn. Ich weis wohl, daß ein solches Verfahren diese jungen Männer (denn jung schienen sie) großen Gefahren ausgesetzt haben würde; ich bin auch weit entfernt ihnen eine solche Verleugnung zuzumuthen; Aber, wem man keine große Thaten zumuthen darf, der muß sich auch keine große Worte erlauben. Und was hat, was konte am Ende alle das Geschrey nutzen nach der That, das nicht eine bescheidene Rüge besser hätte vollbringen können.

Was ich über diesen Fall sage, kann ich bey mehrern sagen. Wo in Hrn. Schlözers Monatschrift nur ein Wort von der Leibeigenschaft, von Waisen und Findelhäusern; von Schweizerrepubliken gesagt wird; wo in der berliner Monatschrift nur ein Hauch von geheimen Gesellschaften, von Jesuiten, vom Glauben, verlautet, wie heftig fallen diese Herrn nicht darüber hin? der deutsche Merkur, die deutsche Zeitung, das graue Ungeheuer, die [illegible]meine Bibliothek, die Jenaische Zeitung, und so viele Privatschriftsteller, wie schreyen die nicht alle nach! Und untersuche man sie genauer, so findet man am Ende doch, daß sie oft nur mit Visionen fochten, oft aus einzelnen wenigen Beispielen von Mißbräuchen, das Ganze verunglimpften; meist, ich weis nicht welche Ideale in die reelle Welt einführen wollen, die entweder gar nicht, oder doch noch nicht in die Zeit und an die Stelle passen. Wenn nun dieser oder jener Regent oder Minister entweder der Schiefheiten oder der Plumpheiten einmal überdrüßig werden solte; wann er sie einmal für gefährlich halten solte, wer bürgt uns denn dafür daß er nicht wieder den Schriftstellern Zaum und Gebiß anlege, wogegen sie sich vergebens bäumen werden! — Kann uns etwas dagegen

sichern, so ist es wieder nur die Censur die ich mir denke. Denn, durch sie werden solche unverdaute Sachen verdaut; solche Plumpheiten verfeinert, solche Rauheiten abgeschliffen, die Foderung unsrer Sittenverbesserer an die Menschheit so gemildert, daß sie denselben auch Genüge thun kann; einzelne Menschen aber so geschont, daß sie auch gern sich belehren lassen, und daß sie, ohne der — meinetwegen falschen, aber doch natürlichen Schaam zu unterliegen, zurückgehen können.

Der dritte Artikel, worauf meine Censoren wachen solten, wäre der von der geoffenbarten Religion.

Man hat von den Tagen Friederichs des zweiten an bis nun, sich hundertmal gesagt, daß die meisten Offenbarungen von Betrügern erdichtet worden wären; und hundertmal hat man die Begierde zu despotisiren für die Erfinderin aller Religionen gehalten. Man hat sich aber hundertmal betrogen. Denn nichts ist von jeher der Willkühr eines Alleinherrschers mehr zu wider gewesen, als der Eigensinn, die Anhänglichkeit des Volks, an ein Himmelsgesetz, dem diese Willkühr nachgeben mußte. Wir dürfen uns also ja wieder auch hier nicht zu viel auf die Nachsicht der Großen gegen die Irreligiosität unsrer Schriftsteller verlassen. Wer bürgt uns dafür, daß sie nicht eine Folge der Despotisirsucht ist, welche gern auch noch den Zaum der Religion von ihrem Maul losschnallen lassen möchte? Und ist nun das geschehen, und wollen die Schriftsteller dann, von dem Recht der Menschheit gegen die Alleinherrschaft reden; wollen sie vielleicht gar alsdann wieder, wenn sie sich doch mit ihrer Philosophie nicht behelfen können, gern zur Offenbarung, sey's Christi, sey's Mahomedts, sey's Mosis, Orpheus, oder der Göttin Egeria zurück gehen; wie bald wird nicht dann, bis zur Druckerkunst, bis zur Sprache, alle Communication von Mensch zu Mensch verboten seyn.

Hier

Hier müßten meine Censorn wieder vorzüglich aufmerksam seyn. Sie brauchten deswegen nicht mit jesuitischer Feinheit den Patergeneral zu predigen, oder mit pfäffischer Heucheley auf den symbolischen Büchern herum zu traben. Es wird, meyne ich, genug seyn, wann sie immer fühlbar machen wie schlüpfrig die Verstandsreligion, wie zuverläßig die Christusreligion ist; wie unmöglich bei jener, wie sicher bei dieser Einstimmung der Menschen zum Guten erreicht werden kann; wie trostlos jene, wie trostreich diese ist; wie oft jene Kopf und Herz verrückt hat, wie weislich diese beyde an seidenen Fäden leitet! — Und, eine so vorgestellte Offenbarung; eine solche Entblösung der Irreligion, wird zugleich auf der einen Seite, dem Despoten, der gern alle Offenbarung als die, von seinem Willen wegwischen möchte die Unmöglichkeit fühlbar machen, noch so bald seinen Zweck zu erhalten; und auf der andern wird sie den guten edlen Mann auf dem Thron, der da fühlt, daß sein Gesetz so wenig vermag, des Heftes versichern, womit er doch noch ein Theil von Menschenwohl in seinem Staat aufrecht halten kann!

Endlich wünschte ich auch noch, daß dieses Censorat sich der Keime so vieler neuern edlen Erfindungen annehme, welche nun das Hohngelächter und die Allweisheit so vieler Schriftsteller in der ersten Entwicklung zerstören möchten. Die Aeronauten, Meßmer, Spalanzani u. s. w. lauter Männer von unendlich verschiedenem Werth, haben beynahe alle für ihre Unternehmungen vom Publikum gleichen Lohn empfangen.

Es ist doch unmöglich zu leugnen, daß der Muth der ersten, das Glück und das Ausdauren des zweiten, die Gelehrsamkeit und der geduldige Forschungsgeist des dritten, Anlaß zu den wunderbarsten Entdeckungen in der Natur gegeben haben! Es ist doch nicht zu läugnen, daß die Speculation über physische Gegenstände immer nur halbe und ganze Seelen nach den Versuchen und Erfah-

rungen einen kleinen Schritt wagen kan! Warum will sie nun gleich hinter der Erfahrung herschreiten, oft gar neben ihr? —

Sie hat kein Recht dazu, sie mag nun den Schritt thun, um die Erfahrung in Besitz zu nehmen, oder um sie zu zertreten. Hier solten also meine Censorn sichs zur Pflicht machen, den oft zu schnellen Eifer der Freunde solcher Erfahrungen, brüderlich zurück zu halten; oder gegen den Spott, noch mehr voreiliger Feinde derselben, sich auf die Seite der Forscher zu stellen. Meine Censorn brauchen nicht über den Kanal zu fliegen, nicht sich in die harmonische Gesellschaft einweihen zu lassen, nicht künstliche Imprägnationen zu veranstalten; Es ist genug wann sie die Freunde dieser Versuche ermuntern, mehrere zu machen, und was sie noch dabey zu beobachten wünschten angeben; vielleicht genug, wann sie nur unverständigen Widersachern ihre Blöse zeigen, und Verständige veranlassen, kühler zu untersuchen.

Mich dünkt, wann unsre Censoren einmal einige Jahre so fort gearbeitet haben, so werden unsre Anekdotenhascher, Paßquillenschreiber, Fürstenstürmer, Glaubenshasser u. d. g. wo nicht klüger, doch bescheidener werden.

Damit aber das Publikum an seiner Unterhaltung nichts verliere, so dünkt mich sollen diese Censoren dasselbe bisweilen mit Anekdoten aus der alten Welt unterhalten; und müssens auch Paßquillen seyn, mit Paßquillen auf schlechte Leute voriger Zeiten. Eben so können sie den lesenden Patriotismus (denn weiter gehet der Patriotismus unsers Publikums nicht als auf das Lesen) den lesenden Patriotismus könnten sie auch dann und wann mit Geschichten alter Despoten, alter eigensinniger und schlechter Minister, Richter, Priester, Philosophen, Advokaten u. s. w. wohl beleben: Andre könnten wieder aus vorigen Zeiten den Mißbrauch guter und den Gebrauch schlechter Offenbarungen erzählen; wieder andere den Ursprung

Digitized by Google

mancher Erfindungen, die uns nun so gut zustatten kommen, die verfehlten Versuche der einen, die gerathene der andern u. s. w. da würde es denn weder an Stoff zur Unterhaltung, noch an Gelegenheit zu nützlichen und unanstößigen Reflectionen, und Anwendungen auf die neuere Zeiten fehlen.

Wer könte es zum Beyspiel übel nehmen, wenn dergleichen Schriftsteller erzählten, daß Cambyses, einer der ungerechtesten und grausamsten aller Könige, einmal einen ungerechten Richter schinden lies, und dessen Sohn zwang, auf einem mit seines Vaters Haut beschlagenen Sessel zu Gericht zu sitzen? Und machte denn der Erzähler dieser Anekdote, noch die Anmerkung dabey, daß zu allen Zeiten mancher Große so stoßweis gerecht, und selbst bey ihrem Eifer um das Recht, höchst ungerecht gewesen sind; wer könte dagegen etwas haben?

Ferner, wenn ein anderer aus dem Diodor von Sizilien erzählte: daß in Ethiopien der Oberpriester das Recht gehabt habe, dem König des Landes ein Messer zu schicken, womit er sich, wenn es der Priester befahl, die Gurgel abschneiden mußte: daß aber einmal ein Priester das Messer einem König geschickt habe, der stark genug war, dem Priester selbst den Hals damit abzuschneiden; wenn, sage ich, einer dies erzählte, und daraus den Mißbrauch der hierarchischen Gewalt herdemonstrirte, welch ein weites Feld von Reflectionen würde der finden, alles, was unsre Religionswächter gegen das Pabstthum sagen, viel treffender und doch unbeleidigend zu sagen; und erzählte ein anderer, daß eben der Cambyses, dessen Gerechtigkeitsliebe das unzweydeutige Beyspiel gegeben hat, das ich oben anführte, auf eine Anfrage an die Magier seines Landes: ob er seine Schwester heyrathen dürfe, die Antwort erhalten hat, daß das Gesetz zwar das nicht erlaube, aber daß ein anderes Gesetz dem König erlaube zu thun, was er wolle; so würde

Digitized by Google

dieser, dünkt mich, aus dieser Anekdote eben so treffend darthun können, daß nur die Hierarchie, welche auf eine für göttlich geachtete Offenbarung gegründet ist, den Despotismus im Zaum halten kan! —

Ich müßte mich sehr betrügen, wenn nicht eine Gesellschaft von weisen, unterrichteten, edlen Männern auf diese Art das Publikum lang solten unterhalten können, ohne die Großen zu veranlassen, daß sie die Freyheit der Presse wieder einschränken. Wenn unsre Schriftsteller aber fortfahren, so unbedächtlich, so unverständig, so beleidigend grob, so gefühllos frey, so gedankenlos einbildisch zu schreiben, und in ihren Broschüren, weder Gesetze, noch Religion, noch ihre Nebenmenschen, noch selbst Wissenschaften und den Geist der Nachforschung zu respectiren, so haben wir Ursache zu fürchten, daß die Schriftstellerey und das Journalenwesen, bald irgend einem Polizeykommissarius wird unterworfen werden, der noch schlimmer damit umgehen wird, als die Censoren zu Rom und ehemals in Wien.

Es war nicht der Geiz der Waldbesitzer, der dem Bürger wehrte eine armselige Streu für sein Vieh zwischen den entblätterten Bäumen zusammen zu scharren, er verbot das erst, da man anfing ihm Holz zu stehlen. Es war nicht die Menschenfeindlichkeit, die den reichen Blumenliebhaber bewog, seine Blumenbeete vor dem Pöbel zu verschließen; er verschloß sie, weil der Pöbel ihm die Blumen zertrat. Es war nicht Freudenhaß der Obrigkeit die sie veranlaßte, die Wirthshäuser zu gesetzten Stunden zu schließen, und dem Tanz und Saitenspiel seine Tage vorzuzählen; es geschahe nur, weil das Volk sich betrank, sich raufte, und immer nur Geigen hören und tanzen wolte. So entstanden alle Einschränkungen unsrer Freyheiten, so entstunde selbst die Censur! Haben bessere, oder vielleicht nur andere Zeiten diese Einschränkung des Genius der Nation aufgehoben; so laßt uns

sorgen,

Digitized by Google

sorgen, daß wir nicht unsre Freyheit aufs neue zum Spiel setzen; wenigstens sorgen, daß wir ihrer weise und bescheiden gebrauchen, damit gute Regenten keine Ursache, und schlechte keinen Schein finden, sie uns wieder zu rauben.

Schlosser.

6.

Klagelied eines Wieners in Lemberg an seine Frau Muetter.

Hier, in dem vermaledeiten Lande,
Wo man, zu der Menschheit Schimpf und Schande,
Selbst in Polen ka Polakerl [1]) hat,
Wo kein Kasperl [2]) unser Zwergfell schüttert,
Man nur Juden und Armener wittert,
Wird die größte Seele endlich matt.

Ach, Frau Muetter! schauen's, [3]) wie ich weine,
Denn dergleichen Stadt sah ich noch keine,
So voll Koth und Mist und Eis, als die;
Gaßen thuen's freilich hier auch kehren,
Ketten raßeln kan man täglich hören, [4])
Gaßen kehren's freilich — aber wie?

1) Eine Poulade auf österreichisch a Polakerl,
2) Die lustige Person der Komödie in den Vorstädten Wiens.
3) Wienerische Art zu reden, anstatt: schauen Sie.
4) Die Verbrecher werden jezt bekantlich in den österreichischen Landen meistens zum Gassenkehren verdammt.

Digitized by Google

Könt' man doch nur nach Schönbrum [5]) thun fahren,
Wo wir noch zuletzt so lustig waren!
Aber was das hier für Gärten sind!
Kaum wird einem da was aufgeschnitten; [6])
Um ein Würstel muß man noch schön bitten.
Ach, Frau Muetter! denken's an Ihr Kind!

Kaffeehäuser — ja, es ist nur Schade,
Daß man sie noch Kaffeehäuser nennt;
Hausbrod [7]) geben's her zur Tschokolade,
Und der Kaffee ist nur halb gebrennt;
Im Rosolis schlucken's Goldsaum [8]) hinter
Küpfel, ohne Weinbeerl, ohne Schmalz; [9])
Das Gefrorne freßen's auch im Winter,
Große Steine haben's statt dem Salz. [10])

Beim Trakteur bekommt man nur fünf Speisen,
Und die wollen alle nicht viel heißen.
Kraut [11]) ist da; wo aber der Fasan?
Buttermerbe [12]) Händel [13]) und Kapäunel
Und a guetes Oesterreicher Weinel
Trifft man in der Kaiserstadt nur an.

Sterben muß ich noch vor langer Weile;
Kein Bajazzo tanzt hier auf dem Seile,

Hey

5) In einem Nebengebäude des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn wohnt ein Traiteur zu dem die Wiener oft wallfahrten.
6) Im Wiener Dialekt heißt kalte Küche etwas aufgeschnittenes.
7) Grob Brod.
8) Faum im österreichischen Dialekt heißt Schaum.
9) Geschmolzene Butter.
10) Das volnische Steinsalz von Wielitzka.
11) Ein Fasanin Sauerkraut ist im Oesterreichischen sehr gewöhnlich.
12) Merbe statt mürbe.
13) Junge Hühner, Oeffer.

Digitized by Google

Heze haben's nicht, ka [14]) Kreuzerspiel; [15])
Jährlich steht nur einer auf der Bühne; [16])
Feuerwerke, oder Luftmaschine,
Von derlei Spektakel wißen's viel! —

D' Polen heißen's uns nur deutsche Micheln,
Haben krumme Sabeln, wie die Sicheln,
Tanzen polisch — das ist zum Vergehn!
Will man nach den hübschen Madeln schauen,
Machen's gleich Gesichter, [17]) wollen hauen,
Und die Madeln thun ka deutsch verstehn.

Ach, Frau Muetter! bitt' um's Himmels Willen,
Schicken's mir a Schachtel mit Marillen! [18])
Nicht einmal an [19]) Oebstler haben's hier.
Legen's doch dazu a Kaiser Fleischel! [20])
Unterdeßen trink' ich mir a Räuschel,
Nicht in Wein, ach! nur in Meth und Bier.

H.

14) Ka, kein, Oester.

15) Die Kreuzerkomödie, ein wohlfeiles Possenspiel in den Vorstädten von Wien.

16) Auf der Schandbühne werden in Wien seit einigen Jahren die Verbrecher ausgestellt. Wiens Einwohner von allen Ständen laufen häufig dies zu sehen.

17) Gesichter.

18) Aprikosen.

19) Einen, Oest.

20) Geselchtes Kaiserfleisch. Das kurze Fleisch an den Rippen eines Rindes geräuchert, wird in Wien für eine sonderliche Delikatesse gehalten. A Fleischel. Die österreichische Sprache ist voll Diminutiven. Man sagt auch a Bratl, statt einen Braten.

Digitized by Google

7.

Liebe nach der Kunst.

Eine Erzählung.

Graf G** wurde in seinem achtzehnten Jahre zuerst in die große Welt eingeführt. Er besaß alle jene Vorzüge, die in derselben bemerkbar machen können: Geburt, Reichthum und Figur.

Sein angebeteter Abgott war bisher das Vergnügen gewesen. Er suchte und fand es da, wo es der junge Adel in großen Hauptstädten gewöhnlich sucht und findet: in der Reitschule, auf der Jagd, im Theater. Die beiden erstern geben dem Karakter eine gewiße Heftigkeit, die sich zunächst in Stallmeistersinn und Wagehälsigkeit zeigt; das dritte, welches in unsern Tagen so wenig für die feinern und sanftern Empfindungen arbeitet, erhizt das Gehirn, und stellt, besonders im Tragischen, Rittertugenden auf, die, in unsre Zeiten und Konstitutionen übergetragen, wo nicht Laster, doch gewis immer Narrheiten sind. Graf G** ward also ein Jäger, ein Roßbändiger, der sich aber auch aufs Roßtauschen verstand, und ein Mädchenstürmer, weil wir heutzutage keiner Mädchenretter mehr bedürfen. Abentheuer mit verzauberten Damen und Riesen gab es nicht mehr, er machte sich also dergleichen mit Nichten und ihren Tanten, aber noch häufiger mit Stubenmädchen und — Kutschern, ihren Liebhabern.

Doch mitten unter dem Geräusche von Vergnügungen dieser Art, die nur seine Sinne beschäftigten, blieb sein Herz leer. Er sehnte sich allmählich nach Wollüsten von feinerer Art, deren Wesen er noch nicht kante, und die eben deshalb seiner Fantasie desto reizender vorschweb-

Digitized by Google

schwebten. Sein Eintritt in die große Welt öfnete ihm zuerst die Augen über diese Sehnsucht: es war Trieb zu gefallen, dies Kind der Eigenliebe, das durch Umgang mit dem weiblichen Geschlecht entwickelt plözlich zu Liebe heranwächst, wann es eine Pflegerin findet, die aufrichtig oder verstellt seine Vorzüge anerkennt und hervorhebt.

Graf G** sah sich also nicht sobald in einen Zirkel von Damen eingeführt, als er der Quelle der Sehnsucht und der süßen Unruhen, die bisher sein Herz beschäftigt hatten, auf die Spur zu kommen glaubte. Er wünschte, Eine von ihnen zu lieben, und — von ihr geliebt zu werden; er sehnte sich nach einer zärtlichen Verbindung, ohne zu wissen, ohne prüfen zu wollen, welche unter den Damen seiner Bekantschaft den Regungen seines Herzens am beßten zusagte. Sie machten Alle Eindruck auf ihn, aber keine stärker und ausschließender als die andre: er scheuete sich, zu wählen, er konte nicht wählen. Die Empfindungen, welche die Eine ihm einflößte, wurden von den Empfindungen, die eine Andere in ihm rege machte, immer wieder unterdrückt, um auf die Dritte, Vierte und Fünfte über zu flattern.

Graf G** war in dem Falle, worin sich Leute von seinem Karakter, und auch Leute, die nicht gerade von seinem Karakter sind, gewönlich befinden: sie lieben nicht immer den, der auf sie den stärksten Eindruck macht, sondern den, auf welchen sie den stärksten Eindruck gemacht haben. So ist es im allgemeinen Umgange, in der Freundschaft, in der Liebe. Graf G** wolte lieben, liebte aber nicht. Die Dame, die ihm mit minderer Strenge entgegen kam, beschloß er zu lieben. Da es sich aber nicht selten traf, daß in ein und eben der Gesellschaft zwei, drei und vier Damen ihn mit gleichgefälligen Augen ansahen, so war er oft in der peinlichsten

Ver-

Digitized by Google

Verlegenheit, welche unter diesen Vieren, er für sein Herz (denn nur dies dünkte ihm im Spiele zu sein) mit Ausschluß der Uebrigen wählen solte. —

Aber wäre dann diese Wahl endlich auch zu Stande gekommen, wie der Gewählten seine — Liebe erklären?

Er war im feinen Tone noch so sehr unerfahren, daß ihm eine Deklaration Beleidigung für die Dame däuchte, welcher er sie thun solte. Auch fürchtete er (und dieser Umstand hatte ein noch stärkeres Gewicht) sie mögte ihn nicht erhören, oder ihn wol gar mit Spott abweisen. Da er eine Beleidigung dieser Art für die empfindlichste unter allen hielt, so erweckte die Furcht davor, mit seiner geringen Kentniß des weiblichen Herzens verbunden, eine Schüchternheit in ihm, die ihn selbst in Fällen, wo man ihm gewiße Sachen sehr nahe legte, nicht verlies, und die Damen verdrüßlich und ihn lächerlich machen mußte.

Wie schülerhaft! Bei der Denkart der weiblichen Köpfe seines Standes und seiner Zirkel ist es gefährlicher, den Eindruck, welchen sie zu machen glauben, verbergen, als ihn kund geben; und die Liebe, die ihrem Grundkarakter nach, so ehrerbietig, schüchtern, still und fein gestimt zu sein pflegt, ist unter ihren Händen zu einer so kecken, geschwäzigen und gemächlichen kleinen Empfindung geworden, daß Graf G** wirklich mehr als verzagt sein mußte, um sich vor ihr zu fürchten.

Hier ist noch ein Grund seiner Schüchternheit. Er glaubte, es bedürfte ausserordentlicher Verdienste, um den Damen zu gefallen; und welch eine gute Meinung er auch innerlich von sich selbst hatte, glaubte er sich ihrer Liebe doch nicht werth. Aber es ist gewis, daß er, wenn er den weiblichen Karakter auch wirklich besser gekant hätte, dennoch nicht weniger furchtsam gewesen sein würde. Hier ist Praxis die beßte Lehrerin.

Sechs

Sechs Monate brachte er in dieser peinlichen Unentschlossenheit zu. Endlich nahm ihn eine der Damen, die den meisten Eindruck auf ihn gemacht hatte, förmlich in die Schule; es war die Gräfin von Z**.

Sie war eine vertraute Freundin von der Mutter des Grafen, sah ihn deshalb sehr oft, und hatte ihm nicht selten viel Verbindliches über seinen Verstand und seine Figur gesagt. Dieser Umstand, und der vertrauliche Ton aus welchem sie mit ihm zu sprechen pflegte, machten ihm Mut zu einer bescheidenen Annäherung an sie, die er noch an keine Andre ihres Geschlechts gewagt hatte. Dieser erste Schritt, den nur ein langer Umgang ihm hätte möglich machen können, bereitete ihn unvermerkt zum zweiten vor. Er fühlte den Trieb, ihr zu gefallen, immer lebendiger in seinem Herzen heranwachsen; und wirklich mußte diese Dame schon deshalb unter Allen den stärksten Eindruck auf ihn machen, weil er sie so oft sah, und weil sie eben dadurch so unausgesezt auf ihn wirken konte.

Indeß entstand doch die größere Behäglichkeit, worin er unter ihren Augen war, nicht aus der Ueberzeugung, daß er eher und gewisser auf sie, als auf alle übrige Eindruck machen würde. Er hatte dazu so wenig Hofnung daß seine Wünsche nicht selten einer Zweiten und Dritten nachflogen; doch immer kamen sie nach solch einem Schmetterlingsfluge, zärtlicher aber auch schüchterner auf die Gräfin von Z** zurück.

So sehr er auch auf seiner Hut war, hatte ihn die Gräfin doch bald durchschauet. Seine immer wachsende Ehrfurcht für sie; seine Verwirrung, wenn er mit ihr sprechen solte, und die ihr nicht mehr Blödigkeit des Knaben schien; seine Blicke, in welchen mehr Sinn lag, als er selbst fühlte und wußte; seine unermüdliche Aufmerksamkeit auf jedes ihrer Worte, auf jeden ihrer Winke und Wünsche, seine wiederholten Besuche; und endlich

der Umstand, der eben so viel Gewicht hatte, als alle vorigen zusammen genommen: daß sie selbst den Wunsch nährte, ihn zu fesseln — überzeugten sie, daß sie eine Eroberung an ihm gemacht hätte. Doch durfte sie auf diese Entdeckung noch nicht weiter gehen: ihr Verhältniß gegen ihn gab nicht zu, daß sie stürmende Hand anlegte und sich ohne Vorsicht in ein Abentheuer mit ihm verwickelte, dessen Ausgang, ohne seine ausdrückliche Erklärung, doch immer sehr zweifelhaft blieb.

Im Laufe einiger Unterredungen über Herz und Liebe, hatte sie Gelegenheit gehabt, seine Sinnesart, und zugleich die Gründe auszuforschen, weshalb er eine Erklärung scheuen mußte, wenn sein Herz auch noch so voll von Liebe wäre. Sie hielt es also für nöthig, wenn sie ihn gewinnen und fest halten wolte, ihm jezt noch ihre Neigung aus allen Kräften zu verbergen. Sie sah wol, daß bei der scheuen Ehrfurcht, die er ihr bewies, ein rascher Schritt von ihrer Seite, ihm vor den Kopf fahren würde. Auch wußte sie wol, daß die Männer, wenn sie die Eroberung eines Weiberherzens noch so feurig wünschen, den Sieg doch immer gern etwas schwer erkaufen mögen, und daß Frauenzimmer, die sich nicht zeitig genug ergeben zu können glaubten, nach der Zeit fast immer schmerzlich bedauern mußten, dem Ueberwinder den Sieg so leicht gemacht zu haben.

Bei der Unkunde des Grafen G** in Sitten und Lauf der großen Welt, hatte er auch die Bemerkung noch nicht machen können, daß wahre Liebe in feinen Zirkeln nur Gegenstand der Konversazion sei. Er ließ sich dies nicht träumen, da er die Damen aus seiner Bekantschaft so treffend und wahr, von der Liebe sprechen, und ihre Freundinnen, die etwa dem feinern Wesen derselben untreu geworden waren, so drückend und bitter verurtheilen hörte. Auch die Gräfin von Z** ließ sich, wie alle Andre, über diesen Gegenstand vernehmen: Sie könte

lieben,

lieben, behauptete sie; aber sie machte den Zugang zu ihrem Herzen so schwer; sie foderte von ihrem Ueberwinder so große Vorzüge und Talente; machte solch eine unerhörte Schilderung von der Art, wie er lieben müßte, und wie sie lieben würde, daß dem Grafen G** bei dem Gedanken, in eine zärtliche Verbindung mit ihr zu treten, jedesmal ein Zittern und Entsezen ankam.

Allmälig hielt es diese übrigens fühlende Dame dennoch für Zeit, dem Grafen Hofnung zu machen, und ihm (freilich durch Aufmunterungen, die mit der strengsten Decenz bestehen konten) auf die Spur zu helfen, daß er doch wol der glückliche Sterbliche sein könte, den ihr Herz gewählt hätte. Was sie vorher in ihre Gespräche mit ihm Gefälliges und Verbindliches legte, verwandelte sich jezt in zutraulichere und mehr individuelle Konversazion. Ihre Blicke wurden minder streng und ermunterten ihn; weniger versteckt und gezwungen unter ihren Augen zu sein. Dies Benehmen flammte seine Liebe an, flößte aber auch ihr allmälig so viel Liebe ein, daß sie endlich wünschen mußte, ihm vorher nicht so viel Ehrfurcht eingeflößt zu haben.

Sonach war ihre Lage nicht weniger ängstlich geworden, als seine. Es kam jezt darauf an, ihm mehr Selbstgefühl, und sich eine etwas schwächere Glorie zu geben; eine Unternehmung, die mit der erfinnlichsten Feinheit durchgeführt werden mußte. Sie sah keine Wahrscheinlichkeit, daß der Graf eine Erklärung wagen würde; und wagte er sie, so mußte sie dieselbe, bei der Rolle, die sie einmal gewählt hatte, streng und ernsthaft aufnehmen. An Entgegenkommen konte also gar nicht gedacht werden.

Einem erfahrnen Mann, der lieben will, kan man durch ein einziges kleines Wort, das noch dazu Doppelsinnig ist, durch einen Blick, durch eine fast unmerkliche Bewegung merken lassen, woran er ist; und will er nicht

lieben,

Digitized by Google

lieben, so hat man mit ihm nichts gewagt: die fast unsichtbaren Winke, die man ihm gab, sind zu zweideutig, und so ganz inkonsequent, daß sie sich von selbst aufheben müssen.

So bequem konte es sich die Gräfin v. Z** mit ihrem unerfahrnen Liebhaber nicht machen. Sie hatte mehr als einmal sehn müssen, daß seine Schüchternheit sich vermehrte, wann sie ihm die Augen öfnen wolte: sie glaubt' es ihm also nicht näher legen zu dürfen, wenn sie ihn nicht stuzig machen oder wol gar verlieren wolte. Beide seufzten ins geheim: er nach ihr, sie nach ihm, und beide waren unruhig und mißmütig zugleich. In diesem lächerlichen Verhältniße standen sie zwei Monate gegen einander. Endlich riß der Gräfin die Geduld. Sie mußte den Grafen von der Ehrfurcht befreien, die sie so unbarmherzig folterte.

In einer Konversazion, die geschickt eingeleitet wird, kan man eine Menge sehr schwer zu behandelnder Sachen abthun; die Planlosigkeit und das unstäte Anknüpfen und Abbrechen, machen dreist; man schlüpft so lange von einem Gegenstande auf den andern, bis man endlich den rechten so ungezwungen herzuholt, als ob er von selbst gekommen wäre.

Graf G** hatte beständig ein brennendes Verlangen, von Liebe zu reden. Er wußte jedes Gespräch auf diesen Gegenstand zu lenken, theils, weil er sich gern über denselben unterrichten wolte, theils, weil es ihm eine angenehme Beruhigung verschafte, von der gegenwärtigen Lage seines Herzens zu reden. Dieser Umstand kam der Gräfin von Z** sehr zu statten, und sie beschloß ihn zu nuzen.

Einmal war große Gesellschaft bei der Mutter des Grafen. Er und die Gräfin von Z** hatten die Karte abgelehnt. Sie saßen sich Auge gegen Auge. Es war eine Art von Tete-a-tete, das dem Grafen ein Zittern abjagte.

Digitized by Google

absagte. Oft hatte er, wenn er die Gräfin nicht sah, sich ein solches gewünscht: nichts schien ihm da seinem Vorsaz, ihr sein Herz zu entdecken, entgegen zu stehen; aber in eben dem Augenblicke, wo er ihn ausführen wolte, bebte er vor dem Gedanken, daß er ihn je hatte fassen können.

Diesmal war er nicht einmal allein mit der Gräfin, und doch kam er aus aller Fassung; denn die Seite des Saals, wo er mit ihr saß, war von der übrigen Gesellschaft verlassen, und er konte also nicht darauf rechnen, daß ihm in seiner Noth ein Dritter zu Hülfe kommen würde. Diese entsezliche Idee bemächtigte sich seines Kopfes mit solcher Gewalt, daß er plözlich aufsprang und neben ihr Plaz nahm, weil er ihr gegenüber auf der schmerzlichsten Folter war. Eine Viertelstunde saß er neben ihr ohne einen Laut hervorbringen zu können. Aber sie war eben so stum wie er, und es wurde ihr eben so schwer, ein Gespräch anzuknüpfen als ihm, nur daß man von ihrer Verlegenheit in ihrem Aeussern keine Spur sah.

Endlich riß ein neues Theaterstück, welches den vorigen Tag gegeben war, sie beide aus der Verwirrung.

„Waren Sie im Theater? Haben Sie es gesehen?“ hub sie an.

„Ja!“ erwiederte er mit freiem Athen.

„Die Intrigue war nicht neu, aber die Ausführung anziehend. Der Dialog ist gut, die Karaktere gut angelegt, und die Leidenschaften mit vieler Natur dargestellt. Sind Sie nicht der Meinung?“ —

„Ich glaube. Ich bin nicht Kenner genug: aber das Ganze hat eine gute Wirkung auf mich gethan, ohne daß ich die einzelnen Fehler und Schönheiten angeben kan.“ —

„O, man braucht auch nicht gerade ein scharfsinniger Dramaturg zu sein, um über gewisse Theile eines Theaterstücks zu entscheiden: über die Liebe zum Beispiel. Ueber

Digitized by Google

diese hat jeder seine Stimme: nicht der Verstand, sondern das Herz muß über sie sprechen. Züge, die der Natur abgestolen sind, wirken auf den eingeschränktesten wie auf den hellsten Kopf. Solche Züge habe ich in dem gestrigen Stücke viel bemerkt. Besonders ist die Liebeserklärung" —

Dies Wort schlug beim Grafen ein. Er hätte gern davon laufen mögen. Sie fuhr mit niedergeschlagenen Augen fort:

„im zweiten Akte ein Meisterstück, und nach meinem Gefühle die schönste Stelle in der ganzen Komödie." —

„Der Meinung bin ich auch; und der Verfasser verdient vorzüglichen Dank dafür, weil ich die Behandlung solcher Situationen für sehr schwer halte." —

„Diesem Umstande hat sie meinen Beifall nicht zu danken. Erklärungen dieser Art geschehen alle Tage, und können schon darum nicht so gar schwer sein. Nicht die Sache selbst, sondern die neue Art, womit sie der Verfasser behandelt hat, verschafte sich meinen Beifall."

„Ich bin nicht ganz Ihrer Meinung, gnädige Gräfin; ich glaube nicht, daß eine Deklarazion so gar leicht ist." —

„Einer Dame freilich nicht leicht: tausend Gründe, welche die Liebe selbst nicht umstoßen kan, müssen ihr solch eine Erklärung schwer machen. — Aber glauben Sie, daß ein Mann Gefahr läuft, wenn er sie thut?" —

„Das glaube ich wirklich. Ich meine, es sei demütigend für einen Mann, seine Liebe mit Worten kund zu geben." —

„O, Schade" (mit etwas gezwungenem Lächeln) „daß diese Idee so durchaus lächerlich ist: sie müßte sonst durch ihre Neuheit Glück machen! — Und wie meinen Sie denn, wie solte er erfahren, daß er wieder geliebt wird? Glauben Sie, daß es sich für eine Dame

schicke,

Digitized by Google

schickte, ihm zuvor zu kommen, sich dadurch in seinen Augen zu erniedrigen, und sich der Gefahr auszusezen, wol gar ein Nein von ihm zu hören? " —

„ Wenig Damen hätten dies zu besorgen, wenn sie " —

„ Dem Manne wirklich entgegen kämen? O, in eben dem Augenblick, wo ein Frauenzimmer diesen Schritt thäte, würde sich der Mann zurück ziehen, und sein Geschmack an ihr wäre verflogen. " —

„ Das wäre ungerecht, und ich glaube, daß man einer Dame, die einen von einer Herzenskortur befreiet, vielen Dank schuldig wäre. "

Der Graf sagte dies mit so gutherziger Unschuld, daß sie gern laut gelacht hätte. Aber es blieb beim Lächeln.

„ Ganz gewis! — Aber doch, wäre dies gegen das Interesse Ihres und unsers Geschlechts. Sie schreien jezt über Ungerechtigkeit, und würden doch selbst so ungerecht sein, wenn eine Dame Ihren Wünschen zuvor käme. " —

„ O, wie wolt ich es ihr Dank wissen! Ihr Zuvorkommen würde meine Liebe vermehren! " —

„ Sie müssen einen schrecklichen Begrif von einer Deklarazion haben? Was kan sie Ihnen denn so fürchterlich machen? Besorgniß, abgewiesen zu werden? Die ist ungegründet. Schaam, zum Geständniß gezwungen zu werden? Die ist unstathaft. " —

„ Aber rechnen Sie die peinliche Verlegenheit während derselben für nichts? Mir tausendmal peinlicher als jedem Andern, weil ich mich sehr link dabei benehmen würde! " —

„ O, die herzhaftesten und zierlichsten Deklarazionen sind nicht immer die wirksamsten! Geist und Verstand können einer Dame an ihrem Liebhaber gefallen, aber erobernd sind sie nicht immer. Furchtbarer als sie,

Digitized by Google

sind Seufzer, abgerissene Worte, Stocken und Verstummen." —

„Aber sind diese Umstände immer und in jedem Falle beredter und nachdrücklicher, als Verstand und Geist?" —

„Freilich nicht immer. Sie können sich an einem Liebhaber finden, der weniger Verstand als Liebe hat, und in diesem Falle bleiben sie ohne Wirkung. Ueberdies verstehn die Männer die Kunst, Verwirrung und Verstörtheit zu zeigen, wo keine ist, und deshalb traut man ihnen zuweilen nicht. Es kan auch der Fall sein, daß man auf Jemand wirkt, auf den man nicht wirken will: und dann spricht er freilich in den Wind." —

Der Graf ward feuerroth. Sie hatte ihn bei den lezten Worten angesehn, mithin glaubte er, sie wären ein Wink für ihn. Doch faßte er sich so gut er konte, und fuhr fort:

„Dadurch gestehen Sie doch selbst, daß die Bewerbung abgewiesen zu werden, oft nicht ohne Grund und deshalb äusserst quälend sein muß; und ich weis nicht, ob ich nicht lieber die Pein der Ungewißheit ertragen, als es zu einer Erklärung kommen lassen mögte, wodurch ich erfahre, daß ich keiner Liebe werth bin." —

„Sie sind wol der Einzige, der dies so schwer und ungemächlich findet: aber Ihr Räsonnement ist durchaus falsch. Es ist in solchem Falle vortheilhafter, es ist vernünftiger, zu sprechen, als zu schweigen. Wenn Sie schweigen, so sezen Sie sich in Gefahr, die Gegenliebe einzubüßen, die man vielleicht schon heimlich für Sie bereit hält; erklären Sie sich aber, und man antwortet nicht, wie Sie wünschen, wissen Sie, woran Sie sind, und können eine Leidenschaft unterdrücken, die Sie vergeblich nähren, und die Sie für immer unruhig, auch wol unglücklich machen könte." —

Sie

Sie schielte zu ihm hinauf, und er blickte über und über roth an die Decke.

„Aber ich bemerke, fuhr sie fort, daß Sie seit einiger Zeit so gern über diesen Gegenstand sprechen. Wahrscheinlich finden Sie darum eine Deklarazion so schwer, weil Sie — eine zu thun haben.“ —

Bei diesen Worten sah sie ihn starr an, und raubte ihm dadurch den lezten Rest seiner Fassung.

„Ihre stumme Verwirrung beweißt, daß meine Bemerkung richtig ist. Aber dies Geheimniß, wobei ich Sie überrascht habe, ist bei mir in guten Händen. Ich kan Ihnen auch vielleicht manchen guten Rath geben. Nur müßen Sie mir sagen, Wen Ihre Wahl getroffen hat. Bei Ihrer Jugend und Unerfahrenheit könte sie ein wenig flüchtig und unbesonnen ausgefallen sein. Ist sie Ihrer unwerth, so beklage ich Sie. Doch damit soll es nicht genug sein. Durch meinen Beistand können Sie vielleicht eine Leidenschaft, oder vielleicht auch eine nur vorüber flatternde Fantasie unterdrücken, die bis jezt, so viel ich sehe, noch nicht durch Hofnung begünstigt und eingewurzelt ist, und deren Lächerlichkeit eben deshalb leicht ins Licht gesezt werden kan. Kan aber weder Ehrgefühl noch Vernunft gegen Ihre Wahl etwas einwenden, so verlange ich dem Gegenstande Ihrer Liebe nicht bei Ihnen zu schaden; so werde ich Sie unterrichten können, wie Sie es anfangen müssen, um wieder geliebt zu werden; so werde ich Ihnen wol gar verrathen können, was Sie ausgerichtet haben.“ —

Dies Anerbieten überraschte den Grafen. Aber so milde auch die Blicke, so sanft und zutraulich auch der Ton der Gräfin war, fühlte er sich doch nicht stark genug, ihr zu antworten. Seine Blicke konten sich nicht von ihr losmachen, aber sie schweiften ohne einen festen Punkt auf ihrer schönen Figur herum. Er fürchtete, sie mögte seine Verstörtheit bemerken, und über dem

Digitized by Google

Bestreben sie zu verbergen, machte er sie mit jedem Athemzuge sichtbarer. Ein langer, tiefgeholter Seufzer sagte ihr mehr als tausend Worte.

„Was Sie noch Schüler sind!“ rief sie mit einem Blicke voll Güte: „es ist gewis, Sie lieben. Ihre Zurückhaltung vermehrt Ihre Unruhe. — Aber könte es nicht sein, daß Sie mehr geliebt würden, als Sie selbst lieben? Und rechnen Sie die Freude, dies zu erfahren, für nichts? Kurz, ich verlange Geständniß! Meine Freundschaft für Sie dringt darauf!“ —

„Ach!“ erwiederte er wie halb todt: „Wenn ich es gestünde, so würde mir die Strafe dafür auf den Fuß folgen!“

Diese Aeusserung konte der Gräfin nicht mehr zweideutig sein; aber sie that doch, als ob sie ihn noch nicht verstanden hätte.

„Die Strafe würde Ihnen auf den Fuß folgen?“ erwiederte sie mit einer unendlich sanften Modulazion der Stimme: „Sezen Sie Mißtrauen in meine Verschwiegenheit?“ —

„Nein, gewis nicht! Aber“ (an Händen und Füßen zitternd) wenn die Dame, die ich zu lieben — wage, Ihnen gliche: was würde es mir helfen, wenn ich mich ihr entdeckte?“

Die Gräfin ward roth:

„Vielleicht nichts!“

„Es ist also besser, ich schweige?“ —

„O, es könte doch alles gut gehen. Auf Karaktere, die dem meinigen gleichen, kan man auch wirken, und vielleicht wol stärker, als auf alle übrige.“

„Ach!“ (mit bebender Stimme) „Sie würden mich nie lieben!“ —

„Wir schweifen ab, Herr Graf! Ich sehe nicht, wie von mir jezt die Rede sein kan. Sie suchen einer kathegorischen Antwort künstlicher auszuweichen, als ichs Ihnen

Digitized by Google

Ihnen zugetrauet hätte. Doch weiter in diesem Texte, weil wir einmal darin sind: Was könte Ihnen daran liegen, wenn ich Sie nicht liebte? Man darf nur Liebe von Dem verlangen, den man selbst liebt: und dies ist doch gewis Ihr Fall nicht mit mir; wenigstens wünschte ich nicht, daß er es wäre." —

„O, ich wünschte auch, daß er es nicht wäre! Ihre Besorgniß davor beweißt, wie unglücklich mich eine Leidenschaft für Sie machen würde!" —

„Besorgniß? wenn ich mich vor Ihrer Liebe fürchtete, so fürchtete ich doch wol zugleich, daß Sie auf mich wirken mögten. Ich wolte nicht gern, daß Sie mich für eben so furchtsam hielten, als Sie selbst sind." —

„O, dies darf ich mir gar nicht schmeicheln. Aber, wenn ich Sie liebte, was würden Sie dazu sagen?" —

„Sie werden doch nicht auf dies Wenn eine positive Antwort erwarten?" —

„Aber doch darauf" (er wagte es sie ins Auge zu fassen) „daß ich Sie wirklich liebe?" —

Diese Erklärung war rasch und positiv. Die Gräfin seufzte, schlug ihr Auge schmachtend zu ihm hinan, faßte seine Blicke auf, sah dann auf ihren Fächer, und schwieg.

Tausend desperate Bewegungen kämpften während dieser Pantomime in dem Herzen des Grafen. Die Gewalt, die er sich angethan hatte, schien ihn gänzlich erschöpft zu haben, und die Besorgniß, abgewiesen zu werden, hielt ihm eine Weile den Mund zu. Endlich stellte sich ein nothgedrungener Mut bei ihm ein. Er hatte sich einmal erklärt, und durfte den Erfolg davon nicht ins Ungewisse spielen.

„Haben Sie keinen Rath für mich?" hub er todtenblaß vor Furcht endlich wieder an: „Soll ich nicht erfahren, wie meine Wahl getroffen hat?" —

Digitized by Google

„Wenn Sie nichts, als einen Rath wollen: den können Sie haben! Aber er wird Sie nicht befriedigen, wenn das Ihr Ernst ist, was Sie vorhin sagten.“ —

„Zweifeln Sie an meiner Aufrichtigkeit?“ —

„Um Ihrer selbstwillen mögt ich es. Je aufrichtiger und wahrer Ihre Gefühle sind, desto unglücklicher werden Sie durch sie sein! Sie müssen selbst finden, daß ich Ihre Liebe nie erwiedern kan. Sie sind sehr jung! Jede Andre würde Ihnen dies als einen großen Vorzug anrechnen, aber für mich ist es ein gültiger Grund, Ihre Wünsche nie zu befriedigen, selbst wenn Sie sehr lebhaft auf mich gewirkt hätten. Sie würden mich entweder zu wenig, oder zu viel lieben: in beiden Fällen litte ich das meiste. Im ersten Fall würde ich Ihre Launen, Ihre Flatterhaftigkeit, Ihren Stolz, Ihren Eigensinn über mich ergehen lassen müssen; im zweiten würde Ihr ungebändigtes Feuer und Ihr Mangel an Welt mich um meinen guten Namen bringen. Ernsthafte Leidenschaft ist immer ein Unglück für ein Weib: an mir würde sie zu einer Lächerlichkeit, die ich mir um alles in der Welt nicht zuziehen mögte.“ —

„Glauben Sie, daß ich nicht mit der strengsten Sorgfalt“ —

„Ich verstehe Sie! Sie wollen mir die strengste Vorsicht versprechen! Ich glaube auch wirklich, daß Sie sich in diesem Augenblicke Kraft und Selbstbeherschung genug zutrauen. Aber die Liebe ist Ihnen noch zu neu, als daß Sie sich nicht zuweilen dabei vergessen solten. Sie würden nicht Herr genug über Ihre Blicke und Worte sein; oder wenn Sie sich zwingen wolten, würden Sie eben dadurch alles verrathen. Der einzige und beßte Rath, den ich Ihnen also geben kan, ist: Denken Sie nicht weiter an mich! Es ist mir ein schmerzlicher Gedanke, daß Sie mich von diesem Moment an, hassen werden; aber ich hoffe, es soll nicht lange dauern.

Sie

Digitized by Google

Sie sollen mir mit der Zeit noch für meine Freimütigkeit danken!“ —

Der Graf war in lezten Zügen. Sie hielt es für Zeit, die Finsterniß, die über seinen Kopf und Herz zusammenschlug, durch einen Sonnenblick zu erhellen. Sie streckte ihm ihre Hand hin:

„Wollen Sie mein Freund bleiben?“ —

„O, Sie bringen mich zur Verzweiflung! Nie war eine Liebe so feurig, als die meinige! Fodern Sie Proben! Aber Sie ahnden blos deshalb so viel Unglück von meiner Liebe, weil Sie mich nicht lieben!“ —

„Glauben Sie das nicht! Ich will Ihnen noch mehr sagen: Ich könte sie sehr lieb gewinnen, wenn Sie etwas älter wären, und wenn ich etwas weniger Erfahrung hätte.“ —

Sie zog ihre Hand zurück, und fuhr fort:

„Und nun lassen Sie es gut sein. Jezt fühle ich mein Herz noch völlig unbefangen: die Zeit muß das weitere lehren.“ —

Mit diesen Worten sprang sie plözlich auf und ging zur Gesellschaft zurück. Der Graf verlor dadurch alle Hofnung, das Gespräch wieder anzuknüpfen. Er fürchtete in seiner Unschuld, sie von Herzen böse gemacht zu haben. Sie konte, wie man sieht, ihr Herz nicht schwächer vertheidigen; und doch war er fest überzeugt, daß er es nie gewinnen würde. Es reuete ihn, daß er sich erkläret, er war unwillig auf sie, daß sie ihn dazu verleitet hatte; er haßte sie sogar einige Augenblicke hindurch, und nahm den festen Entschluß, ihr nie wieder etwas von Liebe zu sagen, und sich so kalt gegen sie zu betragen, daß sie auch nicht die geringste Spur von Liebe ferner in seinem Herzen argwöhnen solte.

Digitized by Google

Unterdessen beschäftigte sich die Gräfin mit weit angenehmern Ideen. Sie war froh, daß sie Gewalt genug über sich gehabt hatte, ihm ihre Zufriedenheit zu verbergen. Eine sanfte Freude lebte in allen ihren Blicken und Mienen. Jeder Andre, der mehr Erfahrung gehabt hätte, als der Graf, würde sein Glück in denselben gelesen haben; aber er legte jeden zärtlichen Blick, den sie ihn zuwarf, jedes Lächeln, welches ihren Mund verzog, für neue Beleidigung aus, und bestärkte sich dadurch in seinem vorhin erwähnten Entschluße.

Er war an der vorigen Stelle sizen geblieben. Sie gieng zu ihn zurück, und suchte ihm über mancherlei Gegenstände Rede abzugewinnen. Aber seine Stirne blieb finster, und seine Blicke wagten sich nicht an sie. Dies war ihr ein neuer Beweis, daß er es ernstlich meinte; aber sie wolte ihn noch ein wenig foltern, ehe sie ihn sein Glück in ihren Armen finden ließ. Sie behielt den ganzen Abend gleiche Aufmerksamkeit für ihn; sie schien ganz vergessen zu haben, was er ihr vorhin gesagt hatte. Dies unbekümmerte Benehmen, machte ihm bittern Mißmut, der seinen höchsten Grad erreichte, als sie ihn, da die Gesellschaft auseinander gieng, mit seinem finstern Wesen aufzog.

Die Einleitung zu diesem Abentheuer machte der Gräfin gerade so viel Vergnügen, als dem Grafen Verdruß. Freilich verrieth eine Liebschaft mit einem so jungen Manne, ihr — Alter; aber eine Lächerlichkeit mehr oder weniger, darauf kam es ihr nicht an.

Ein junger Mann, der noch durch keine Weiberhand gegangen war, dünkte ihr doch immer keine schlechte Eroberung. Alt war sie freilich noch nicht, aber sie stand doch schon auf der Grenze: und in dieser Lage verschmähen Damen nicht leicht solch einen Triumpf. Es kan ihnen auch nichts schmeichelhafter sein, als die Liebe eines feurigen jungen Mannes, der durch seinen Liebestaumel sie an die

Freuden

Digitized by Google

Freuden ihrer frühern Jahre zurück erinnert, und ihre eigene gute Meinung von ihren immer noch blühenden Reizen dadurch bestättigt; der überzeugt ist, daß die Dame seines Herzens unter allen die einzige war, die ihm Gegenliebe nicht hätte verweigern können; dessen Liebe mit Ehrfurcht und Dankbarkeit so innig verwebt ist, daß ihre kleinsten flüchtigsten Launen ihm Todesangst machen können; der bei dem Uebermaaße seiner Liebe die auffallendsten Fehler der Figur und des Herzens übersieht, weil er Vergleichungen anzustellen nicht einmal wagt; und der endlich die Vortreflichste gewählt zu haben glaubt, weil er sie wählte; und schon deshalb seine Eroberung bis in den Himmel heben wird.

Ein geübter Liebhaber macht es einer Dame nicht so bequem: er wird beständig mehr Sinlichkeit, als Liebe, mehr Koketterie, als wahre Neigung, und mehr Kunst als Natur zeigen. Erfahrung sichert ihn vor Leichtgläubigkeit; Gelegenheit und Zuversichtlichkeit bieten ihm Abentheuer in Menge, und machen ihm Untreue zu leicht, als daß er durch Eine, lange in Fesseln gehalten werden könte: Kurz, er liebt mit mehr Dezenz und eben darum mit weniger Wahrheit und Feuer.

Eine Liebschaft mit dem jungen unerfahrnen Grafen schien der Gräfin indessen bei weitem nicht so mißlich und fürchterlich, als sie vorgab. Selbst wenn die Hindernisse, die sie ihm aufzählte, auch wirklich vorhanden gewesen wären, würde sie ihn darum nicht weniger geliebt haben. Hätte der Graf die Kunst verstanden, ihr durch sein Benehmen die Besorgniß zu erwecken, daß er sich zurück ziehen mögte; so würde ihre übertriebene Achtung gegen den Wohlstand, dieser Besorgniß unstreitig gewichen sein.

Indes war sie nicht Willens, das Geständniß ihrer Schwachheit überlange aufzuschieben. Acht Tage waren diesfals für ihre Tugend genug. Ohnehin war sie überzeugt, daß des Grafen Unerfahrenheit nicht eher Gebrauch

von

Digitized by Google

von ihrer Güte machen würde, als bis sie selbst es wolte. Ihre Liebe schrieb ihr dies Benehmen vor: sie wolte, daß des Grafen Neigung eine Sache von mehr als acht Tagen sein solte: hätte sie ihn also weniger geliebt, so hätte er auch weniger Widerstand gefunden. Ihr Herz war um diese Zeit so zärtlich und fein gestimmt, als es nicht immer gewesen war; und hätte sich jezt nicht wirklich eine ernsthafte Neigung ihrer bemächtigt, so würde sie schwerlich von ihren ehemaligen Grundsäzen in der Liebe abgegangen sein.

Dem Grafen kam in der darauf folgenden Nacht kein Schlaf in die Augen. Tausend Vorsäze faßte er und verwarf er: bald sann er nach, wodurch er das Herz der Gräfin gewinnen, bald, wie er ihrer ganz vergessen wolte. Als der Morgen anbrach, war er immer noch so unschlüßig und unruhig als den Abend vorher.

Die Gräfin nährte unterdessen ihre Wünsche mit schönern Aussichten. Sie rechnete darauf, ihn den folgenden Tag voll Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit, und mit dem heißen Bestreben, ihre Strenge zu mildern, zu ihren Füßen zu sehen. Wirklich hätte dies geschehen müssen, wenn sie nicht mit einem Novizen zu thun gehabt hätte, der sich bei der Liebe noch so sehr unmodisch benahm.

Der Graf blieb lange unschlüßig, ob er zu ihr gehen solte, oder nicht. Endlich gieng er doch, aber zu einer Zeit, wo er sie entweder gar nicht zu Hause, oder wo er große Gesellschaft bei ihr treffen mußte. Weil sie ihn früher erwartet hatte, so empfieng sie ihn kalt und etwas empfindlich. Der Graf nahm dies für einen neuen Beweis ihrer Gleichgültigkeit auf.

Er verfärbte sich bei ihrem Anblicke, faßte sich aber bald wieder, weil er ihr durchaus den Zustand seines Herzens verbergen wolte. Er behielt so gar so viel Gewalt über sich, daß er eine Zeitlang mit ihr sprechen konte, ohne jene Verstürztheit zu zeigen, die Liebhaber

seiner

Digitized by Google

seiner Art unter den Augen der Geliebten immer zu befallen pflegt. Aber sie hatte zu viel Erfahrung, um sich dadurch irre führen zu lassen. Ein einziger Blick auf ihn, gab ihr Licht: sein ganzes Herz lag demselben offen. Sie bot ihm Karten, und während man die Spieltische vorrichtete, sagte sie lächelnd zu ihm: „Sie sind ein seltsamer Liebhaber! Wenn ich von Ihrer Lässigkeit auf Ihre Liebe schließen darf, so kan meine Meinung von derselben nicht gros sein.“ —

„Es ist mein heißester Wunsch,“ erwiederte er, „daß Sie an meine Liebe glauben mögten. Ein starker Beweis davon ist eben der Umstand, daß ich so spät als möglich komme.“ —

„Eine seltsame Politik! Wenn Sie also zuweilen mit gutem Bedachte sündigen, so hält sie wol Ihre Einbildungskraft schadlos dafür? Aber was ist Ihnen denn? Woher dieser drückende Kaltsinn? Glauben Sie nur, Ihr störrisches Stillschweigen macht mir Angst! — Aber, beiläufig gefragt, lieben Sie mich noch ein wenig? Ich glaube nicht — Armer G**! Aber ich bitte Sie, gönnen Sie sich mir ferner, ich würde sonst verzweifeln. — Das glauben Sie nicht? Ihre Miene zeigt, daß Sie es nicht glauben! Aber kommen Sie nur, unser Umgang wird darum immer eine interessante Art von Umgang bleiben.“ —

„O, hören Sie auf! Können Sie mich in dieser Lage meines Herzens noch mit Spott foltern?“ —

„Ja, lieber G!“ (mit Blicken voll des sanftesten Feuers). „Ja lieber G! Sie haben Ursach, sich zu beklagen: ich habe Sie gemishandelt. Aber kan Ihnen dieser lezte Rest des weiblichen Stolzes mißfallen? Sehen Sie nicht, wie schwer mir meine Rolle wird?“ (Sie machte die Miene, die man zu machen pflegt, wenn man Wahrheit für Ironie gehalten wissen will.) „O, wenn ich dürfte, wie ich wolte, wie oft, wie feurig wolte ich Ihnen sagen,

Digitized by Google

gen, daß ich Sie liebe. Warum wüßte ich doch nicht früher, daß man Ihnen zuvorkommen muß! Sie hätten nicht zuerst geredet, und wenn der Himmel eingefallen wäre: ich solte reden, und Sie wolten antworten. " —

Diese Aeusserungen konte sie ohne Gefahr auf seine Unerfahrenheit hin wagen. Jeder Andre würde Folgen daraus gezogen haben, die sie fest umstrickt hätten; aber bei dem Grafen war dies durchaus nicht zu besorgen. Er gerieth in eine unbeschreibliche Verwirrung darüber: er hielt das alles für den bittersten schadenfroheſten Spott, und beschloß von neuem ernstlicher als je, ihre drückenden Fesseln zu zerbrechen.

„Wahrhaftig," fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß seine Miene immer finstrer wurde: " wahrhaftig, wenn Sie mir nicht bald glauben, so muß ich Ihnen auf Morgen ein Rendezvous geben! — Wie wird Ihnen? " —

„Erbarmen Sie sich meiner," rief er, und die Augen wurden ihm naß: „Sie haben mich in einen schrecklichen Zustand gesezt. " —

„Nun gut: ich will Ihnen nicht mehr sagen, daß ich Sie liebe; aber ich büße dadurch ein großes Vergnügen ein. " —

„Der Graf pries sich glücklich, daß diese Unterredung wegen der Gesellschaft im nächsten Zimmer, nicht länger dauern konte. Sie sezten sich zum Spiele. Während desselben, schien die Gräfin sich beinahe ganz zu vergessen. Ihre Blicke, worin mehr Sinn lag, als sie selbst wußte und fühlte, schoßen Liebe und Zärtlichkeit auf ihn. Das Vergnügen, ihn zu lieben, und es ihm zu verrathen, schien ihre gewöhnliche Vorsicht und Klugheit zu überwinden. Aber alles, was sie that, war für ihn nichts gethan; und doch konte sie sich nicht entschließen, ihm geradezu und ernstlich zu sagen, daß seine Wün-

Wünsche ihre Wünsche wären. Daher kam es auch, daß ihr Benehmen gegen ihn sich nicht gleich blieb: es war eine ewige Mischung, von wahrer Zärtlichkeit und von erkünstelter Strenge. Sie gestand, um zu leugnen; sie gab ihm Hofnung, um sie ihm zu nehmen: er war ihr Fangball, wie sie der Fangball ihres Herzens und der Dezenz war.

Der ganze Abend ging auf diese Weise hin. Sie schlug den Grafen mit dem einen Blicke zu Boden, und half ihm mit dem andern wieder auf; mit dem dritten sezte sie ihn in tödtliche Unruhe, und der vierte gab ihm von neuem Hofnung und Heiterkeit. Zum Unglück war der Lezte, den sie ihm diesen Abend gab, von der tirannischen Art: voll Verzweiflung lief er nach Hause. Er war fest überzeugt, daß sie ihn haßte, und er machte Plane zu einer andern Liebschaft. Alle Damen aus seiner Bekantschaft schwebten seiner Fantasie vorüber; aber er fand, nach der genauesten Musterung keine, die ihm so gefiel, als die Gräfin. Er glaubte sich dem schrecklichen Schicksale mancher Romanenhelden dahin gegeben, die ewig lieben und ewig gehaßt werden, deren Liebe der Haß nährt, und deren Haß, Liebe ist. Weil er fest überzeugt war, daß seine Liebe überschwenglich sei, so fühlte er am Ende wirklich alle Bewegungen einer überschwenglichen Liebe; sein Entschluß, die Gräfin nie wieder zu sehen wankte und wich, und er kam mit flammenden Herzen zu ihr zurück. — „Hab' ich den Ursach mich zu beklagen?“ sagte er bei sich selbst: „Darf ihre Strenge mich Wunder nehmen? Hatt' ich auf ihre Gegenliebe je sicher gerechnet, und muß ich sie mir nicht durch Achtsamkeit, Geduld und Unterwürfigkeit zu erringen suchen? Je schwerer der Sieg, desto ehrenvoller! Ein Herz wie das ihrige, ist durch nichts zu theuer erkauft!“ —

Diese

Digitized by Google

Diese Vorstellungen behielten endlich die Oberhand. Er beschloß, die Gräfin wieder zu sehen. So lange es Nacht war, stand dieser Entschluß unerschütterlich fest. Etwas schwächer ward er durch das — Tageslicht. Indessen, ganz umstoßen konte es ihn nicht.

(Die Fortsezung im nächsten Stück.)

Druckfehler im November 1787.

S. 372. Z. 3. l. Frauenliebe. Z. 9 u. 6 v. u. dem Seriphier für Seriphius. S. 370 Z. 7 v. u. Aristonymus. S. 370 Z. 4. v. u. auf einem Polster. Anmerk. von den Demis oder Distrikten. S. 388 Z. 17 v. u. auf dem Schiffe. S. 392 Z. 17 nach Stärkern ein Komma. S. 372 Z 12 u. 373 Z. 17 muß der — weg.

Druckfehler in der Erklärung des Hrn. Geh. Hofr. Schloßer an die Berliner Monatsschrifftsteller, Januar des Mus. 1788.

S. 52 Z. 10 statt bewegen, l. benagen. S. 56 Z. 4 von unten, statt enthebt, l. erhebt.

Druckfehler in dem Briefe von dem Hrn. Geh. Rath Jacobi an den Herrn Geh. Hofr. Schloßer, Februar des Mus. 1788.

S. 153. Z. 11. statt Denomiation, l. Denonciation. S. 153 Z. 5 von unten, statt ihn, l. ihm. S. 155 Z. 32. statt in dem, l. indem. S. 156. Z. 29. statt aufgaben, l. aufgeben. S. 157 Z. 22. muß nach vicissim ein Punkt stehen. S. 157 Z. 28 statt Alx, l. Alp. S. 160 Z. 15. statt Vernunft, Erkenntniß, l. Vernunfterkenntniß. S. 161 Z. 5. muß nach behauptet ein Comma stehen. S 168 Z. 29. statt der, l. den. S. 170 Z. 4. statt wußten, l. wüßten. S. 172 Z. 2. statt wünschen, l. wünschten. S. 181 Z. 12. statt ablaufen, l. abkaufen. S. 183 Z. 29. statt ihm, l. ihn.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Viertes Stück. April, 1788.

I.

Chor eines Singspiels.

Erste Strofe.

Mit Rabenfittig deckte die Urnacht noch
Die Ungestalten; starrender Schlummer lag
Noch ausgegossen über rohe
Felsengeribbe des öden Weltalls;

Noch ungesondert lagen die Trümmer der
Gestirne, lagen Trümmer des Mondes und
Der Sonn' und Erde, lagen graunvoll
Noch in dem Schooße des alten Chaos.

Erbarmend schaute Gott, in dem Vaterblick
Der Liebe Fülle, nieder vom stralenden
Olümpos — schnell verwandelt war in
That der Gedank', in der Thaten schönste.

Erste Gegenstrofe.

In sanftem Säuseln schwebte die Liebe, Wärm'
Und Leben athmend, unter der Schwebenden
Erwachtest du, Natur, und schloß sich
Auf dein gebärender Schooß, Allmutter!

Digitized by Google

So dehnt sich brütend über die Werdenden
Des Schwanes Fittig, ehe die Schwänlinge
Sich hoch im Glanz der Schöne, hoch im
Silbergelispel des Flügels heben.

So hoben Sterne, so in der Schöne Stral
Sich Mond und Sonne, so sich im Jubelklang;
Geläuterer floß der Strom des Aethers
Hell um die schwimmenden goldnen Inseln.

Zwote Strofe.

Mählig ründete da sich um den marmornen
Kern die Erde, das Meer, wie es auch brauste,
Schwieg, und Welchen an Welchen
Nezte leise den Ufersand;

Wälder kränzten ihr Haupt; Wälder begürteten
Sie, und über dem Gurt wölbten, der Mähnerin
Brüste, wölbten, von Milch und
Fülle triefend, sich Berge empor.

Ströme stürzten herab, tränkten die Fluren des
Mutterschooßes, und sanft flossen in rankendem
Bachgeäder die Quellen,
Säugten Auen und Blumenthal.

Erde, jugendlich schön lächelteſt; Erde, du!
Sei auch stolz, denn auf dir weilte das Auge der
Liebe segnend, und schöner
Ward die Schöne der Lächelnden.

Zwote

Zwote Gegenstrofe.

Purpurn hub sich empor tief aus des Ozeans
Schooß, ein Jüngling, das Haupt stralend mit goldenem
Haar, die Sonn', und sein erstes
Blick war flammender Liebesgruß.

Ueber Wangen und Stirn streuten der Erde da
Rosen Unschuld und Scham, daß durch den bräutlichen
Nebelschleier der Schimmer
Ihrer Blüte noch röthelte.

Iris prangt nicht so schön, wie in dem Glanze des
Duftgewandes die Braut, doch vor dem Flammenden
Thaute nieder der Schleier,
Schwollen Welken zum Liebesbett.

Ausgegossen um sie lagen zum Brautgeschenk
Schöne Gaben, die ihr freundlich im Tanze die
Horen brachten, des Lenzes
Kranz und Fülle des Traubenmonds.

Dritte Strofe.

O Liebe! Liebe! wehend umsäuselten
Da deines Odems Hauche mit Wonneduft
Der Neuvermählten gürtellosen
Schooß, und beseelten die Lebenskeime.

Und schnell entfaltet blühte die Knospe mit
Des Himmels Blüte, prangte mit Himmelsfrucht,
Da schwirrt' es zahllos, sonnte junges
Lebengewimmel im Freudenstral sich.

Digitized by Google

Dritte Gegenstrofe.

O Liebe! Liebe! Quelle des Lebens, dir
Entströmt des Segens lauterste Fülle, da,
Wo deines Blickes Weihe ruhet,
Wandeln sich Wüsten in Paradiese!

Dir scholl der Hämnus, dir in der wonnigen
Entzückung, scholl in süßen Gefühlen dir
Des Daseins! Zahllos, wie des Meeres
Tropfen, erschollen die Preisgesänge —

Das ganze Chor.

Des Einen Hümnus! Sonne, du hallst in ihm
Des Chores Leier, Zümbel und Harfe tönt
Von Stern zu Stern, und sanfter athmet,
Sanft wie ihr Schimmer, Selänas*) Laute!

Ein Hümnus! liebend neigt ihm das Vaterohr
Der Allbeleber, neigt es dem Abendsang
Der Mücke, wie den Harmonien
Tanzender Sfären im Feierchore.

Christian Graf zu Stolberg.

*) Selena Luna.

---

2. Ein

2.

Eine kleine Unachtsamkeit der Berliner Monatsschrift, in dem Aufsatze: Ueber die Anonymität der Schriftsteller. Febr. 1788. S. 137 — 147.

Semicruda cujusvis pecoris carne vescuntur, quam inter femora sua et equorum terga subsertam calefacient brevi,

Ammianus Marcellinus, L. XXXI, c. 2.

Der glänzende Schimmer der alles aufklärenden Berliner Diana *) hat mich so oft mit dem Ruhme eines Freundes IHRES Lavaters überstilbert; mich, bei jeder Gelegenheit — und Ungelegenheit, mit diesem berühmten Manne so eng zusammen gestellt: daß ich meine Saumseligkeit in Unterstützung der guten Absicht eines für mich erregten so schmeichelhaften Vorurtheils, vor mir selbst nicht zu rechtfertigen weiß.

Nicht immer ist die Gelegenheit so spröde, als man vorgiebt. Sie entflieht oft dem auf ihr Vorhaar

*) Ein kritischer Freund versichert mich, daß es keinesweges überflüßig seyn möchte, die dermalen aufgeklärten Leser zu erinnern, daß unter Diana der Mond verstanden werde, und jenes an Erhellung unserer Geistes-Nächte alle andere übertreffende Journal, welches zu Berlin mit jedem Mondeswechsel in einem himmelblauen Umschlage erscheint, damit gemeint sey. Darum erscheint auch nachher Diana in ihrer Haupteigenschaft, als die Göttin der Jagd. — Wehe dem, der ihre Nymphen entkleidet im Bade überrascht!

gespannten überwachten Laurer, und setzt sich zu dem Sorglosen, der nicht an sie dachte, lächelnd auf den Arm seines Lehnstuhls. Nicht mit diesem Lächeln, aber doch ungerufen und unerwartet, rührte sie mich dießmal an. Denn er saußte so dicht an mir hin, jener vom Himmelblauen Bogen der keuschen Jägerinn auf meinen Waffenbruder — oder Mitschächer (ich weiß nicht, ob rechter oder linker Hand) — abgesandte Pfeil, daß ich unwillkürlich nach ihm greifen mußte; und dieser Griff war Fang.

Ich komme, der strengen Göttin meinen Raub zu Füßen zu legen, und ihren himmelblauen Bogen zu küßen.

Doch vor Menschen muß man von Göttern menschlich reden. Also:

Lavater wird im Februar der diesjährigen Berliner Monatsschrift, S. 137. u. f. — Einmahl nicht mit Geschrey, sondern ganz gemach, als Sachwalter und redendes Beyspiel für die Zuläßigkeit giftiger anonymer Briefe, die Verbreitung ehrenrühriger, geheimer Nachrichten und schmähsüchtiger Aufsätze, (denn die Berliner Monatsschrift führt Lavatern ausdrücklich in Beziehung auf sich selbst an) mit allen bey der Berliner Monatsschrift hergebrachten Uebungen innerlicher und äusserlicher Sittlichkeit aufgestellt.

Der Aufsatz heißt: Ueber die Anonymität der Schriftsteller, und hebt folgendermaßen an: „Es ist „bekannt, welche neumodische seltsame Methoden itzt verschiedene deutsche Schriftsteller eingeführt haben, um „ihre Behauptungen zu begründen, und ihre Gegner zu „widerlegen. Wenn Schlettwein ein Projekt von „politischer Oekonomie träumt, so bietet er seinen Kopf „zum Unterpfande an. Wenn Ziehen eine lächerliche „Prophezeyhung bekannt macht, so leistet er einen Eid „für die Wahrheit derselben u. s. w.“ Dem Leser bleibt

es

es überlassen, am Ende ein unendlich passenderes Wenn hinzuzufügen; dieses nehmlich: Wenn ein Journalist giftige anonyme Briefe; ehrenrührige Nachrichten von Personen; Injurien nach allen Schattierungen, u s w. herausgiebt, verbreitet, vertritt und selbst zubereitet; so beruft er sich auf die Epistel an die Ebräer, weil wir von dem eigentlichen Urheber derselben keine vollkommene Gewißheit haben.

Der Verfasser redet von mehreren canonischen Büchern der Bibel. Er hätte noch höher greifen können. Denn selbst der Schöpfer der Welt ist in einem erhabenen Verstande Auctor anonymus genannt worden; und dieser Fingerzeig wäre der Würde der Herausgeber der Berliner Monatsschrift noch viel angemessener gewesen, als eine bloße Vergleichung ihrer heiligen Hefte mit den canonischen Büchern der Bibel.

Sed

Victrix causa diis placuit, victa Catoni.

Lavaters zerbrochenes Schild ist die Decke, welche die bescheidenen Herausgeber der Monatsschrift wählen; sie halten es, nach Art unserer kriegerischen Vorfahren, über ihre Häupter gebreitet, hohnlächelnd, in die Höhe, und der arme Knecht muß hinauf auf diese Tribune, und die Sache seiner Dränger zu der seinigen machen.

Aber der Redner über den Häuptern seiner Dränger liest ja aus einem Buche! — Laß doch sehen, ob es auch wirklich das Buch ist, welches er nennt, und darinn steht, was er liest.

Es ist das Buch: „J. C. Lavaters sämtliche kleinere prosaische Schriften, vom Jahr 1763 — 1783. Dritter Band.“ Da steht auch, hier im Vorbericht zu den Briefen an Hrn. Bahrdt, und dort in den Briefen selbst, zerstreut, was er gelesen hat. — Aber warum

gerade im Vorberichte abgebrochen, wo unmittelbar folgt: „Der erste von diesen zwei Briefen ist im Julius dieses „Jahrs (1763, zu Barth in Schwedisch Pommern; also „gerade vor 25 Jahren) an den Verfasser des verbesser„ten Christen in der Einsamkeit handschriftlich „gesandt worden. Da er, (dieser Verfasser) es aber, aus „was für Gründen weiß ich nicht, gut gefunden, ihn „nur Stückweise, und nicht in seiner natürlichen Ord„nung, seiner Abfertigung (im IIten Theile des verbesser„ten Christen in der Einsamkeit) einzurücken, so hat „man es für dienlich gehalten, denselben hier ganz ab„drucken zu lassen, und in dem zweyten die Gesinnun„gen zu rechtfertigen, die diesen Brief veranlaßt „haben.“

Ja, lispelt der Leser vom Schilde herunter, da steht auch noch einmahl nachdrücklicher in den Anmerkungen zu diesen Briefen, mit folgenden Worten: (zu S. 5—13.) „Dieser Brief, in dem genug Spuren von Jugendlichkeit sind, war, welches ich wohl zu merken bitte, nicht von MJR, sondern von Herrn Bahrdt, erst nur Stückweise herausgegeben. Er erhielt ihn in der Handschrift.“ (Derselbige III. Band. S. 331. die Revision).

Feiger Knecht, warum verschwiegst du dieses hier? Als ein Jüngling von 22 Jahren, da du in der Fremde und noch ohne Namen warst, schreibst du über ein Buch an seinen Verfasser; dieser Mann rückt dem zweyten Theile dieses Buches eine öffentliche Abfertigung mit Stellen aus deinem Briefe ein; darauf giebst du deinen Brief ganz heraus, und fügst einen zweyten bey, um die Gesinnungen zu rechtfertigen, welche den ersten veranlaßten: und weil du dieses thatest und nicht mehr,

duldest

Digitized by Google

duldest du hier als ein Pasquillanten *) Geselle zu prangern. — Aber da steht ja noch eine Anmerkung, welche gerade auf jene Worte hinweißt, womit der Vorbericht anfängt: „Es würde meinem Bedünken nach keine gute Anzeige seyn“ u. s. w. — Wie lautet denn diese? — „Obgleich in meiner Antwort (auf die öffentliche Abfertigung, welche den ersten blos handschriftlich gesandten Brief Stükweise, und nicht in seiner natürlichen Ordnung enthielt) „keine beleidigende Persönlichkeiten vor„kommen, und ich alles so zu schreiben mich befliß, wie „ein weiser, gewissenhafter Mann in Gegenwart seines „Gegners, allenfalls in einer wohlgesitteteten Gesellschaft „sprechen darf — und obwohl ich dennoch ganz beson„dere Gründe hatte, die sich nicht auf Herrn Bahrdt „bezogen — meinen Nahmen geheim zu halten, so schien

*) Wenn (nach dem Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten, Th. I. Abth. III. Tit. VIII. Absch. IX.) derjenige, welcher von dem andern solche Handlungen behauptet, die ihn, wenn er sie würklich begangen hätte, der Verachtung seiner Mitbürger, oder doch derjenigen Classe, zu welcher der Beleidigte gehört, aussetzen würden, die Vermuthung wider sich hat, daß er die Ehre desselben habe kränken wollen (§. 436); wenn ferner, weder die einer beschimpfenden Aeusserung beygefügten Protestationen und Bedingungen, noch auch selbst die Wahrheit des Vorwurfs, oder der Beschuldigung, die Vermuthung des Vorsatzes der Ehrenkränkung ausschließen (§. 438. 439. 440); und wenn endlich der unterscheidende Karacter eines Pasquills darinn liegt, daß dergleichen Ehrenkränkende Aeusserungen auf eine Weise vorgetragen worden, die eine schnellere und allgemeinere Verbreitung derselben, und die Bewürkung eines bleibenderen Eindrucks zur Absicht gehabt hat (§. 464 in der Note): so ist in obiger, manchem vielleicht hartscheinenden Stelle des Texts, blos die Sache mit ihrem eigentlichen Nahmen genannt worden.

Digitized by Google

„es mir doch seit langem schon edler, männlicher, wür-
„diger, auch zu diesem ersten Produkte meiner Jugend
„zu stehen; daher ich nicht nur jetzt meinen Nahmen
„dazu setze, und diese Schrift unter die meinigen auf-
„nehme, sondern sogleich nach der Publikation — kein
„Geheimniß daraus machte, auch bey der ersten Gelegen-
„heit es Herrn Doktor Bahrdt selbst schrieb. — Je-
„dermann weiß, daß ich seit vielen Jahren
„es mir zur heiligen Pflicht mache, meinen
„Nahmen zu allem zu setzen, was ich schrei-
„be, und daß ich es, sobald Persönlich-
„keiten eintreten, für eines jeden
„Mannes unverletzliche Pflicht hal-
„te, gegenüber des genannten sich
„zu nennen." (Derselbige III. Band. S. 331. Die Revision.)

Elender! Und du verschweigst auch dieses? — Doch weg mit dem Spuck auf dem Schilde. Wie die Sache nun da steht, taugt sie nicht mehr zum Scherze. Sie erinnert an jene Behandlung des Briefes eines ungenannten Freundes von Stark, welche dieser im zweyten Theile seiner Apologie beleuchtet hat. Ich verweise dahin *) ohne weiter ein Wort hinzuzufügen.

Düsseldorf den 7ten März 1788.

F. H. Jacobi.

„Zittert! betrogene Sterbliche, die ihr den Adel eu-
„rer Absichten zu eurer Gerechtigkeit macht! Das
„System

*) s. Starkens Apologie, Th. II. Abschnitt: Die dem Doktor Stark gemachte Beschuldigungen und seine Rechtfertigung. S. 116—141.

Digitized by Google

„System des heutigen Jahres, das euch den Beweiß „eurer Vordersätze erläßt, wird das Mährchen des mor„genden seyn. Schöpft Muth, betrogene Sterbliche, „die ihr unter den Nachwehen eurer guten Werke „verzweifelt, und die Fersenstiche eures Sieges fühlt! „Der Wille der Vorsehung muß euch angelegentlicher „seyn, als der Dünkel eurer Zeitverwandten und Nach„kommen.“

Am Gedächtnißtage Johannis

von

Johann George ooooꝛ

3.

Nach einem Balle.

1 7 7 4.

Noch seh' ich sie im Tanze leicht sich drehen,
Sie schweben, daß sie mit den Zehen
Den Boden kaum berührt.
Ich sehe noch sie auf und nieder gehen,
Wie, ohne daß sie selbst es spürt,
Sie hinterher die Herzen alle führt.
Ich sehe noch sie reisefertig stehen,
Und, wenn mich nicht die Eigenliebe trügt,
So spricht ihr Auge: „Freund! nicht mißvergnügt!
Zwar ohn' einmal dir gute Nacht zu sagen,
Verlaß' ich dich, doch ohne meine Schuld.
Allein ein Weilchen nur Geduld,
So wird die Schäferstunde schlagen.“

Digitized by Google

O lebten wir noch in den Feenzeiten!
O könt' ich doch durch einen Talisman
In eine Fliege mich verwandeln, könte dann
Nach Hause dich auf deiner Fahrt begleiten!
So aber seh ich hier von weiten
Dem gar zu schnellen Wagen nach,
Und seufze zu dem Himmel: Ach!
Ihr Engel! wollet sie geleiten!

Da steh' ich! Einsam, wie im Meer
Ein Fels, um dessen Haupt ein Dohlenheer
Vom Morgen bis zum Abend flattert,
An dessen Fuß so manche Seegans schnattert,
Doch ist er um und um von Nachtigallen leer.

Von allen Seelen, die mich lieben,
Auf einmal durch den Harz getrennt,
Bin ich nur hier, mich zu betrüben,
Hier, wo mein Herz fast Niemand kennt.
Das Städtchen dünkt mich eine Wüste,
Denn, ach! aus Liebe schlug mein Herz noch nie darin,
Bis Nante, o die holde Sängerin!
Mich Schwermutsvollen freundlich grüßte,
Und mit durch Einen Tropfen Lob
Den ganzen bittern Kelch versüßte,
Den seit drei Jahren schwer, der Gram zum Munde hob.

Was sucht' ich? Schönheit bloß? Sucht' ich Verstand allein?
Sucht' ich nur Wiz? das alles kont' ich finden!
Das Herz nur will durch mehr befriedigt sein.
Doch warum kan die Simpathie allein,
Mich fest mit Rosenschnüren binden?

Warum

Warum verweigert Herzen sie,
Die, wie es scheint, für mich empfinden,
Mein schmachtend Herz? Umsonst! Ein Plato selbst wird nie
Den Eigensinn der Simpathie,
So viel er grübeln mag, ergründen.
Heut ist sie bettelarm, und morgen Erösusreich;
Sie weis den Diamant heraus zu finden,
Und lig er neben Heklas Feuerschlünden,
Und unter tausend Kieseln gleich.
Dem Schiffer ähnlich, der in schwarzbewölkter Nacht
Umher in Klippen irrt, ohn' einen Port zu finden,
Dem endlich schnell ein Stern am Himmel lacht,
Um schneller wieder zu verschwinden,
Starr' ich ins Dunkle hin, und glaube zu erblinden,
Und frage mich: Schläfst, oder bist erwacht? —
Du kamst, du gingst die Treppe nieder,
Und, ach! du kehrest nicht zurück.
Du reisest, und wann seh' ich je dich wieder?
Doch, selbst mit Schmerz dich lieben, ist schon Glück.
So lieb ist nie mein Dasein mir gewesen,
Als seit dein Herz ich fand, das mich so ganz versteht!
Genug! — Mein krankes Herz mag nie auch gleich genesen
Als bis mit mir es einst zu Grabe geht.

Goekingk.

Digitized by Google

4.

Liebe nach der Kunst.

Eine Erzählung.

Fortsezung.

Er machte sich den Nachmittag früher, als man in W** Besuche zu geben pflegt, zur Gräfin auf den Weg. Er wolte ihr schwören, daß er sie anbete, und sein ganzes Schicksal ihr unterwürfe. Zu ihrem Unglücke fand er sie nicht zu Hause. Sein Mißmut darüber war unbeschreiblich. Da er nicht wußte was er anfangen solte, so beschloß er, in die Oper zu gehen, vorher aber noch einige Besuche zu geben. Er brachte Verdruß und Langeweile in seine Zirkel, und nahm sie wieder mit heraus in die Oper.

Er ging, um sich selbst nicht überlassen zu sein, in eine Loge, und erwartete ohne Ungeduld und Neugier den Aufzug der Couleine. Er war immer noch ausschliessend mit der Gräfin beschäftigt, als sich neben ihm eine andre Loge öfnete, und drei Damen hereintraten. Er sah sich nach ihnen um, ohne etwas dabei zu denken. Als er aber die Eine näher ins Auge faßte, blieb er gleichsam wie verzaubert mit seinen Blicken an ihr hangen.

Sie würde aber auch seine Aufmerksamkeit an sich gezogen haben, wenn sein Herz weniger von der Liebe beschäftigt, und wenn er bei der Gräfin von Z** auch glücklicher gewesen wäre.

Man lege die Majestät der regelmäßigsten Schönheit zu dem ganzen Zauber der Grazie; lege das Kolorit der frischesten Jugend zu dem bescheidenen Glanze

einer

einer klug versteckten Kunst; man entflamme zwei große schwarze Augen mit dem sanften Feuer der Liebe; bewege unruhige einen hohen, gewölbten Busen mit den süßen Ahndungen und Erwartungen eines jungen Herzens, auf welches Pracht, Glanz und Gewimmel der großen Welt das erstemal mit ihrer ganzen verführerischen Macht wirken: man nehme diese Züge zusammen, und ordne und verblase die Farben mit dem Pinsel einer warmen und unverdorbenen Fantasie; so wird ein weibliches Wesen hervorgehen, das demjenigen ähnelt, welches so plözlich unter den Augen des jungen Grafen hervorging, seine Blicke fesselte, und sein Herz in diejenige Unbehaglichkeit versezte, welche der Vorbote der feurigsten und doch der ehrfurchtsvollesten Liebe zu sein pflegt.

Er war wie versteinert. Seine hervorstechendsten Empfindungen waren wechselsweise Bestürzung und Entzücken, die sich auch wechselsweise in seinem Gesichte und in seinem ganzen Betragen spiegelten. Schüchtern und verstolen erforschte sein Auge das ganze System ihrer Reize, und führte seinem Herzen eine Kopie davon zu, deren Farben wie von der Morgensonne angestralt, die Farben des Originals überblendeten.

Der Graf war nicht der Einzige, auf welchen ihre Erscheinung wirkte. Das ganze Publikum war aufmerksam auf sie, und zeigte durch eine Art von Staunen, daß sie jezt zum erstenmal öffentlich erschienen sein mußte. Dieser allgemeine Aufstand verschafte dem Grafen eine gewiße angenehme Empfindung, nach welcher er wol gewünscht hätte, daß sie von Niemand ausser ihm gekant sein und je gekant werden mögte. Die Damen, die bei ihr waren, kante der Graf auch nicht, obgleich sie im höchsten und feinsten Geschmacke gekleidet waren, und dadurch Politur und Praxis der großen Welt verriethen.

Aber

Digitized by Google

Aber sie beschäftigten die Aufmerksamkeit des Grafen nur sehr schwach.

Seine Blicke hefteten sich immer noch ausschliessend auf die reizende Unbekante, und verließen sie nur dann auf einen Moment, wann ihre eignen Blicke ins Parterre oder in eine der Logen gegenüber fielen. Er verfolgte sie, und wann sie durch einen Zufall auf einer männlichen Figur hafteten, so war er flugs überzeugt, sie hätte einen — Liebhaber gesucht, und ihn gefunden. Er verfolgte, er deutete ihre kleinsten Augenwinke und Bewegungen, ohne noch zu wissen, was für eine Regung aus ihm handelte.

Diese hartnäckige Aufmerksamkeit, wodurch er sie gleichsam gefangen hielt, mußte ihr am Ende auffallen. Sie warf einen Blick auf ihn: er sah sie, ohne es zu wissen, starr an, und der Sinn, welcher in seinem Auge lag, überzog ihre Wangen mit einer flüchtigen Röthe. Mitten unter der Verzückung, die ihn ausser sich sezte, regte sich doch die Besorgniß in ihm, daß er ihr zu dreiste scheinen mögte; und ohne noch zu fühlen, daß er vor Begierde ihr zu gefallen brante, wolte er sich doch lieber Gewalt anthun, als sie eine böse Meinung von seinem Karakter fassen lassen.

Beinah eine Stunde war er in ihrem Anschauen versunken gewesen, als einer seiner jungen Freunde zu ihm in die Loge trat. Die Ideen, die ihn beschäftigten, waren seinem Herzen schon so werth geworden, daß es ihn schmerzte, sie jezt unterbrechen zu müssen. Er würde seinem Freunde nicht einen Laut gegönnt haben, wenn dieser nicht gleich bei seinem Eintritte das Gespräch auf die schöne Unbekante geleitet hätte. Er wußte so wenig wie der Graf, wer sie war; sie hatten mancherlei Vermutungen, aber keine gab ihnen Licht.

Der Freund des Grafen war einer von den zudringlichen jungen Leuten, die durch Geburt, Rang, Geld,

Digitized by Google

Geld, durch Nachsicht und Schmeicheleien der Damen eine Selbstgenügsamkeit, die an Unverschämtheit gränzt: kurz ein Wesen sich eigen gemacht haben, für welches die Franzosen die beiden Wörter Etourderie und Fatuité stempelten, welche wir unselbstständigen Deutschen nachsprechen, so wie wir die Sache, die sie ausdrücken, nachäffen müssen.

Dieser junge Herr rühmte die Reize der Unbekanten so ohne Rückhalt, er sahe sie so dreist und zuversichtlich an, daß der Graf G** über ihn und über sich selbst erröthete. Er stand wie auf Kohlen, weil er fürchtete, daß das Mißvergnügen der schönen Unbekanten über seinen Freund, auch auf ihn zurückfallen mögte. Er suchte alles hervor, um Jenen mit etwas anderem zu beschäftigen; und die Anstrengung, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, gab dem, was er sagte, solch ein passendes und treffendes Gewand, daß er sich in diesen Augenblicken über sich selbst erhaben dünkte, besonders, da er bei einigen glänzenden Einfällen bemerkt haben wolte, daß die Unbekante aufmerksamer auf ihn geworden, und daß sich ihr Mund einigemal sogar zum Lächeln verzogen hätte.

Die Oper war beinahe zu Ende, als der Graf von X, ein schön gebildeter, allgemein geschäzter junger Mann zu der Unbekanten in die Loge trat. Graf G** und er waren Freunde, und doch regte sich bei jenem, sobald er ihn sah, eine seltsame Empfindung, die aus Aengstlichkeit und Verdruß zusammengesezt war. Die Unbekante empfing ihn mit jener verbindlichen Ungezwungenheit, welcher eine nähere Bekantschaft und Achtung, die man dem Zweiten nicht versagen kan, zum Grunde liegen. Graf G** und Graf von X, machten sich wechselsweise eine stumme Verbeugung. So begierig auch jener war, das Mädchen kennen zu lernen, das jezt schon sein ganzes Herz gefangen hielt, so wolte er doch lieber

seiner Neugier eine schmerzliche Gewalt anthun, als sich durch einen Mann, der jezt schon seine ganze Eifersucht rege gemacht hatte, nähere Auskunft über sie zu verschaffen. Die Unbekante sprach mit dem Grafen von X; und obgleich kein anderes Wort, als über die Oper fiel, so woite der Graf G** doch bemerken, daß der Ton, worin sie sprächen Zärtlichkeit verriethe. Er wolte sie sogar über sehr bedeutende Blicke ertappt haben. Diese Bemerkung quälte ihn unsäglich. Sie schien ihm so liebenswürdig, daß er es nicht für möglich hielt, daß der Graf von X, und überhaupt die ganze Welt sie mit gleichgültigem Auge ansehen könte; und wiederum dünkte ihn der Graf so furchtbar, daß er nicht zu hoffen wagte, er würde von ihr mit gleichgültigem Auge angesehn werden können.

Da sie ihm von dem Augenblicke an, wo der Graf von X. erschien, ihre Aufmerksamkeit entzog, so ward er in dieser Vermutung noch mehr bestärkt. Er konte endlich die Pein, die ihm diese Idee erweckte, nicht länger aushalten. Er ging plözlich fort, um recht weit zu gehen, und ging — nicht über zehn Schritte. Das Verlangen, sie noch einmal zu sehen, und sich, wo möglich, ohne Beihülfe eines Zweiten über ihre Geburt und ihren Rang, Auskunft zu verschaffen, lies ihn nicht weiter, als an die Treppe kommen. Ein paar Augenblicke nachher erschien auch sie an der Seite des Grafen von X. Er folgte ihnen. Ein Wagen, woran weder Wapen noch Buchstabe war, fuhr vor; Bedienten ohne Livre waren an demselben, und es that sich überall kein aufklärender Umstand hervor. Der Graf von X. stieg mit den drei Damen in den Wagen, und sie fuhren davon.

Unser Graf war untröstlich. Mit einer Art von Verzweiflung lief er ein paar Straßen auf und ab, und nur in dem einzigen Umstande, daß solch eine vollkom-

mene

Digitized by Google

mene Schönheit nicht auf immer unbekant bleiben könte, fand er eine nothgedrungene Beruhigung.

Er hätte sich durch einen Besuch bei dem Grafen von X. leicht aus dieser Unruhe reißen können: aber was solte er als Ursach seiner ungeduldigen Neugier angeben? Mußte er nicht fürchten, daß ihn der Graf, troz der künstlichsten Versteckheit, auf die Spur kommen mögte? Und wenn es richtig war, was er von einer Liebschaft des Grafen und der Unbekanten vermutete, solte er jenen durch seine Erkundigung gleichsam warnen, auf seiner Hut zu sein?

Er ging mit wüstem Kopfe nach Hause, und sah nun endlich wol, daß die Ursache der Unruhe, Liebe war. Freilich war sie, wie es in den Romanen Sitte ist, unter Bliz und Schlag in sein Herz gefahren, aber eben deshalb war sie desto anziehender für ihn.

Mitten unter seinen traurigen Träumen, trat ihm doch zuweilen das Bild der Gräfin von Z** vor die Seele zurück; aber es war ihm unangenehm und überläftig. Nicht als ob er sie gar nicht mehr reizend fand, sondern weil sie im Vergleich mit seiner schönen Unbekanten an und für sich verlieren mußte. Er war entschlossener als je, ihr nie wieder ein Wort von Liebe zu sagen, und sich ganz seiner neuesten Leidenschaft zu überlassen. Es war ihm jezt lieb, daß sie ihn nicht erhört hatte: was hätte er mit ihrem Herzen anfangen sollen? Er hätte sie hintergehn müssen, und hätte er dies nicht meisterhaft genug gekont, so wäre sie seiner neuen Liebe auf die Fährte gekommen, und hätte ihr vielleicht tausend Hindernisse entgegen zu sezen gewußt.

Und doch wenn er überlegte, daß Die, die ihn untreu machte, ihn wol nicht einmal kennte, noch weniger liebte; daß der Graf von X, den er selbst für liebenswürdig halten mußte, vielleicht ihr beglückter Liebhaber war, den er eben darum auszustechen nie hoffen konte —

Digitized by Google

so schien es ihm wieder rathsamer, die Gräfin von Z** nicht aufzugeben, bei welcher das Eis doch schon gebrochen war, und deren Herz zu rühren er noch nicht alle Hofnung verloren hatte. Aber diese Gründe konten sich nicht lange gegen seine neue Leidenschaft halten. Er ging nach Hause, und dachte an nichts als an seine Unbekante.

An der Thür ergrif ihn eine Art von Schrecken. Der Gedanke, daß er die Gräfin von Z** bei seiner Mutter finden mögte, jagte ihm dasselbe ein. Er erkundigte sich bei ihrem Kammerdiener, ob die Gräfin da wäre? Ein schwerer Stein fiel ihm vom Herzen, als er erfuhr, daß sie nicht da wäre. Aber diese Beruhigung dauerte nicht lange. Die Gräfin erschien kaum zehn Minuten nach ihm.

Er war so aufgebracht gegen sie, so fest entschlossen, sie nicht mehr zu lieben, und doch fühlte er, daß sie immer noch mehr Gewalt über sein Herz hatte, als er wol glaubte. Aber der Eindruck, den die Unbekante auf ihn gemacht hatte, war so süß, ihre Schönheit so unwiderstehlich! — Kurz, so seltsam es einem Nichtkenner scheinen mag: er liebte alle Beide zugleich, und die ihm von beiden am nächsten war, die liebte er am meisten. Es wäre der Gräfin von Z** sehr leicht gewesen, den vollständigsten Sieg über ihre Nebenbulerin davon zu tragen, wenn sie nicht diesen Abend gerade übler Laune gewesen wäre. Sie erwiederte ein ganz simples Kompliment, welches er ihr machte, mit einem beinahe lächerlichen Stolze. Dies Betragen fiel ihm mehr auf, als wol sonst, und hatte die nachtheilige Folge für die Gräfin, daß es, weil es zu sehr vom Zaune gebrochen war, nichts zu grübeln und zu denken gab. Ihr übler Humor hielt den ganzen Abend an, und stieg dadurch merklich, daß sie den Grafen nicht so angelegentlich wie sonst um sich beschäftigt sah. Beim Abschiede war

er

Digitized by Google

er so mißvergnügt, wie sie. Sein Mißmut dauerte noch den ganzen folgenden Tag: er ging nicht zu ihr, und fand sie auch nicht an einem dritten Orte. Sie war ihm nicht mehr notwendig, weil sein Herz mit einem andern Bilde hinlänglich beschäftigt war. Er durchlief und durchforschte nach seiner Unbekanten alle öffentliche Gärten und Promenaden, war binnen Einer Stunde in drei Theatern, fand aber weder sie noch den Grafen von X. Den zweiten und dritten Tag machte er eben diese Runde, aber immer vergebens.

Die schöne Unbekante verlor nichts dadurch. Er holte ihr Bild mit einem unbeschreiblichen Entzücken immer von neuem in seine Seele zurück. Daß ihre Geburt der seinigen keine Schande machte, war ihm nicht im mindesten zweifelhaft: nicht ihre Schönheit, sondern jenes feinere Wesen in Anstand, Blicken und Worten, welches den Mann und die Frau von Gehurt und Erziehung von allen Uebrigen unterscheidet, überzeugte ihn fest davon; aber lieben, und nicht wissen, Wen, war doch eine unerträgliche Lage? Was konte er seiner Liebe für Befriedigung versprechen, wenn es ihm nicht möglich war, sich Auskunft über den Gegenstand derselben zu verschaffen? Hatte er diese erst, so war es nicht mehr schwer, sie zu sehen und zu sprechen. Sein Rang öfnete ihm jedes Haus; und konte seine angebete Sylphide durch seine Bekantschaft nicht geehrt werden, so konte sie doch auch keine Schande davon haben. Dieser Gedanke machte ihm Mut, und flamte seine Liebe immer heftiger an.

Er hatte die Gräfin von Z** nun in drei Tagen nicht gesehen; aber es war ihm nicht schwer geworden, ihrer zu entbehren. Periodenweise sehnte er sich zwar nach ihr, aber diese Sehnsucht glitt leicht über sein Herz hin, und starb fast immer in eben den Moment, wo sie auflebte. Es war nicht mehr jener erste unwiderstehliche

Digitized by Google

Drang: er konte sie ohne Verzückung sehen, und ohne Schmerz verlieren. Indessen fühlte er doch immer noch für sie dies zweideutige Etwas, welches man in der großen Welt Liebe nennt, was aber nichts als modisches Bedürfniß und Eigenliebe ist, er wäre nicht böse darüber geworden, wenn er auf sie hätte wirken können; aber ungern hätt' er es gesehen, wenn sie ihm ernstliche Neigung zurückgegeben, und auch von ihm eine solche verlangt hätte. Er wäre lieber jene gemächliche Verbindung mit ihr eingangen, welche flache Koketterie in der ersten Stunde knüpft, um sie in der zweiten wieder aufzulösen. Eigenliebe und Sinlichkeit zogen ihn immer noch zur Gräfin hin, und mit denselben vereinigte sich der ungewisse Erfolg seiner neuen Liebe, um einen gänzlichen Bruch mit der Gräfin zu verhüten. Er sann sogar auf Mittel, die Eine zu gewinnen, und die Andere zu behalten. Indessen schien ihm die strenge Tugend der Gräfin unüberwindlich, und da er nach der reiflichsten Ueberlegung sich nicht überzeugen konte, so weit bei ihr zu kommen, als seine Sinlichkeit wol wünschte, so haftete er endlich auf der, welche ihm am beßten gefiel, bis auf weitere Verfügung von Seiten der beiden Damen und der — Gelegenheit.

Während der drei Tage hatte die Gräfin von Z** jede Stunde gehoft, ihn zu ihren Füßen zu sehen. Als sie aber zu Ende des dritten klar zu sehen glaubte, daß er sie mit Fleiß vermiede; so bestimte sie die Besorgniß, ihn zu verlieren, zu dem Entschlusse, ihn nicht mehr so streng als vorher zu behandeln. Nach dem, was er ihr gesagt und gezeigt hatte, war es ausser allem Streit, daß er sie liebte: und doch, jezt kein Wort mehr davon! Was solte sie thun? Das deceneteste Mittel war, zu erwarten, daß die Liebe, die sich, besonders in solch einem unerfahrnen Herzen, nicht lange zwingen kan, endlich selbst wieder reden würde: aber dies war

nicht

Digitized by Google

nicht das sicherste Mittel. Daß er sie ganz aufgegeben haben könte, fiel ihr nicht ein: sie glaubte, daß sein Benehmen nur ein Kampf gegen sein eigenes Herz wäre, und daß er eine Leidenschaft zu unterdrücken strebte, von welcher er Folgen für seine Ruhe befürchtete. Zwar schien ihr diese Lage seines Herzens nicht unvortheilhaft für sie; aber sie hielt es doch für gefährlich, ihn lange in derselben zu lassen. Konte ihm nicht von einer Andern Schadloshaltung für seine bisherigen Unruhen geboten werden, die er bei seinem Durste nach Liebe, ohne sich lange zu bedenken, annehmen würde?

Aber, wie solte sie ihm, ohne die Decenz, ihre angebetete Beherrscherin zu beleidigen, den Zustand ihres Herzens kund geben? Zweideutige hingeworfene Aeusserungen, wußte sie wol, wirkten nicht auf ihn, und doch lies es die ehrfurchtgebietende Rolle, die sie einmal gegen ihn angenommen hatte durchaus nicht zu, daß sie sich ohne Umschweife gegen ihn erklärte!

In dieser Unschlüßigkeit machte sie der Gräfin von G** einen Besuch. Ihr Sohn war von einer neuen Streiferei nach seiner Unbekanten noch nicht zurück; und als er endlich kam, wäre er beinah umgekehrt, als er hörte, daß sich die Gräfin von Z** bei seiner Mutter befände. Aber zwei Umstände hielten ihn zurück: es wäre Beleidigung für die Gräfin von Z** gewesen, und hätte ihr die Vermutung erweckt, daß er über sein Herz, welches sich einmal ganz von ihr losreissen solte, immer noch nicht Herr genug wäre. Er ging also in das Zimmer seiner Mutter, und fand die Gräfin, mitten unter einer grossen und lebhaften Gesellschaft, nachdenkend und stum. Er näherte sich ihr mit einer Art, welche weder Kaltsinn noch Verlegenheit zeigte. Nur in seinen Augen schwam eine kleine Wolke von Verdruß, daß die Nachforschungen dieses Tages ihm immer noch keine Auskunft über seine schöne Unbekante verschaft hatten. Er unterhielt, nicht ohne

Digitized by Google

Zwang die Gräfin mit gesellschaftlichen Gemeinplätzen. Sie wurde derselben bald überdrüßig und stand auf. „Nur zwei Worte Herr Graf!“ sagte sie, und ging voran in ein Nebenzimmer.

Dies Benehmen hätte auffallen müssen, wenn sie es mit jedem Andern als dem Grafen gewagt hätte. Aber mit ihm hätte sie sich noch mehr erlauben können, ohne daß es die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft würde auf sich gezogen haben. Der Graf folgte ihr in höchster Verlegenheit. Was will sie mir sagen? dachte er: Was soll ich ihr antworten?

Sie sah ihm eine Weile mit starren Blicken an, und brach endlich das Stillschweigen:

„Sie werden es seltsam finden, G**, daß ich Erklärung von Ihnen fodere!“ —

„Von mir, gnädige Gräfin?“ —

„Ja, von Ihnen! Ihr Betragen seit drei Tagen ist mir unerklärbar. Ich maß mir die Schuld davon bei, aber genau untersucht, finde ich an mir keine. Was haben Sie mir vorzuwerfen? Erklären Sie sich, rechtfertigen Sie Ihr sorgloses Betragen gegen mich!“ —

„Sie sezen mich in Erstaunen, gnädige Gräfin. Ich glaube der Ehrfurcht, die ich Ihnen schuldig bin, durch nichts zu nahe getreten zu sein. Sie haben mir erlaubt, meine herzlichste Freundschaft Ihnen zu widmen, und ich glaube.“ —

„Schöne Worte! Wenn ich nur Worte von Ihnen wolte, so könte ich zufrieden sein. Aber man kan Ihnen nicht trauen: seit drei oder vier Tagen benehmen Sie sich so gegen mich. — Geständniß wäre besser als Rechtfertigung. Genug, Sie sollen sich erklären!“ —

Der Graf blieb stum.

„Ist es blos Laune, daß Sie meine Freundschaft aufgeben, oder glauben Sie Ursache dazu zu haben? Sie sehen, daß ich die Entfernung zwischen meinem und Ihrem Alter

Digitized by Google

Alter vergessen habe; aber ich traute Ihnen auch troz Ihrer Jugend, Gesetztheit zu: ich behandelte Sie nicht, wie ich einen jungen Mann hätte behandeln sollen, sondern als einen Freund, auf den ich rechnen könte, und den ich mir gern erhalten hätte. Wenn Sie das Gewicht dieses Geständnisses fühlen, so erklären Sie sich endlich, auf welchen Fuß ich Sie behandeln soll! Besonders mögt ich wissen, warum Sie mich seit einigen Tagen vermeiden? Und warum Sie, wenn Sie mich nicht vermeiden konten, gleichsam wie verdrüßlich von der Seite standen?" —

„Ich soll Verbrechen gestehen, deren ich mich nicht schuldig weis! Wenn es Ihnen schien, als ob ich Sie vermiede, so wissen Sie, warum es geschah; und wenn ich in Ihrer Gegenwart meinen vorigen Ton gegen Sie nicht gewagt habe, so geschah es aus Besorgniß, daß Sie ihn nicht gern angegeben hören mögten." —

„Richtig! Aber konten Sie diesen Ton nicht vergessen? Konten Sie nicht den ersten wieder angeben, worin ich Ihnen noch immer geantwortet habe? Ich gesteh, es that mir leid, aber doch mehr Ihretwegen als meinetwegen, daß Sie gedrungen wurden, mir Dinge zu sagen, die mir mißfallen mußten." —

„Jezt sehe ich, gnädigste Gräfin, wodurch ich mir Ihren Unwillen zugezogen habe; aber nie hätte ich geglaubt, daß Sie mir solch ein großes Verbrechen daraus machen würden. Daß Ihre Schönheit Eindruck macht, ist Ihnen nichts neues, und ich werde auch nicht der Erste sein, auf den sie so lebhaft gewirkt hat. Sie hätten mir verzeihen sollen, was ich Ihnen zu gestehen wagte, weil Sie solcher Geständnisse so sehr gewohnt sein müssen." —

„Nein, nein, über Ihr Geständniß bin ich nicht" —

Sie errötheté flüchtig, und hätte das Wort „böse" gern verschluckt; aber es kam doch mit einem halblauten Geflüster hervor.

Digitized by Google

„Wenn Sie mich auch wirklich liebten," fuhr sie fort: „so wären Sie darum nicht minder strafbar! — Was konte Sie seit jenem Abend, wo Sie sich erklärten, und wo ich mich erklärte, so verändern? Sie lassen sich nicht sehen, und mein Haus ist Ihnen doch unverboten. Ich seh Sie endlich wieder, und kaum gönnen Sie mir einen Blick." — O, G** wirbt man so um ein Herz? —

„O, wüßten Sie, in was für einen Zustand Sie mich gesezt haben." —

Er stürzte ihr zu Füßen. Sie fuhr zurück:

„Himmel! Knien? Stehen Sie auf! Was würde man denken, wenn man uns so überraschte?"

„Daß ich Ihnen ewige Liebe und Hochachtung schwöre!" —

„Sie lieben mich also wirklich, wünschen ernstlich Gegenliebe?" —

„Ja, ja, wirklich ernstlich! Erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen tausendmal sagen und wiederholen darf; daß ich hoffen darf" —

„Jezt ist mein Herz noch ruhig, und ich mögte nicht gern diese Ruhe einbüßen; indessen — Aber nein, ich habe Ihnen nichts zu sagen; auch nicht rathen sollen Sie, was ich Ihnen habe sagen wollen: ich befehle es Ihnen." —

Mit diesen Worten entschlüpfte sie ihm; aber zwei oder drei der zärtlichsten Blicke flogen für ihn zurück. Diese galten der Liebe, ihre Entfernung der Decenz.

Die Neuheit dieses Auftritts überraschte den Grafen; aber mehr Liebe gab sie ihm nicht. Es ist gewis, daß sich die Gräfin, wenn sie seine neue Liebe geahndet hätte, noch weniger gegen ihn gezwungen, und daß sie sich dadurch seiner noch fester versichert haben würde. Die Neigung, welche er zu seiner Unbekanten gefaßt hatte, war noch nicht so tief gewurzelt, daß sie einem feurigern Benehmen

nehmen von Seiten der Gräfin hätte Stand halten können. Er hätte ohne Zweifel ein stilles, gemächliches Glück in ihren Armen, den Mühseligkeiten einer Eroberung vorgezogen, die er erst noch machen solte, und die ihn allen angegebenen Umständen nach sehr schwer dünken mußte. Hätte die Gräfin dies gewußt, so würde sie ihm ihre Zärtlichkeit nicht länger zu verbergen gesucht haben. Aber kaum war sie seiner Liebe von neuem gewis, so behandelte sie ihn wieder nach ihren alten Grundsäzen: Er solte hoffen, sie mit der Zeit zu gewinnen; aber er solte sie nicht schon gewonnen zu haben glauben.

Der Graf kam in den großen Saal zurück. Er fühlte wenig Liebe, glaubte aber recht viel zu fühlen. Seine vorige Schüchternheit war ihm wieder zurück gekommen. Er war unschlüßig, wie er sich nehmen solte. So deutlich auch ihre Erklärung war, fand er doch nichts darin, was ihn seines Siegs gewis gemacht hätte. Dazu kam, daß sich die Gräfin ihrer gewönlichen strengen Miene wieder bemächtigt hatte. Zwar hätte er leicht sehen können, daß sie mehr der Gesellschäft als ihm galt; aber er sahe das Gegentheil. Er hatte nicht Mut genug, sich ihr zu nähern, oder sie nur anzusehen.

Diese Zurückhaltung war nicht in dem Plane der Gräfin: sie suchte ihn durch kleine Vertraulichkeiten in Worten und Blicken aufzumuntern; sie gab ihm sogar zu verstehen, daß zwei Menschen mit feuriger Liebe im Herzen unter den Augen einer zahlreichen Gesellschaft, in einer höchstpeinlichen Lage wären; und legte es ihm dadurch nahe genug, sie um eine Zusammenkunft unter vier Augen zu bitten. Wirklich erwartete sie dies lange mit unerschöpflicher Geduld; als sie aber endlich sah, daß ihm dieser Gedanke nicht einmal von weitem kam, so war sie so großmütig, ihn noch einmal unter ihre Vormundschaft zu nehmen. Sie warf ihm die Frage hin: ob er morgen nöthige Geschäfte hätte? — „Daß ich nicht

Digitized by Google

nicht wüßte!“ erwiderte er.— „Wird man Sie sehen?“ fuhr sie fort: „Ich bin zu Hause, und darf auf keinen starken Besuch rechnen. Sie sollen meine Einsamkeit ein wenig mit fühlen. Ich habe Ihnen ohnedies etwas zu sagen.“ — „Da fortfahren, wo Sie es heute ließen?“— „Könte sein! Man weis nicht immer vorher, welchen Ton Sie einem in den Mund legen dürften? Werden Sie kommen?“ — „Gewiß!“ —

Der Graf reichte ihr die Hand, um sie nach ihrem Wagen zu führen. Er glaubte, daß Sie ihm dieselbe drückte. Er gab ihr den Druck zurück, voller Angst, daß er sich zuviel herausgenommen haben möchte. Aber ein neuer fester Druck dankte ihm dafür, und plözlich erwiederte ein noch festerer von seiner Seite diesen Dank. Aus Höflichkeit mußte er so fortfahren, und ein leiser Seufzer bewies von ihrer Seite, daß sie überzeugt war, sie würden sich von nun an besser verstehn lernen. Aber leider! hatte nur sie diesen Seufzer verstanden.

Er hatte sie nicht sobald aus den Augen verloren, als der Gedanke an die bevorstehende Zusammenkunft mit ihr, ihm etwas näher als vorher antrat. Eine förmliche Zusammenkunft, bei seiner Jugend und Unerfahrenheit: dies schien ihm etwas stark. Sie darf auf keinen starken Besuch rechnen? das hieß doch wohl aus der Sprache der Dezenz übersezt: „ich werde gar keinen Besuch haben?“ Sie hatte ihm die Hand gedrückt: das ganze Gewicht dieses Umstandes kante er freilich nicht; aber er wußte doch, daß solch ein Druck bei Personen zweierlei Geschlechts, eine wunderbare Energie hätte, und nur in bedeutenden Situationen gebraucht würde. Wäre es also doch wol möglich, daß die tugendhafte Gräfin von Z**, die ihm verbot sie auch nur zu errathen — unmöglich, — unmöglich!

Digitized by Google

Indessen beschloß er, auf jeden Fall zu ihr zu gehen. Großes Unglück könte ihm nicht begegnen; und zudem war ihm die Gräfin immer noch schön genug, um ihn den folgenden Tag mit Ungeduld erwarten zu lassen.

Aber so lebhaft er sich mit ihr beschäftigte, zog doch periodenweise das Bild der schönen Unbekanten von neuem seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Das erhaltene Rendezvous selbst, welches eigentlich ihre Macht über ihn auf eine Zeitlang hätte aufheben sollen, gab Gelegenheit, daß er sich desto lebhafter mit ihr beschäftigte. „O," rief er ziemlich laut auf seinem einsamen Zimmer: „wenn sie mir dies Rendezvous gegeben hätte! — Aber nein, sie ist zu vorsichtig und klug, irgend jemand eins zu bewilligen! —. Aber" (bei dieser Vorstellung drängte sich sein ganzes Blut nach seinem Herzen) „aber X, könte doch wol Eins von ihr erhalten!"

Er sprang hastig auf, und lief einigemal im Zimmer auf und ab, um sich von diesem entsezlichen Gedanken loszumachen.

„Wo mögen sie aber sein?" fuhr er fort: „wie können sie beide meinen Nachforschungen entgangen sein? Ist sie nur immer da, wo er ist?"

Er lief wie vorher im Zimmer auf und ab.

„Aber," fuhr er fort, „wäre es nicht besser, wenn ich mich von dieser lächerlichen Leidenschaft losmachte? Bin ich nicht auf dem Punkt, mit Gegenliebe von der Gräfin beglückt zu werden, die mir auch sehr werth sein muß? Diese will ich aufgeben, um mein ganzes Herz an ein Mädchen zu hangen, das wie ein Bliz erschien und wieder verschwand, und das ich vielleicht einmal wieder sehe, um zugleich den Triumf eines Andern zu sehen, der ihre Hand und ihr Herz davon getragen hat!"

Diese Vorstellung beruhigte ihn etwas.

„Sei

„Sei es, wie es wolle," fuhr er fort: „was kümmert sie mich! — Indessen kan es doch nicht schaden, wenn ich nachforsche, wer sie ist, und woher sie kam. Ich werde dadurch mein Herz desto eher wieder beruhigen können."

An diesen Gedanken hing er sich mit Gewalt, und es gelang ihm, wenn er dabei die entzückende Aussicht auf das bevorstehende Rendezvous näher herzuholte, das Bild der schönen Unbekanten mit etwas mehr Kälte anzusehen. Wirklich nahm diese Zusammenkunft seine Phantasie nach und nach gänzlich ein, besonders, da sich endlich noch seine Eigenliebe mit seiner Sinlichkeit vereinigte. Er hatte immer die glücklichen Sterblichen beneidet, die von Rendezvous erzählen konten; und er kam sich jezt, da ihn eins erwartete, so respektabel vor, daß diese Einbildung die Stelle der feurigsten und wahresten Liebe in seinem Herzen vertrat. Indessen beschloß er doch, gleichsam wie zum Ueberfluß, den andern Tag zum Grafen von X zu gehen, um sich Auskunft über die schöne Unbekante zu verschaffen. Die Mitternacht kam immer näher, und er schlief endlich ein. Noch in dem lezten Augenblicke, bevor der Schlaf seine Sinne gefangen nahm, war seine Sinlichkeit bei der Gräfin von Z**, aber sein Herz bei der schönen Unbekanten.

Den andern Morgen war sein erstes Geschäft, den Grafen von X aufzusuchen. Er hatte die Frage, die er ihm vorlegen wolte, so sorgsam einstudirt, als ob Jener die geheimen Regungen seines Herzens auf der Stelle auskundschaften würde. Es ging ihm, wie allen jungen Männern, die das erstemal lieben: jedes Auge dünkt ihnen ein Kundschafter, jeder Kundschafter ein Spötter. Der Trieb, welchen die Natur zum Inkognito verurtheilt hat, scheint, aus diesem lichtscheuen Zuge geschlossen, auch der reinsten und ehrerbietigsten Liebe beständig zum Grunde zu liegen.

Sein

Digitized by Google

Sein Kutscher fuhr ihm nicht rasch genug. Er brante vor Begierde, den Grafen zu sprechen, und zitterte vor Furcht, daß er ihn in wenig Augenblicken sprechen würde. Sein Herz ward ihm schwer, und wechselsweise wieder leicht, als er ihn nicht zu Hause fand. Man sagte ihm: er wäre seit einigen Tagen auf dem Lande.

Diese Nachricht richtete eine gewaltige Zerstörung in seinem Herzen an: seine Unbekante war auch seit einigen Tagen aus W** verschwunden! Sie war gewiß mit ihm aufs Land gefahren!

Liebe und Eifersucht erwachten in ihm zugleich. Er schloß von seinem Schmerze auf das Entzücken des Grafen. Er war überzeugt, daß sie diesen liebte, und doch ward seine Liebe unheilbar durch diese Ueberzeugung.

Es war ein schöner Frühlingstag. Seine Unruhe trieb ihn in den Augarten. Halb verzweifelt rante er die engsten und dunkelsten Alleen auf und ab. Endlich sezte er sich in eine überwachsene Nische. Er hatte kaum einige Minuten da gesessen, als er zwei weibliche Stimmen hinter seinem Rücken vernahm. Voll Verdruß über diese Störung wolte er aufspringen, aber ein innerer, unwilkürlicher Zug hielt ihn zurück. Eine süße Stimme, die ihm mit der Stimme seiner Unbekanten, welche er, beiläufig gesagt, nie laut gehört hatte, viel Aehnliches zu haben schien, fesselten seine Aufmerksamkeit. Er hatte ja ihr Bild im Herzen, mithin dünkte es ihn nicht unmöglich, daß sie selbst wol im Augarten sein könte.

Er bog die Zweige hinter seinem Rücken behutsam auf die Seite, und es gelang ihm, anfangs den Umriß von zwei weiblichen Figuren, und endlich auch ihre Gesichtszüge zu unterscheiden. Ein plözlicher Schlag durchfuhr sein ganzes Wesen. Er ließ die zurückgebogenen Zweige wieder vorfallen, sprang auf, that einen Schritt vor-

Digitized by Google

vorwärts, that ihn wieder zurück, bog die Zweige von neuem auf die Seite, ließ sie wieder vorfallen, und bog sie wieder zurück, um zu horchen. Kurz, sie war es selbst, seine angebetete Unbekante, die mit einer andern Dame in einer gegenüberstehenden Nische saß. Ihre Erscheinung wirkte auf ihn mit einer Gewalt, daß er sich selbst vergaß, daß er sogar den Grafen von X vergaß.

Er war auf der grausamsten Folter. Solte er sich entfernen, und sich selbst des süßen Glücks, sie zu sehn, berauben? Oder solte er bleiben, und als ein neugieriger Horcher ertapt werden? Die Liebe siegte: Er saß, und sah, und horchte.

„Ich gestehe," ließ sich die Unbekante vernehmen: „daß mir das Vergnügen, für schön gehalten zu werden, nicht gleichgültig ist: ich mag es sogar wohl hören, daß man es mir sagt. Aber dies Vergnügen nimt mir den Kopf nicht so sehr ein, als Sie nach dieser Aeusserung wol denken mögen. Ich halte es nicht für reeller, als es wirklich ist; aber deshalb mag es wol nicht weniger gefährlich für mich sein."

„O," erwiederte die andre Dame: „so übergefährlich auch doch nicht! Nur muß man sich so wenig als möglich davon beherschen lassen." —

„Ich denke ganz anders über diesen Punkt," erwiederte die Unbekante: „jemehr man sich damit beschäftigt, desto gewisser und früher bekömt man es sat." —

„So würde eine Kokette sprechen, was Sie doch nicht sind! Wenn Sie irgend etwas zu fürchten haben, so ist es Ihr eigenes Herz: es ist zu fein gestimt, und macht alles zu Ernst."

„Davon habe ich noch keine Probe. Bis jezt hat noch keiner der Herren, die mir versichert haben, daß ich schön sei, und die es wirklich im Ernste meinten, Eindruck auf mich gemacht. Ich bin noch jung; aber die Ge-

Digitized by Google

Gefahren einer Liebschaft sind mir wol bekant, und was ich von den Männern gehört habe, dringt mich, auf meiner Hut zu sein. Unter allen, die ich kenne, ist, den Grafen ausgenommen, keiner, der Unterscheidung verdiente. Es wimmelt von lächerlichen Narren, die sehr witzig, sehr unterhaltend, und mir doch sehr widerlich sind. Ich schmeichle mir nicht, ein ganz unempfindliches Herz zu haben; aber bis jezt habe ich noch keinen gefunden, der es hätte unruhig machen können." —

„Sie sind nicht aufrichtig: ich habe Ursach zu glauben, daß doch Einer von dem Geschlechte, das Ihnen so gleichgültig ist, Gnade vor Ihnen gefunden habe. Aber der Graf von X. ist es nicht." —

„Diese Idee tragen Sie schon seit ein paar Tagen mit sich herum: aber wie und worauf kan sie sich stützen? Ich bin erst so kurze Zeit in W**; ich bin unter Ihren Augen nicht weggekommen; meine Bekantschaften sind I[illegible]ekantschaften: bezeichnen Sie mir doch den Mann, etwas näher, für den ich brennen soll. Sie wissen, ich bin offenherzig: haben Sie's getroffen, so haben Sie auf der Stelle mein Ja!" —

„Nun denn! Erinnern Sie sich noch an Ihren Unbekanten, den Sie damals ein wenig oft ansahen; von dessen Witz und Verstand Sie plözlich solch eine gute Meinung faßten? — Was er sagte, war artig, doch zu wenig und zu allgemein, um über diese Punkte entscheidend zu sein. Aber diese Willfährigkeit, dennoch zu seinem Vortheile zu entscheiden, ist Liebe, oder führt zur Liebe. Wollen Sie noch andre Beweise, die noch weniger zweideutig sind als diese, und auf die Sie wol selbst nicht verfallen mögten?"

Die schöne Unbekante schien etwas unruhig zu werden; gleichsam als ob sie sich nicht ganz sicher wüßte:

„Ich mögte sie wol hören!" —

„Wissen Sie noch, mit welcher Hastigkeit Sie mich fragten, wer er wäre? Wie angenehm Sie überrascht wurden, als Ihnen X zwei Tage nachher, denn eher hatten Sie nicht Mut, ihn zu fragen, seinen Stand und Namen sagte? Erinnern Sie sich noch an Ihre stillen Seufzer, an Ihre Zerstreuung während unsres Aufenthalts auf dem Lande? Und jezt noch: woher das stille und sanfte Schmachten Ihrer Augen? Woher die Unruhe, woher das Erröthen, das Ihnen in diesem Augenblicke meine Bemerkungen abdringen? Bei Andern kündigt sich die Liebe so an, vielleicht bei Ihnen nicht?“ —

Die schöne Unbekante erröthete wirklich; aber, wie es schien, nur darüber, daß sie roth geworden sein solte.

„Wenn das ist,“ erwiederte sie: „so bin ich ganz anders als Andre. Ihre Bemerkungen sind richtig, aber Sie sollen gestehen: [illegible] am rechten Orte. Es ist wahr, daß ich Sie nach dem Unbekanten gefragt habe: aber nehmen Sie die vermeinte Hastigkeit von dieser Frage weg so ist nichts natürlicher. Seine starren Blicke drangen sie mir ab: sie waren mir lästig. Daß ich den Grafen erst nach zwei Tagen dieselbe Frage that, kam daher, daß ich ihn ganz wider vergessen hatte. Doch gesteh ich, daß seine Figur und sein Anstand viel Edles und Ungezwungenes zeigte: ein Vorzug, welchen ich unter allen jungen Leuten, die ich jenen Tag sah, an ihm ausschließend bemerkte. Ich erinnere mich auch an das, was er sagte: es dünkte Sie selbst sehr fein und glücklich gewandt; Sie selbst machten mich auf einige Züge aufmerksam, die mir entwischt waren. war es auch Liebe, was Ihr Gedächtniß so geschärft hatte? Ich war während unsers ländlichen Aufenthalts düster und zerstreut: auch das ist wahr. Aber rechnen Sie nichts auf die Langeweile, die mich auf dem

Lande

Lande nothwendig verfolgen mußte, seitdem ich W** gesehen habe? Und wie steht es nun mit der Liebe, die Sie mir so unbezweifelt abgemerkt haben wollen?" —

„O, es läßt sich noch manches erinnern!" —

„Ich will Ihnen helfen. Sie sollen sehen, daß ich aufrichtig bin. Ich gesteh Ihnen: er hat mir nicht misfallen; aber das ist auch Alles. Wenn mir sein Bild zurückkömt, so ist es in keiner ihm unvortheilhaften Gestalt, aber es interessirt mich nicht näher. Wenn die Beschreibung trift, die Sie vorhin von der Liebe machten, so ist es ganz gewiß nicht Liebe, was ich für ihn empfinde." —

„Aber die Liebe stielt sich unter tausenderlei Masken in ein unerfahrnes Herz; und eh man sichs versieht, hat sie uns zu Schritten verleitet, deren wir uns nie fähig gehalten hätten." —

„Das wäre großes Unglück!" —

„Ich mache Sie aufmerksam darauf! Man kan gegen sein eigenes Herz nie zu sorgfältig auf seiner Hut sein." —

„Das glaube ich auch, und dies ist um so gewisser, da unter den Liebhabern der Beste der Unruhen nicht werth ist, in die wir uns seinetwegen verwickeln. — "

„Dies Urtheil ist zu allgemein, und darum für einzelne Ausnahmen zu hart. Doch bleiben Sie bei dieser Vorstellung. Es giebt so wenig Männer, die einer wahren und aufrichtigen Liebe fähig sind; wir werden so oft die Opfer unsrer gutherzigen Leichtgläubigkeit und ihres Flattersinns, daß Gefahr dabei ist, auch nur einen Einzigen für eine Ausnahme von der Regel gelten zu lassen. Besonders ist es Interesse, sich zu überzeugen, daß Keiner Ihrer werth sei. Es kan sein, daß Sie das Opfer der Konvenienz werden müssen: hüten Sie sich also vor der schrecklichen Situation: den

Digitized by Google

Einen lieben müssen, während Sie den Andern lieben wollen." —

Die schöne Unbekante schien unruhig zu werden. Sie stand auf, und die andere Dame folgte ihr. Sie wandten dem Grafen, der ganz Auge und Ohr gewesen war, den Rücken, und verschwanden.

Der Graf hatte mitten unter der Unruhe, die ihm ihr Gespräch verursachte, den Entschluß gefaßt, ihnen zu folgen; weil er aber nicht wolte, daß man ihn als Horcher entdecken solte, so schlug er eine andere Allee ein, in welcher sie ihm aber doch begegnen mußten.

Er wußte nun, daß der Graf von X ihre Gegenliebe nicht hatte, aber er ward um nichts ruhiger dadurch. — Wer war dieser Unbekante, an den sie sich mit so sichtbarer Theilnehmung erinnerte? Zuweilen wagte er den Gedanken, daß er es wohl selbst wäre. Er erinnerte sich, daß auch er sie so hartnäckig angesehen hatte, daß es ihr hätte mißfallen können; auch er hatte mancherlei gesprochen, womit er damals selbst nicht übel zufrieden gewesen war; auch die übrigen Züge paßten alle auf ihn. Was sie von seiner Figur und seinem Anstande gesagt hatte, fand er in der That sehr gegründet, mehr aus Verlangen, dieser glückliche Unbekante zu sein, als aus Selbstgenügsamkeit und Ueberzeugung, daß er es wirklich wäre. Diese Vorstellung machte ihn auf einige Augenblicke unbeschreiblich glücklich, ward aber sehr bald von andern verdrängt, die eben so natürlich und wahr sein konten. Er hatte sie damals nicht aus den Augen verloren, schien von ihren Reizen hingerissen gewesen zu sein: aber war er der Einzige, auf den sie so unwiderstehlich gewirkt hatte? schien nicht das ganze Haus in einer ähnlichen Verzückung zu sein? Er hatte sie in der Oper gesehen: aus ihrem Gespräche sah er aber weder Ort noch Zeit, wo sie den Unbekanten gesehen hätten. Die Züge, die er

sich

Digitized by Google

sich anpaßte, konten eben so gut auf einen Andern paßen.

„O!“ rief er in dieser peinlichen Ungewißheit aus: „was kan mir auch daran liegen, zu erfahren, wer es ist, wenn ich es nicht bin? Wenn es auch X. nicht ist, wird dadurch meine Unruhe gehoben?“

Unter diesen Betrachtungen, die ihm desto schmerzlicher waren, je treffender sie ihn dünkten, war er die Allee hinangegangen, welche die beiden Damen herunter kommen mußten. Er sah sie in der Ferne auf sich zukommen, und Entzücken und Verwirrung bemächtigten sich seiner mit gleicher Gewalt. Er fühlte sich glücklich, ihr so nahe zu sein, und war mehr als einmal Willens, sich durch ein plözliches Umkehren dies Glück selbst zu stelen. Er hatte aus der Ferne seine Blicke starr an sie geheftet, aber je näher sie kam, desto unstäter wurden sie. Ein heftiges Zittern fuhr ihm durch alle Glieder, und Füße und Hände schienen ihm plözlich ihre Dienste zu versagen. Er wolte bemerken, daß sie auch ihn aus der Ferne angesehen, ihre Blicke aber plözlich abgewandt hätte, als sie den seinigen begegnet wären. Er schrieb diese Erscheinung der Hartnäckigkeit zu, womit er sie angesehen zu haben glaubte, und war überzeugt, daß derselben, wo nicht Ekel und Verdruß, doch gewiß Mismut über seine Zudringlichkeit zum Grunde gelegen hätte. Er konte sich von dieser grausamen Besorgniß nicht losreissen. Sie bemächtigte sich seiner so ganz, daß er sie, als sie dichte vor ihm vorbei ging, nicht ansehen konte, daß er sogar seine Blicke auf die Seite wandte. Und doch wolte er bemerkt haben, daß die schöne Unbekante seiner gar nicht gewahr geworden wäre. Dies unverkenbare Zeichen von Verachtung machte ihn mismütig: seine Eitelkeit sagte ihm, das hätte er nicht verdient. Weil es ihm aber nicht möglich war, länger als fünf Minuten so geringschäzig von sich zu denken, so überzeugte

zeugte er sich: die weibliche Bescheidenheit hätte sie zu diesem Benehmen gezwungen.

Die beiden Damen gingen so langsam, daß er glaubte, er dürfte sie wol noch einmal einholen, ohne daß er es darauf angelegt zu haben schiene. Er setzte also seinen Weg fort, unterließ aber nicht, sich öfters umzusehen, um herauszubringen, welchen Weg sie einschlagen würden, und um (was ihm wol noch näher am Herzen liegen mogte) die schöne Unbekante bei einigen verstolnen Rückblicken zu überraschen. Aber davon sah er nichts. Auch gingen sie unangehalten vorwärts auf den großen Salon zu, und nahmen ihm dadurch die Hofnung, daß sie wieder umkehren würden. Aber er kehrte plözlich um, schlug eine Seitenallee ein, die in die Richte führte, und kam solchergestalt mit ihnen zugleich an die Thür des Salons. Er trat ehrfurchtsvoll zurück, und ließ sie neben sich hinein, wofür er von Beiden eine Verbeugung bekam. In diesem kurzen Momente fiel ihm alles ein, was er in den Romanen von herlichen Gelegenheiten seine Schöne zu sprechen, von der Geistesgegenwart, womit die Helden solche Gelegenheiten ergriffen, und von den glücklichen Folgen, welche sie für die hofnungslose Liebe gehabt hätten, je gelesen hatte, aber er mußte sich wundern, daß unter allen diesen gedruckten Gelegenheiten nicht eine einzige war, die ihm jezt an der Thüre des großen Salons große Dienste hätte thun können. Er wünschte herzlich, daß sie einen Fehltritt thun, daß sie mit dem Kleide an der Thüre hangen bleiben, oder daß ihr eine plözliche Ohnmacht zustoßen mögte; aber nichts von dem allen kam seinem dürstenden Herzen zu Hülfe: sie kam mit ihrer Begleiterin wohlbehalten in den Wagen, und fuhr davon.

Zum Unglücke war er zu Fuße, und deßhalb nicht im Stande, ihrem Wagen zu folgen. Er verwünschte tausendmal den thörigten Einfall, daß er zu Fuße nach

dem

dem Augarten gegangen war, gleichsam als ob er hätte vorher wissen können, daß ihm seine Unbekante daselbst erscheinen würde, um — von neuem zu verschwinden.

Mit vollem Herzen ging er nach Hause. Er liebte sie feuriger als je. Der Unbekante, von welchem sie gesprochen, und die Gleichgültigkeit, womit sie ihn behandelt hatte, vermehrte seine Liebe, statt sie zu vermindern. Um seine Unruhe und seinen Mismut auf den höchsten Grad zu treiben, mußte ihm noch das Rendezvous bei der Gräfin von Z** bevorstehen. Das Bild dieser nachsichtsvollen Dame, machte ihm jezt wenig Vergnügen, und er hätte alles gethan, um auf heute ihren Anblick zu vermeiden. Die Erscheinung seiner Unbekanten hatte ihn überzeugt, daß er nur für sie wahre Liebe; für die Gräfin aber nichts, als jene vorüberflatternde zweideutige Neigung fühlte, die alle junge Männer von Ton bei dem Anblick einer hübschen Frau befällt, und die er vielleicht nicht einmal für sie empfunden haben würde, wenn sie nicht selbst dieselbe bei ihm erweckt und unterhalten hätte. Die Gefühle, die er für seine Unbekante nährete, waren von so feiner und uneigennüziger Art, daß er lieber durch ihre Liebe unglücklich, als durch die Liebe der Gräfin glücklich hätte werden mögen.

Aber dies unselige Rendezvous! — Wie solte er es ablehnen? Und, wenn er es nicht ablehnte, wie solte er sich dabei nehmen?

„Was soll ich bei ihr?“ dachte er: „Warum gab sie mir ein Rendezvous? Ich verlangte es nicht! Ich werde von neuem hören müssen, daß man mich nicht lieben will, daß man gar zu fein fühlt! — Wolte der Himmel, daß es nur dabei bliebe! Aber man war gestern so zärtlich, man ließ sich so willig errathen! Vielleicht sezt es noch einen Kampf zwischen Tugend und

Digitized by Google

Liebe; aber wer steht mir dafür, daß ich nicht das Unglück habe, die Tugend sinken zu sehen!“

Er war eine Zeitlang ziemlich fest entschlossen, gar nicht zur Gräfin zu gehen: er wolte ihr schreiben, daß wichtige Geschäfte ihn verhinderten. Nur wußte er nicht, wo er diese wichtigen Geschäfte hernehmen solte. Die Gräfin wußte eben so gut, als er selbst, daß er dergleichen nicht haben konte. So schwebte er zwischen Wollen und Nichtwollen den ganzen Tag hin und her, und als er endlich des Entschlusses, die Gräfin doch aufzusuchen, Meister wurde, war es schon so spät, daß die Gräfin, die ihn nun nicht mehr erwartete, unterdeß alle Besuche, die bei ihr vorfuhren, angenommen hatte. So kam es, daß der Graf eine Menge Leute bei ihr fand. Dies war ihm bald lieb, bald leid, und er freuete und schämte sich wechselsweise.

Die Gräfin empfing ihn mit der äusserſten Kälte: kaum daß sie die Augen von einer Zeichnung verwandte, die sie eben angefangen hatte. Auch er ward ihr mit seiner Höflichkeit nicht sehr drückend; und da er ihr kein Wort abgewinnen konte, so stellte er sich zu einem Spieltisch, und sahe den Spielern in die Karte, aber ohne zu wissen, was sie spielten, und wie sie spielten.

Sein Benehmen war auf jeden Fall sehr beleidigend, und sie schien es auch tief zu empfinden; aber er bekümmerte sich wenig darum, wenn er nur sicher war, daß sie es ihm nicht sagen konte. Doch sie war nicht Willens, ihn ungestraft durchschlüpfen zu lassen: je länger sie mit der Strafe zögerte, desto gewisser und schwerer solte sie ihn treffen. Wirklich die Beleidigung war blutig. Er läßt sie warten; er kömt endlich, und entschuldigt sich nicht einmal, daß er sie hat warten lassen; thut, als ob er es nicht einmal nöthig hätte; ignorirt ihren Mismut — konte es einen frechern Verbrecher geben?

Sie

Sie wartete eine Zeitlang, daß er von selbst wiederkommen solte; als es ihm aber nicht einmal von fern einzufallen schien, stand sie auf, ging erst ein paarmal im Zimmer herum, und trat endlich neben ihn. Ihr Putz war heute so bezaubernd, daß er seine Blicke, wie sein Herz wol hätte fesseln sollen. Ein Deshabille so einfach und doch so edel, durch die feinste Kunst gewählt und zusammengesezt, und doch der Natur so täuschend nachgebildet, umschloß und umwebte ihre majestätische Figur; ihr Haar schwamm in einer Umwindung, die nur das feinste Gefühl für Grazie und Ebenmaß so reizend hervorzubringen vermogte, über ihre Schultern und über einen Busen herab, der sich zwar wie alle ihre übrigen Schönheiten sanft auf die Kunst gelehnt hatte, aber dessen blendendes Weiß, durch das leicht angeflogene Roth ihrer Wangen erhöht, ihr die jugendlichen Reize zurück gab, die funfzehn Jahre früher durch sich selbst entzückten, jezt aber durch die feinern Grazien der Kunst und Erfahrung bezauberten und fesselten.

Sie näherte sich ihm, als ob sie, wie er, dem Spiele zusehen wolte. Vorhin hatte er sie nicht so genau angesehen, aber jezt mußte er es gleichsam wider seinen Willen. Sein erster Blick auf sie, gewan ihre Sache. Er war gezwungen, ihre Schönheit anzuerkennen. Ein sanftes Feuer funkelte in ihren Augen, alle ihre Züge waren von einem feinern sinlichen Verlangen und von der heimlichen Freude, sein Herz gewiß zu haben, sichtbar belebt. Er fühlte, wann er sie ansah, eine gewisse bescheidene Vertraulichkeit, wozu es ihr ernstes und strenges Benehmen gegen ihn nie vorher hatte kommen lassen. Heute war sie nicht jene kalte, unempfindliche Tugendheldin, sondern ein fühlbares Weib, das gerade so fühlbar scheinen wolte, als es ihr Herz wirklich war. Ihre Blicke begegneten den seinigen,

hefteten sich schmachtend auf ihn, und theilten den Eindruck, den ihre Figur auf seine Sinne gemacht hatte, dem Innersten seines Herzens mit. Einige Seufzer, die sie zurück zu drängen strebte, vollendeten das Werk, und in diesem gefährlichen Augenblicke war es, wo sie, seine ganze Liebe zu seiner Unbekanten im Triumphe davon trug.

Die Gräfin war zu schaufsichtig, als daß sie den Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, nicht augenblicklich hätte bemerken sollen. Sie wolte ihn auch nuzen. Nach einen Blick voll unbeschreiblicher Zärtlichkeit ließ sie sanft auf ihn sinken: und dann wandte sie ihm den Rücken, und sezte sich wieder zu ihrer Zeichnung.

Ohne zu wissen, was er that, ohne selbst sich seiner bewußt zu sein, taumelte er ihr nach, und sezte sich ihr gegenüber. Sie schien mit ihrem Crayon so tief beschäftigt zu sein, daß sie sich nicht einmal einen Blick auf ihn abmüßigen konte. Er wartete eine Weile auf ein Stichwort als sie aber stum blieb, hub er endlich mit zitternder Stimme an:

„Die Zeichnung fesselt Sie unbeschreiblich!“ —

An seiner Stimme merkte sie, was in seinem Innern vorging. Ohne ihm zu antworten, sah sie auf seine Tabatiere, die er in der höchsten Verlegenheit aus einer Hand in die andre warf. Er ermannte sich etwas, und fuhr fort:

„Sie sind heute wirklich nicht ausgewesen?“

Ein kleines boßhaftes Lächeln verzog ihren Mund.

„Mein Gott, nein doch!“ erwiederte sie; „Wenn mir recht ist, habe ich es Ihnen gestern schon gesagt!“ —

„Wie ist es möglich, das ichs habe vergessen können!“

„O,

„O, rechnen Sie sich die Kinderei nicht als ein Verbrechen an! hatte ich doch auch vergessen, das Sie kommen wolten! Für solche kleine Fehler haben Sie meine Verzeihung immer schon voraus. Wir würden ohnedies allein gewesen sein: und was hätten wir uns sagen wollen? Ein solches Tete-a-Tete ist oft mehr langweilig, als ängstig.“ —

„Das weis ich nicht! Aber ich wünschte so feurig“ —

„O, das Geschwäz! Sprechen Sie entweder in einem andern Tone mit mir, oder bleiben Sie sich mehr gleich! Geben Sie nicht einer wahren Kinderei die lächerlichste Wichtigkeit! — Oder trauen Sie mir wirklich zu, daß ich die feurigen Wünsche, wovon Sie vorhin sprachen für Ernst aufnehmen könte? — Wenn Sie mich zu sehen wünschten, wer wehrte es Ihnen denn?“ —

„Ich selbst! Ich fürchte mich vor Ihnen! Habe ichs nicht Ursach?“ —

Bei diesen Worten grif er unter Zittern und Zagen nach ihrer Hand. Sie zog sie nicht zurück, und sah ihn lächelnd an: „Und nun, was weiter?“ sagte sie.

„Sie sollen mir sagen, ob Sie mich lieben!“ —

„Und wenn ich es Ihnen sagte, würden Sie mich darin noch lieben? — Ich sage Ihnen nichts: errathen Sie mich, wenn Sie können!“ —

Sie sah ihn mit einem Blick voll Bedeutung an.

„Aber Sie haben es mir verboten!“ —

„Wirklich? Soviel glaubte ich Ihnen noch nicht einmal gesagt zu haben: und mehr — erfahren Sie nicht!“ —

Er drang in sie, sich noch näher zu erklären, aber sie blieb stum. Von beiden Seiten in zehn Minuten kein

kein Wort; aber Blicke genug! Er hatte immer noch ihre Hand. Sie brach endlich das Stillschweigen:

„Was ich gut bin! Was Sie für ein Kind sind! Die Szene ist höchst lächerlich! — Aber ernsthaft: ich glaube Ihnen gesagt zu haben, daß ich aufrichtig bin, und es freut mich, daß ich Ihnen Proben davon geben kan. Ich habe von Natur keine lebhaften Empfindungen, und bedurfte weder Ueberlegung noch Anstrengung, mich vor den Verirrungen der Jugend zu verwahren. Wenn ich mir also jetzt solch eine Verirrung zu Schulden kommen ließe, so wäre sie mir aus tausend Gründen weniger zu verzeihen, als je: ich wäre in Gefahr, mich höchst lächerlich zu machen. Und doch fühle ich etwas für Sie. — Also nur noch ein Wort: Benehmen Sie sich so, daß ich von jener Seite nichts zu fürchten habe. Darf ich Ihnen hierin erst trauen, so sollen Sie mit mir zufrieden sein!“ —

Sie zog ihre Hand sanft aus der seinigen, und ließ ihre Blicke seitwärts auf den Boden sinken. Dann fuhr sie fort:

„Dies Geständniß wird mir schwer; und glauben Sie mir, es ist mein Erstes von dieser Art. Ich hätte es länger zurückhalten sollen, meines eigenen Interesse wegen zurückhalten müssen; aber ich hasse Affektation, und kein Mensch würde sich schiefer dabei benehmen, als ich.“ —

Sie reichte ihm ihre Hand wieder, und fuhr fort:

„Treue und Vorsichtigkeit ist alles, was ich von Ihnen verlange. Ich erspare Ihnen dadurch, daß ich Ihnen selbst ein Geheimniß gestehe, welches sie sehr spät erforscht haben würden, viele Unruhen und niederschlagende Erklärungen. Dies sei Ihnen genug: wenn Sie es verdienen, so sag ich Ihnen mit der Zeit noch mehr.“ —

„O gnädigste, gnädigste Gräfin“ —

„Ruhig!

Digitized by Google

„Ruhig! ich verlange jezt keinen Dank! Sie würden sich nicht behutsam genug dabei nehmen, und dies ist es eben, was mir die meiste Sorge macht. Vielleicht können wir später hin weiter davon sprechen.“ —

„Nein, Gräfin, ich lasse Sie nicht, als bis Sie mir gesagt haben, daß Sie mich lieben!“ —

Sie entzog ihm ihre Hand, und sah ihn ernsthaft an:

Sie können den Werth dieses Geständnisses unmöglich in seinem Umfange fühlen, wenn Sie es mir jezt (mit einem Blick auf die übrige Gesellschaft) abdringen wollen! Thun Sie, was ich gesagt habe. Wer weis, was man jezt schon von unsrer geheimen Konversation denkt und sagt!“ —

Der Graf hatte Mühe, in ihr Verlangen zu willigen. Sein Glück machte ihn trunken. Er blieb, während sich die Gräfin ans Spiel stellte, auf seiner Stelle sizen, und verlor sich in Betrachtungen und Träumen. Sein Auge hörte die Gräfin beständig, und auch sie stand so, daß sie alle seine Blicke auffangen und zurückgeben konte.

Eine Weile nachher meldete man der Gräfin die Baronesse von Schenk und ihre Tochter. Dieser Name war dem Grafen wohl bekant: die Baronesse war ihm von mütterlicher Seite ziemlich nahe verwandt; aber ein Familienzwist hatte sie seit geraumer Zeit von seiner Mutter entfernt gehalten. Ueberdies hatte sie fast beständig auf dem Lande gelebt, und daher kam es, daß der junge Graf sie nie persönlich hatte kennen lernen.

Sie erschien mit ihrer Tochter. Wie vom Donner gerührt, sprang er auf: denn in der jungen Baronesse von Schenk sah er — seine angebetete Unbekante. Es wäre vergebens, die Zerstörung zu schildern, die ihr Anblick in seinem Herzen anrichtete. Liebe, Erstaunen,

Ent-

Entzücken, Schaam, Reue und Erwartung kämpften wechselsweise in demselben, und raubten ihm Gedanken und Fassung.

Er ward von der Gräfin von Z** der ältern Baronesse aufgeführt. Sie sprach einige Worte mit ihm, doch in einem Tone und mit einer Miene, die auf ihr Verhältniß mit seiner Mutter sichtbar Bezug hatte. Wenn er ihr nicht sehr gefiel, so gefiel auch sie ihm nicht sehr: sie war zwar noch schön genug, aber ihr Aeußeres hatte etwas stolzes, und verrieth keinen sanften Karakter. Ihre Tochter that noch fremder gegen ihn, kaum daß sie sich entschließen konte, ihm auf das Kompliment, welches er ihr machte, zu antworten. Zwar konte es sein, daß sie es gar nicht verstanden hatte, denn die Verwirrung, worin sich sein Herz und sein Kopf befanden, ließ ihn keinen hellen Gedanken fassen, vielweniger sagen. Indessen griff ihn der Kaltsinn der Tochter gewaltiger ans Herz, als die Gleichgültigkeit der Mutter. Sie war still, und gleichsam beängstigt durch seine Gegenwart: die halben Blicke, die von Zeit zu Zeit auf ihn fielen, zeigten wechselsweise entweder von Unmut oder von Zerstreuung. Ihre Mutter unterhielt sich mit der Gräfin von Z**, und ihnen beiden verwehrte Niemand, ein gleiches zu thun; aber der Graf war mit seiner Liebe zu lebhaft beschäftigt, als daß er auch nur ein Wort, welches mit derselben nicht zusammenhing, hätte hervorbringen können: und doch hätte er bei dieser Lage der Sachen eine Erklärung wagen dürfen? Der Gedanke an das, was er im Augarten von ihr gehört hatte, der Kaltsin, womit sie ihn jezt behandelte, der Verdacht einer geheimen Liebe zu jenem Unbekanten: diese drei Umstände machten sein Verhältniß gegen sie höchst unbehaglich. Mehr als einmal versuchte er ein Gespräch anzuknüpfen, aber ihr umwölkter, trübsinniger Blick schreckte ihn immer wieder ab.

Stum

Stumm saß er ihr gegenüber. Das Gewimmel von Vorstellungen, die sich seinem Herzen aufdrangen, beschäftigte ihn zu ausschließend, als daß ihm eine vollständige Periode hätte glücken sollen. „Wie war es möglich," dachte er bei sich selbst, daß ich nur einen Augenblick glauben konte: ich sei ihr Unbekanter! Mit welcher Gleichgültigkeit, mit welcher schmerzlichen Verachtung sie mich behandelt! O dieser Unbekante: er ist seines Glückes bei ihr schon gewiß! Sie hat ihm schon gestanden, daß sie ihn liebt; sie genießen das Glück einer wechselseitigen Zärtlichkeit ohne Rückhalt und Zwang; und ich — ich nähre eine unglückliche Leidenschaft, die auch des entferntesten Strals der Hofnung entbehren muß! Durch welch ein unbegreifliches Spiel der Umstände, muß eben der Moment, wo sie mir die feurigste Liebe anzaubert, der Triumpf ihres Stolzes sein?"

Diese schmerzlichen Ideen drückten ihn zu Boden, heilten ihn aber nicht. Er war noch tief darin versunken, als man eine gewisse Frau von Felser meldete. Er bemerkte sie kaum, als sie eintrat; aber sie bemerkte ihn desto eher: sie schien ihn mit Blicken, die man einer Kokette von Vierzig kaum verzeiht, versengen zu wollen. —

Unterdessen kam die Zeit herzu, wo die Gesellschaft bei der Gräfin von Z** sich allmälig zu zerstreuen pflegte. Er stand auf dem Punkte, die junge Baronesse von Schenk zu verlieren; und fühlte jezt lebhafter als vorher, wie innig sie mit seinem Herzen verwebt war. Sie war jezt sein höchstes Gut geworden; und er wolte es, wenn es in seiner Gewalt stände, nicht länger dem Zufalle überlassen, ob er sie wieder sehen solte, oder nicht. Wäre der Zwist zwischen seiner Mutter und der Baronesse nicht gewesen, so hätte ihm das Haus der Lezteren unverweigert offen gestanden; aber jezt hielt ihn Besorgniß

sorgniß vor einer demüthigenden Antwort zurück, sie um Erlaubniß zu einem Besuche in ihrem eigenen Hause zu bitten.

Die Gräfin von Z** unterhielt sich immer noch mit der ältern Baronesse. Er näherte sich ihnen.

„Ich weis nicht!“ sagte die Baronesse: „aber ich bemerke seit einiger Zeit an ihr einen unverdrinlichen Trübsinn, der mich unruhig macht.“

„Sie scheint zu sehr an die Einsamkeit gewöhnt zu sein,“ erwiderte die Gräfin: „wir wollen von Morgen an unsre Maasregeln nehmen, sie zu zerstreuen.“

„Auch mich interessirt die Stimmung meiner Cousine!“ sagte der Graf mit einer gewissen ängstlichen Sinnigkeit zur Baronesse von Schenk: „wenn mir bis Morgen ein wirksames Mittel sie zu zerstreuen einfällt — darf ich es Ihnen mittheilen?“ —

„Ich halte Sie nicht gerade für den Mann, von dem man in dieser Sache guten Rath erwarten könte,“ erwiederte die Baronesse lächelnd: „aber es schadet nicht. Kommen Sie nur, Sie werden mir ein Vergnügen machen.“ —

„Wenn Sie das Willens sind,“ sagte die Gräfin von Z** ganz leise zu ihm: „so kommen Sie morgen Nachmittag, und holen Sie mich ab!“ —

Der Graf nahm diesen Vorschlag mit Entzücken an. Die süße Hofnung, seine Angebetete wieder zu sehen, schloß ihm die Augen gegen das vorhergehende Rendezvous bei der Gräfin, und gegen die eigentliche Veranlassung, welche dasselbe haben könte.

Die folgende Nacht war eine der unruhigsten seines Lebens. Wenn seine Eigenliebe allein sein Herz hätte befriedigen können, so würde er minder unruhig gewesen sein. Eine der berühmtesten Damen, die Frau von Felser, war ausschließend beschäftigt, ihm zu gefallen; die Gräfin von Z** war im Begrif, die kühnsten

seiner

Digitized by Google

seiner Wünsche zu befriedigen. Konte es besonders in Absicht der Erstern, die weniger durch ihre Schönheit, als durch ihre männischen Abentheuer die Augen des ganzen Publikums und den Neid ihres ganzen Geschlechts auf sich gezogen hatte, eine glänzendre Lage für einen jungen Mann geben? Aber sein Herz blieb gleichgültig gegen dies Glück, welches hundert andre seines Alters und Standes für das Allerhöchste gehalten hätten, weil eben dies Herz nicht von der Eitelkeit, sondern von der Liebe jezt ausschließend beherscht wurde.

Er war unschlüßig, ob er es seiner Mutter sagen solte oder nicht, daß er Bekantschaft mit der Baronesse von Schenk gemacht hätte, weil er fürchtete, sie mögte ihm den Umgang mit ihr verbieten. Er hätte ihr in diesem Fall ungehorsam sein müssen, und darum wolte er anfangs sich nicht damit herauswagen. Aber wiederum, wenn er ihr das Ganze verhaug, konte es doch auch nicht lang unentdeckt bleiben. Er hielt es also endlich am rathsamsten, für seine Liebe und für seine Pflicht, seiner Mutter alles zu entdecken. Er that es, und sie hatte nichts dawider; sie erklärte sogar, daß ihm der Umgang mit der Baronesse in Absicht seiner Ausbildung sehr vortheilhaft werden könte. „Aber," sezte sie hinzu, „mag sagt mir, ihre Tochter sei schön! Hast du sie gesehen, und ist es so?" —

Diese unschuldige Frage brachte ihn so aus aller Fassung, daß er um ein Haar gesagt hätte: er kennte ihre Tochter gar nicht. Aber er besann sich, und erhohlte sich von dieser Verwirrung, um sich in eine andre zu stürzen. Er sagte seiner Mutter, was er von der jungen Baronesse hielt: aber er borgte seine Farben von einer aufgeregten Fantasie, die ins Ueberirdische malte. —

„Dein Lob ist sehr feurig!“ unterbrach ihn seine Mutter: „Du mögtest wohl lieber mit der Tochter umgehn, als ich mit der Mutter?“ —

Der Graf erschrack. Jezt erst bemerkte er, daß er schon zu viel gesagt hatte.

„Ich freue mich,“ fuhr seine Mutter fort: „daß ich jezt Gelegenheit habe, dir von meinem Plane in Absicht Deiner einen Wink zu geben; aber er geht nicht auf die junge Baronesse von Schenk. Sie sagt deinem Karakter nicht zu, und ich mögte nicht gern, daß Du Dich ernsthaft mit ihr einließest.“ —

Er strengte alle seine Kräfte an, ihr seine innere Bewegung zu verbergen, und es gelang ihm desto leichter, sie diesfals irre zu führen, da sie ihn über alles liebte.

„Doch, mein Sohn,“ fuhr sie fort, „der Umgang, den Du mit ihr anknüpfen wilst, mag Liebe oder keine Liebe zum Grunde haben: ich werde und darf Dich auf keinen Fall zwingen. Liebst Du sie, so ist es vergeblich, Dirs zu verbieten; liebst Du sie nicht, so habe ich Erfahrung genug, um zu wissen, daß dein Herz erst Feuer fangen würde, wenn ich Dir den Umgang mit ihr untersagte.“ —

Dies Gespräch war ihm zu peinlich, als daß er es nicht sobald als möglich hätte abbrechen sollen. Er entfernte sich unruhiger als je.

Er fuhr zur bestimten Zeit zur Gräfin von Z**, und fand sie, troz ihren Drohungen, sich vor ihm in Sicherheit zu sezen, ganz allein in ihrem Zimmer. Sie empfing ihn mit einer zärtlichen Vertraulichkeit, und erhielt dafür von ihm — Kälte. Tiefe Verbeugungen, ehrfurchtsvolle und ernsthafte Blicke, waren alles, was er ihr für ihre Zärtlichkeit von gestern, und für die Wonne zurück gab, womit sie ihn heute überschütten wolte. Wie stimte dieser Kaltsin und diese Zurückhaltung

Digitized by Google

tung mit seinem Entzücken von gestern? Sie glaubte Ursach zu haben, sich über ihn zu beklagen, und wagte sich doch nicht damit heraus. Sie sah ihn befremdet an, und suchte die Glut, die gestern sein Herz sprengen wolte, vergebens in seinen Blicken. Er schien ihr nicht der Liebhaber, der nach Liebesglück strebt, sondern der dieses Glückes schon übersatt hat. Er stotterte in der Folge einige Gemeinplaze her, welche die Liebe aus ihrer Sprache längst verbannt hat: dies brachte sie vollends ausser sich. Da sie sich keiner Schuld bewußt war, so fiel sie plözlich auf die Frau von Felser, und fing an zu glauben, daß seine heutige Gleichgültigkeit durch sie veranlaßt würde. Konte ihre Zudringlichkeit nicht den jungen unerfahrnen Mann gewonnen haben?

Diese Vorstellung war ihr äusserst schmerzhaft. Eine Frau von zweideutigem Rufe, die weder jung noch schön war, solte ihr in einer Stunde die Frucht von drei mühseligen Monaten geraubt haben, gerade zu dieser Zeit, gerade jezt, wo ihre süssesten Hofnungen erfüllt werden solten, wo sie seines Herzens gewiß zu sein glaubte, wo sie alle Zweifel überwunden, alle Vorurtheile besiegt hatte!

Der Gedanke an das Fräulein von Schenk und an die Aeusserung seiner Mutter, beschäftigten ihn so ausschließend, daß er die Pein der Gräfin nicht einmal bemerken, vielweniger sie davon befreien konte. Als er sah, daß sein Mismut bei ihr mit jeder Minute stieg, so war sein Entschluß bald und rasch gefaßt: „Wolten wir nicht zur Baronesse von Schenk?“ sagte er. — „Ja!“ erwiederte sie trocken: Ich wartete nur darauf, daß Sie sich daran erinnern solten. — „Es wäre eine lächerliche Zerstreuung,“ erwiederte er: „wenn ich mich erst daran erinnern müßte!“ — „Und doch konte es wol Zerstreuung sein!“ erwiederte sie: „Sie kön-

Digitized by Google

um alles vergessen haben, nur nicht die — Frau von Felser!“

Diese Frau von Felser, die er nicht solte vergessen können, hatte indeß so wenig Eindruck auf ihn gemacht, daß er jezt eben erst an den Besuch dachte, wovon sie ihm das Versprechen abgedrungen hatte. Doch war ihm die Eifersucht der Gräfin von Z** nicht zuwider. Es lag ihm daran, daß sie den eigentlichen Gegenstand seiner Wünsche nicht ausforschte; und es war ihm lieb, daß sie grade auf die Frau von Felser fiel: denn wenn es ihm um Rechtfertigung zu thun war, so konte sie ihm Keine so leicht machen, als eben diese Dame. Er mußte noch einige gelinde und starke Vorwürfe von der Gräfin hören, und darauf sezten sie sich in den Wagen, und fuhren zur Baronesse von Schenk.

Sie fanden sie mit ihrer Tochter ganz allein. Leztre hatte ein Buch in der Hand, das sie bei ihrem Eintritte weglegte. Ihr Anzug war prächtig und geschmackvoll, konte aber die sanfte Schwermut nicht verbergen, die, wie den Abend vorher, ihr ganzes Wesen beherschte. Auch empfing sie den Grafen mit eben der höflichen Kälte, wie den Tag vorher.

Nach einer Weile meldete man den Grafen von X. Sein Eintritt sezte den Grafen G** in eine peinliche Unruhe. Jenen schien die Gegenwart dieses ebenfalls zu befremden, und seine Unruhe, die unserm Grafen eine Bewegung von Eifersucht schien, vermehrte die Unruhe des Leztern. Die Vertraulichkeit, womit jener sich gegen die beiden Baronessen benahm, das freundschaftliche Zuvorkommen der Mutter, die sanfte Freude der Tochter: alles bestärkte ihn in seiner Vermutung, und spante sein Herz auf die Folter. Eine Bewegung von innerer Wut bemächtigte sich seiner, wenn er den Grafen ansah. Es ward ihm unendlich schwer, an sich zu halten: kaum konte er ihn grüßen, und ihm auf

ein

Digitized by Google

ein sehr feines Kompliment auch nur eine Silbe zu antworten, vermogte er vollends nicht über sich.

Der Graf von X. näherte sich der jungen Baronesse mit jenem Feuer, das Augen und Wiz belebt, wenn man zu gefallen sucht. Er sagte ihr tausend schöne Dinge mit so viel Wiz und Feinheit, daß der Graf G** unwillkürlich an zu zittern fing, wenn er bedachte, was er ihr erst unter vier Augen Schönes sagen mögte. Sie lächelte ihn so zutraulich an, hörte ihn so gefällig zu, bestrebte sich so sichtbar, ihm zu antworten, und gab sich so wenig Mühe, das Vergnügen zu verbergen, welches seine Gegenwart ihr verschafte! Eine sanfte Zufriedenheit lebte in ihren Augen: „Es ist Liebe," dachte unser Graf bei sich selbst: „o, es ist Liebe!" — Er schlug den Blick auf die Seite, und während des Entschlusses, sie nie wieder anzusehen, hefteté er sein Auge schon von neuem fest und innig auf sie.

Er irrte im Zimmer umher, von Liebe und Verzweiflung wechselsweise gepeinigt. Er hatte nicht den Mut, sich dem Grafen und der jungen Baronesse zu nähern, noch Theil an der Konversazion zu nehmen. Der Graf redete ihn mehr als einmal an; aber kaum konte er ihm antworten, und wenn er antwortete, so war es so wenig, daß Jener ihn endlich gar nichts mehr sagte. Das Betragen der jungen Baronesse hätte einen unbefangenen Zuschauer auf den Gedanken bringen sollen, daß sie den Herzenszustand unsres Grafen ausgeforscht, und sich das grausame Vergnügen ihn zu quälen hätte verschaffen wollen. Sie redete von Zeit zu Zeit leise mit dem Grafen von X, und bog sich vertraulich nach ihm hin. Diese Umstände, so unschuldig sie an sich waren, schienen Jenem von äusserster Wichtigkeit und trieben seine Verzweiflung auf den höchsten Grad.

Digitized by Google

Er erlag endlich dem Gewimmel von schmerzlichen Gefühlen, deren er noch so wenig gewohnt war. Die Gräfin von Z** bemerkte zuerst, daß er plözlich blaß wurde. Sie näherte sich ihm und fragte ihn: „Ob ihm nicht wohl sei?“ Die junge Baronesse, welche diese Frage von ferne gehört hatte, eilte, noch ehe der Graf antworten konte, herzu, und bot ihm mit theilnehmender Zudringlichkeit ein Salz, welches sie sehr rühmte. — „O,“ rief er mit einem tiefen Seufzer: „O, ich fürchte, es wird mir nichts helfen! Die wahre Ursach meines Uebelbefindens haben Sie nicht getroffen!“ — Sie antwortete nichts darauf; er glaubte bloß zu bemerken, daß sein Zustand sie gerührt hätte. Diese Vorstellung, verbunden mit dem Umstande, daß sie ihm so hastig zu Hülfe geeilt war, verschafte ihm ein paar heitre Minuten. Seine Blicke hefteten sich starr auf sie, aber die ihrigen sanken, als sie dies bemerkte, langsam nieder, während eine kleine flüchtige Röthe, wie ein Hauch ihre Wangen anflog. Sie entfernte sich plözlich von ihm. Er sank in seinen vorigen Schmerz zurück, und war unzufrieden mit sich selbst, daß er sich erklärt hatte. Er fürchtete entweder zu viel gesagt, oder in seine Blicke auf sie zu viel Sinn gelegt zu haben.

Unterdessen schwebte der Verdacht der Gräfin von Z** immer noch auf einer falschen Fährte. Sie hielt seinen Zufall für überspante Sehnsucht nach der Frau von Felser. Diese vermeintliche Neigung zu einer alten Frau, die ihr so übereilt als lächerlich dünkte, machte ihr dennoch große Sorge. Sie sezte sich zu ihm auf das Kanape, sah ihn eine Zeit lang an, und sagte endlich leise zu ihm:

„Denken Sie immer noch an sie? — Was muß man hier zu dem Gesichte sagen?“ (sie zeigte auf seine finstre Stirn) „Es ist als ob Sie sagen wolten: es gefällt mir hier nicht! — Oder, gefällt es Ihnen wirklich nicht?

Digitized by Google

nicht? Doch nein“ (mit einem Seufzer) „das ist es nicht! Warum kan ich auch noch fragen? Ich weis es nur zu gut! Meine Gegenwart ist es, meine Theilnehmung ist es! Beides ist Ihnen unerträglich! Sie antworten nicht? Ich habe es also getroffen.“ —

„Was Sie sich für vergebliche Unruhen machen!“ erwiederte der Graf mit sichtbarem Verdruße: „Ich fürchte, daß diese Vorwürfe eben so ungegründet sind, als alle Vorige, die ich von Ihnen habe dulden müssen.“ —

„Und wenn sie ungegründet wären, dürfen Sie empfindlich darüber werden? Ich solte es Ihnen vielleicht nicht sagen: aber G**, wenn es Ihnen je Ernst war, was Sie mir so oft wiederholt haben, so müßten Sie mir nicht Empfindlichkeit, sondern Dankbarkeit für meine Warnung zurück geben.“ —

Ein paar Thränen stiegen langsam aus ihren Augenwinkeln hervor. Sie fuhr fort:

„Und was ist denn mein Verbrechen? Ich sagte: Ich hätte Sie in Verdacht, nicht etwa, daß Sie die Fehler liebten — so verdorben kan Ihr Geschmack nicht sein — sondern daß Sie ihren Zudringlichkeiten ein wenig zu unüberlegt, und ohne die Folgen davon zu wissen, nachgegeben hätten. Ich weis besser, als Sie selbst, was eine Frau ihrer Art mit Ihnen alles anfangen könte. Liebe wäre es nicht, was Sie zu ihr führte: Sie würden sie verachten, und sich doch von ihr fesseln lassen. Ich weis, wie es in diesem Falle zu gehen pflegt: Man verläßt sich anfangs auf die Geringschätzung, die man für Personen ihrer Art fühlt, und denkt nicht daran, daß die alles überwindende Gewohnheit, im Hinterhalte lauert. In einem Moment, wo man weniger als sonst über sich wacht, fährt ein Funken in die Einbildungskraft, und was ein Werk der Sinlichkeit ist, hält man am Ende für ein Werk des Verstandes und

des Herzens. Man liebt, und schämt sich, daß man liebt: und liebt fort. Was wäre es denn für eine — ich will nicht sagen Liebe — was wäre es für eine Freundschaft, — die Sie für mich fühlen wollen, wenn jeder Rath, der Ihnen von mir kömt, Sie empört? — Wenn es wirklich wahr wäre, daß mein Herz, welches mehr für Sie fühlt, als ich Sie habe merken lassen: wenn es wirklich fürchtete, Sie zu verlieren; wenn ich wirklich eifersüchtig wäre: ist das eine Ursach, mich zu hassen? " —

„Aber ich hasse Sie ja nicht, liebe Gräfin!"

„Sie hassen mich nicht! Kan sich die frostigste Gleichgültigkeit bitterer ausdrücken? Sie hassen mich nicht! " —

„Was kan ich Ihnen denn antworten? Nichts genügt Ihnen, jede Kleinigkeit bringt Sie auf: Verbrechen in Ihren Augen. Ich treffe bei Ihnen eine Frau, die ich nicht suche, die ich kaum ansehe: und gleich meinen Sie, ich sei in sie verliebt. Jezt überfällt mich ein wütendes Kopfweh: aber Vorwand! Es ist Mismut über Ihre Gegenwart! Wenn Sie über alle meine Handlungen solche Glossen machen wollen, so seh ich vorher, werden wir uns oft zanken. " —

„Da sehn Sie falsch, Herr Graf. Sie danken mir zu schlecht, als daß ich mir neuen Dank von Ihnen verdienen mögte! Ich kenne Ihr Herz, und weis, wie viel es werth ist! Vielleicht bedauren Sie es noch, daß Sie das meinige verloren haben. " —

Mit diesen Worten stand sie plözlich auf. Ihre Vorwürfe und die Gegenwart des Grafen von X raubten ihm alle Geduld. Auch er stand auf, und nahm Abschied von der ältern Baronesse von Schen. Die jüngere Baronesse hatte sich durch ihr kaltes Benehmen ebenfals seine ganze Unzufriedenheit zugezogen: da er nicht genug Meister seiner selbst war, so ließ er sie dies

selbe

selbe fühlen; aber sie erwiederte seine kalte Miene mit einer tausendfach kältern, und ließ ihn gehen.

Bei der gewaltsamen Lage seines Herzens wußte er nicht, wohin er sich mit seinem Schmerze wenden sollte. Peinlicher als alles, war ihm der Gedanke, daß er den Grafen von Æ bei seiner Angebeteten hatte zurücklassen müssen. Ein dunkles Gefühl von Rache bemächtigte sich seiner, und brachte ihn unwillkürlich, und ehe er es selbst vermutete, in das Haus der Frau von Felser. Er erschrok selbst über diesen Schritt, wozu ihn gleichsam eine unsichtbare Hand gedrungen hatte; aber er war schon auf dem Hofe, und konte ohne bemerkt zu werden nicht wieder umkehren. Zu seiner Beruhigung sah er, daß der Wagen der Frau von Felser vorgefahren war: er durfte also hoffen, daß er seinen Besuch kurz abthun könte.

Er trat in ihr Zimmer, und fand sie wie gestern. Doch schien sie beim Tageslicht einige Jahre mehr, und einige Schönheiten weniger zu haben. Weil ihre eigene Meinung von sich so vortheilhaft, als die Meinung des Publikums unvortheilhaft von ihr war; so bemerkte sie den widrigen Eindruck nicht, den sie auf den Grafen machte. Da sie überdies glaubte, ihn den Abend vorher erobert zu haben, so schmeichelte sie sich, daß sein Besuch nichts anderes zur Absicht haben könte, als gewisse Präliminarien zu zeichnen, die bei ihrer Liebe zum Frieden, nicht die größte Schwierigkeit machen würden. Da sie befürchtete, daß es ihm zwischen vier Wänden zu ängstlich dabei werden mögte, so brachte sie eine Spazierfahrt in den Augarten in Vorschlag. Er nahm sie an, weil er wirklich Herzensangst bekam, sich mit einer Frau, die auch die gelindesten Regeln der Dezenz verachtete, unter vier Augen zu sehen. Sie fuhren also in den Augarten.

Digitized by Google

Dort hatte sie ihn schon über eine Stunde durch alle Alleen mit sich fort gezogen, und ihm auf den freien Plätzen, wo es am lebhaftesten war, immer am meisten ins Ohr zu sagen gehabt: als er auf einer Bank in der großen Queerallee, eine Gruppe von Damen, die er vorher in seiner Zerstreuung nur obenhin angesehn hatte, etwas näher ins Auge faßte, und in eben dem Nu die Gräfin von Z** und die beiden Baronessen von Schenk in ihnen erkante. Er war wie vom Donner gerühret. Sein hervorstechendstes Gefühl war eine unüberwindliche Scham. Er glaubte nicht, daß die junge Baronesse ihn liebte, und doch wolte ihn der Gedanke umbringen, daß sie glauben könte, er habe nur darum dorthin ihre Gesellschaft so plötzlich verlassen, damit er desto geschwinder zur Frau von Felser kommen mögte. Auch die Gegenwart der Gräfin von Z** hatte ihren Antheil an seiner Verwirrung, so wenig Gewalt sie auch über sein Herz noch hatte. Konte sie nicht unter der Maske der Großmut und des Mitleids, der jungen Baronesse Winke geben, daß sein Umgang mit der Frau von Felser wol nicht so ganz unschuldig sein mögte? Konte sie nicht dadurch ihr Herz auf ewig für ihn unzugänglich machen?

Vergebens bestrebte er sich, seine Verwirrung zu verbergen: sie spiegelte sich in allen seinen Blicken und Bewegungen. Es ward ihm unbeschreiblich schwer, die Augen gegen Olympien (so hieß die junge Baronesse) aufzuschlagen, und eben so schwer, seine Blicke anderswo hin zu richten: ein geheimer, unwiderstehlicher Zauber hielt sie fest auf sie geheftet.

Die Gräfin von Z** war von Schmerz durchdrungen. Da sie aber gewohnt war, sich selbst zu bekämpfen, so wurde sie, je näher ihr der Graf mit seiner Begleiterin kam, destomehr Meisterin ihrer Blicke und Mienen. Sie gab ihm die Verbeugung, welche er ihr machte, mit der

sorg-

Digitized by Google

sorglosesten Ungezwungenheit zurück. Die junge Baronesse schien bei seinem Anblicke weder Freude noch Mismut zu fühlen, und blieb ihrem vorigen Betragen gegen ihn vollkommen treu; und dies that ihm um so weher, da er die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden, wie damals in der Oper, mit Entzücken auf sie gerichtet sah.

Von dem Augenblick an, wo er sie wieder sah, war ihm die Frau von Felser vollends unausstehlich geworden; aber die Besorgniß, daß sie vermuten mögte, der Anblick der Gräfin von Z** läge schwer auf ihm, erhielt ihr seinen Arm. Zum Glück wurde er von dieser zwangvollen Lage bald befreiet: sie entfernte sich, bat ihn, an sie zu denken, und versprach ihm, daß sie ihn nicht vergessen wolte.

Kaum war er ihrer los, als er die junge Baronesse von Schenk wieder aufsuchte. So schmerzlich ihm auch ihr Kaltsin war, so war ihm doch ihre Abwesenheit unendlich schmerzlicher. In ihren Augen suchte er sein Schicksal, und die Gräfin von Z** kümmerte ihn wenig: aber er fand, daß es der Baronesse gleich galt, ob er bei ihr oder bei der Frau von Felser wäre, und neue Beweise ihrer Gleichgültigkeit zerrissen ihm das Herz.

Während er beschäftigt war in ihren Augen zu lesen, sah ihn die Gräfin von Z** mit einer spöttischen Miene unverwandt an. Er bemerkte dies endlich, und plözlich ging seine Abneigung in Abscheu gegen sie über. Sie näherte sich ihm von der Seite, und stieß ihn an, gleichsam um ihn von seinen Träumereien zu erwecken:

„Ihr Kopfweh, Herr Graf, scheint nicht anhaltend gewesen zu sein!“ —

„Nein, wirklich nicht: die Promenade hat es vertrieben!“ —

„Hät-

„Hätte die Frau von Felser nicht einen kleinen Antheil daran?“ —

„Es ist mir noch nicht eingefallen, ihr Dank dafür zu wissen! Weil Sie aber die Güte haben, mich daran zu erinnern, so will ich ihr morgen meinen wärmsten Dank bezeigen, und zugleich melden, auf wessen Einmerung sie ihn empfängt.“ —

„Sie wird diesen Dank ohne Zweifel von Herzen erwiedern. Sie ist gut und großmütig; sie wird in diesem Punkt nicht übertiel thun zu können glauben. Aber, sie ist fort, und Sie sind noch hier?“

Diese Frage brachte ihn aus aller Fassung; er konte die Bitterkeit, die in seinem Herzen kochte, kaum zurück halten.

„Daß ich noch hier bin,“ erwiederte er, „beweist wol, daß ich ihr nicht folgen konte! Indessen lindert die Hofnung, sie bald wieder zu sehen, meinen Schmerz über ihre Entfernung!“

Sie sagte nichts darauf, aber ein verächtlicher Blick traf ihn wie ein Blizstral, fuhr aber in eben diesem Augenblick doppelt verächtlich von ihm auf sie zurück. Sie gaben sie sich, ohne der Sprache zu bedürfen, wechselsweise ihren bittersten Unmut kund.

Indessen blieb es von Seiten der Gräfin nicht lange bei dieser Sprache durch Blicke. Sie glaubte ihn viel zu kränken, wenn sie die Frau von Felser etwas hernähme; und so verschwendete sie allen ihren Wiz und Verstand, ihre Lächerlichkeiten und moralischen Fehler mit den treffendsten Farben zu malen. Unmöglich konte sie eine schlimmere Meinung von ihr haben, als der Graf selbst; und doch hielt er sich verpflichtet, ihre Vertheidigung zu übernehmen, und er führte sie mit einer Heftigkeit, welche die Gräfin bewog, zu glauben, was sie vorher nur argwöhnte, daß er in die Frau von Felser über und über verliebt sei.

Bei

Bei dem Bestreben sie zu peinigen, hatte der Graf vergessen, daß Olympie ihm zuhörte. Er erinnerte sich endlich daran, und war wie vom Donner gerührt. Vorher hatte er nur ihren Kaltsinn zu bekämpfen, aber nach dieser entsezlichen Unbesonnenheit mußte er ihre Verachtung fürchten. Wie durfte er es je wagen, ihr etwas von seiner Liebe zu sagen, da eine Frau, wie jene, seine lebhafteste Theilnehmung hatte gewinnen können? Er ging, in ein Gewühl von folternden Vorstellungen versunken, neben ihr her, wolte ihr trübes Stillschweigen unterbrechen, und fühlte sich nicht stark genug, eine Silbe hervorzubringen. So folgten sie der ältern Baronesse bis an ihren Wagen: Mutter und Tochter stiegen ein, und der Graf blieb mit der Gräfin von Z** zurück.

Diese hatte seit dem Wortwechsel über die Frau von Felser keine Silbe wieder mit ihm gesprochen. Jezt fragte sie ihn mit einer ausserordentlichen — Freundlichkeit: Ob sie ihn in ihrem Wagen nach Hause bringen, oder ihn vor ihrer Thür absezen solte? — „Weder eins noch das andre!“ erwiederte er trocken. Diese Antwort schien sie ausser Fassung zu bringen, noch mehr aber die tiefe und ernsthafte Verbeugung, womit er sie begleitete. Indeß war es das Natürlichste, weder Antwort noch Verbeugung so genau zu nehmen, um wenigstens den Vortheil einer scheinbaren Grosmut über ihn zu behalten. Sie wiederholte also ihren Vorschlag, aber er wiederholte auch seine Einwendungen, und bestand fest darauf. Sie schieden endlich beide gleich mißvergnügt voneinander. Sie fuhr, und er ging.

Kaum war er nach Hause gekommen, als schon ein Billet folgenden Inhalts von der Gräfin von Z** für ihn einlief:

„Ich gehe noch diesen Abend auf zwei Tage aufs „Land. Sie sind es nicht werth, daß ich Ihnen dies melde,

Digitized by Google

„melde, noch weniger, daß ich die Bitte hinzufüge, mich „zu begleiten: indeß thue ich doch beides. Diese über„triebene Nachsicht wird mir freilich so wenig, als alles „vorhergehende, Ihren Dank versichern; indeß hoffe ich „Sie durch meine Gutherzigkeit wenigstens zu beschämen, „wenn ich Sie nicht dadurch rühren kan. Ich bin „überdies begierig zu wissen, ob Sie die Frau von Fel„ser wirklich noch so reizend als gestern finden. — Die „Auslegung, welche Sie über diese Aeusserung machen „werden, soll mir noch Einmal Unruhe machen; aber „vergessen Sie nicht, daß es das leztemal sein wird. „Leben Sie wohl. Ich erwarte Sie um vier Uhr.“

Dies Billet söhnte ihn immer noch nicht mit der Gräfin aus. Er scheute eine Erläuterung. In dem festen Entschlusse, ganz mit ihr zu brechen, schrieb er ihr mit der ersinlichsten Kälte zurück: „Es sei ihm unmög„lich, ihr Verlangen zu erfüllen; er hätte sich für den „folgenden Tag so fest versprochen, daß er es unmöglich „absagen lassen könte.“ —

Bei seinem jezigen Verhältnisse mit der Gräfin war die Antwort impertinent. Er fühlte dies selbst, aber desto besser! dachte er. Nicht blos der Widerwille hatte ihm diese Antwort diktirt: auch die Besorgniß, durch sie auf zwei Tage des Umgangs mit seiner angebeteten Olympie beraubt zu werden, hatte groſsen Theil daran. Diese hofte er noch den Abend zu sehen, und bis dahin hielt sie sein ganzes Herz mit allen seinen Wünschen und Hofnungen beschäftigt.

Kaum fünf Uhr, so flog er zu ihr. Unter andern Equipagen, die er vor ihrem Hause erblickte, fiel ihm auch die Equipage der Gräfin von Z** in die Augen. Mehr bedurft' es nicht, um ihn zu überzeugen, daß er wieder einen der unbesonnensten Streiche gemacht hätte. Es war gewiß, daß die Gräfin mit den beiden Baroneſsen aufs Land fahren wolte. Voll innerer Wut auf sich

selbst,

Digitized by Google

selbst, trat er zu ihnen ins Zimmer. — „Sie wollen gewiß mit uns, Herr Graf?“ rief ihm die ältere Baronesse entgegen. — „Nichts weniger!“ versezte die Gräfin von Z** sehr lebhaft: „Ich habe ihn darum gebeten, aber er hat sich auf morgen so fest versprochen, daß er nicht zurück kan. Ich glaube, Sie errathen —“ „Ueber den Einfall!“ rief der Graf von X: „Ich schwöre Ihnen, er hat nichts zu thun!“ — „Ich weis es besser,“ sagte die Gräfin mit einer troknen Miene; „aber es ist Zeit, daß wir fahren! Er wird uns nicht aufhalten wollen, weil er wissen muß, daß auf dem Lande viel Vergnügen auf uns wartet. Leben Sie wohl, Herr Graf,“ sezte sie lächelnd hinzu: „vielleicht kan ich ein andermal das Glück haben, wenn minder — angenehme Geschäfte sie nicht so fest halten.“ —

Bei diesen Worten reichte sie ihm den Arm mit einem so heitern und ungezwungenen Wesen, als ob nie etwas unter ihnen vorgefallen wäre. Er mußte sie zu ihrem Wagen führen. Am Schlage machte sie ihm eine tiefe Reverenz, gerade so, wie er sie ihr einigemal gemacht hatte. Er hätte vor Ingrimm sterben mögen.

Dieser Spott trieb seinen Mismut auf den höchsten Grad. Er strebte vergebens, ihn nicht kund werden zu lassen. Den Grafen von X mit Olympien aufs Land fahren, im Geiste vorhersehen müssen, daß die ländliche Einsamkeit ihm tausend süße Augenblicke verschaffen würde, wo er seine Liebe zu ihr sprechen lassen könte: dieser Gedanke war ihm durchaus unerträglich, und um so quälender, da es ganz von ihm abgehangen hatte, sich diese Pein zu ersparen.

So heftig auch seine Leidenschaft für Olympien war, konte sie doch seine Eigenliebe nicht unterdrücken, die durch eine plözliche Veränderung seines Entschlusses tief hätte gekränkt werden müssen. Die Besorgniß, daß die

die Gräfin von Z** das Ganze der Gewalt ihrer Reize zuschreiben mögte, kam dazu, und bestärkte ihn in seinem Entschlusse. Er blieb, und litt.

Die beiden Tage, welche Olympie abwesend war, vermehrten seine Liebe bis zu ihrem äussersten Grade. Die Sehnsucht nach ihr, trieb ihn schon den folgenden Tag in das Haus ihrer Mutter, um sich zu erkundigen, ob sie nicht etwa schon wieder zurück wären? Vergebens: er mußte noch diesen und den ganzen folgenden Tag schmachten.

Den dritten Tag verfügte er sich wieder dahin, und erfuhr, daß sie zwar vom Lande zurückgekommen, aber auch schon wieder zu einem Besuch ausgefahren wären. Sein Herz sagte ihm: zur Gräfin von Z**. Er flog auf den Flügeln des Windes zu ihr. Die Furcht vor ihrem Anblicke beschäftigte ihn nur schwach: ein stärkeres Gefühl unterdrückte sie endlich ganz.

Er fand große Gesellschaft bei der Gräfin, aber nicht Olympien. Finsterer Mismut befiel ihn, und er wolte fort. Aber die Hofnung, daß sie noch kommen würde, und daß die Gräfin bei einem so zahlreichen Zirkel ihn nicht in die Presse würde nehmen können, hielt ihn zurück. Die Gräfin spielte, und seine Ankunft schien nicht im geringsten auf sie zu wirken. Sie empfing ihn wie ehemals, als unter ihnen noch nicht von Liebe die Rede gewesen war. Sie trug ihm ein Spiel an, und er nahm an ihrem Tische Karten. Aber er spielte mit der äussersten Zerstreuung, und hatte nicht den Mut die Gräfin anzureden, während sie sich in ihrer kalten Unbefangenheit immer gleich blieb, und sich unerschrocken den Bemerkungen dargab, die er, wie sie sahe, so anhaltend und forschend über sie wagte.

Der Baron von E**, ihr Mitspieler, schien ihr fähig dem Grafen Unruhe zu erwecken. Sie fing an, ihm zuzulächeln, ihn stark anzusehen: kurz, ihm jene kleine Auf-

Aufmerksamkeiten zu beweisen, die an sich selbst ohne Sinn sind, aber durch öftere Wiederholung sehr bedeutend werden können. Dies Benehmen machte den Grafen unruhig, aber nicht, weil es seine Liebe, sondern seine Eitelkeit kränkte. Er fühlte, daß er eine unangenehme Rolle spielte.

Man rief endlich zur Tafel. Unwillkürlich dachte er darauf, bei der Gräfin Plaz zu bekommen; aber sie wußte es so geschickt einzurichten, daß der Baron den Plaz bekam, auf den er ein Auge hatte. Dies hätte ihn auf immer von ihr entfernen sollen; aber umgekehrt: es zog ihn wieder an sie. Daß dies Liebe war, konte er nicht sagen; aber eine gewisse innere Bewegung, deren Wesen er sich nicht erklären konte, und die ohne herzlich zu sein, doch unwiderstehlich war, handelte wider seinen Willen aus ihm.

Die Unterhaltung ward bald lebhaft. Jezt suchte ihn die Gräfin allmälig von der Folter zu nehmen. Sie hatte seine Eitelkeit genug gekränkt: dafür verdiente er Ersaz. Sie sezte alle Künste der feinsten Koketterie, die weit mächtiger, als die Schönheit selbst, den Männern oft verächtlich, und doch immer unwiderstehlich sind, in Bewegung; aber vergebens; denn der Graf glaubte, sie gölten nicht ihm, sondern seinem Nebenbuler. Ihre gute Laune dünkte ihn gezwungen, ihr Wiz erpreßt, ihr Verstand fremder Schimmer, ihre Schönheit für ihr Alter zu glänzend herausgehoben: kurz, er sah mit den Augen der Eifersucht und des Mismuts, und sah alles falsch.

Die Gräfin war zu scharfsichtig, und kante ihren Mann zu gut, um nicht auf der Stelle zu bemerken, daß der Eindruck, den sie auf ihn machte, dem ganz entgegengesezt war, welchen sie machen wolte. Sogleich wurden die Maaßregeln geändert. Sie sah ihn nicht mehr, wie vorher nur obenhin an, sie heftete ihre Blicke fester

auf ihn, und legte mehr Bedeutung hinein. So stieg sie während des Soupers allmälig immer höher, und als man von der Tafel aufstand, sah er sie zärtlicher als je, mit ihm beschäftigt. Anfangs wolte er mit der übrigen Gesellschaft fort, aber, als er eben im Begrif war, seinen Degen zu nehmen, entschlüpfte ihm noch ein Blick auf sie, der ihn plözlich wie angefesselt hielt. Sie war in einer so reizenden Lage aufs Kanape hingegossen, gab ihm einen so bedeutenden, tiefdringenden Blick, daß sich plözlich eine gewisse innere Bewegung, deren mächtigste Triebfeder Sinlichkeit war, in ihm verlebendigte, und ihm ein Wort unter vier Augen mit ihr unbeschreiblich wünschenswerth machte. Ihr Auge zeigte so viel Liebe, und versprach ihm so viel Liebe, daß sein Herz, durch eine Regung von Mitleid und Rührung gedrungen, jede unfreundliche Empfindung gegen sie unterdrückte, und seiner schmerzlichen Unruhe durch einen Seufzer Luft machte, der ihr seine verborgensten Gefühle in ihrem ganzen Umfange kund gab. Die Gräfin hatte diesen Seufzer zu sehnlich erwartet, als daß er ihr unbemerkt hätte verfliegen sollen. Doch blieb sie stum, und ließ ihre Augen fortsprechen. Sie erwartete, daß der Seufzer ihn weiter führen solte; als er aber immer noch sprachlos blieb, nahm sie das Wort:

„O, G**, was haben Sie aus mir gemacht!“ hub sie an, und ein kleines, düsteres Wölkchen von Wehmut überwebte ihr schönes Auge, das vorher wie ein Doppelstern voll Liebe und Sehnsucht gefunkelt hatte: „Ich kenne mich selbst kaum noch! — Ich solte nicht, aber ich muß es Ihnen sagen, daß die rauhe Art, wie Sie mich, noch ehe Sie meine Schwachheit für Sie erfuhren, behandelten, statt mich von Ihnen zu entfernen, nur desto fester an Sie gezogen hat. Ihr Betragen schmerzte mich, erbitterte mich aber nie. Immer entschuldigte ich Sie mit Ihrer Unerfahrenheit. Ich hofte, daß

daß die Liebe Ihr unfreundliches Wesen mildern; daß Sie mit Vergnügen das Geständniß eines Herzens, das Sie liebt, aufnehmen; daß Sie sich so bilden würden, als ich Sie gern gebildet gesehn hätte. Jeder Andre würde bemerkt haben, daß mein unverzeihliches Betragen, nur durch meine Zärtlichkeit verzeihlich werden konte; daß es mich aber dennoch die Ruhe und das Glück meines Lebens kosten müßte; aber Sie " — (ihr trübes Auge heftete sich mit dem Ausdrucke des innigsten Schmerzes auf ihn) „Sie ahndeten diesen Gedanken nicht einmal — "

„O, Gräfin! " rief er, bis in das Innerste bewegt und wie ausser sich: „O, Gräfin, wollen Sie mir nun Ihr Herz entziehen? Nein! " rief er, indem er ihre Hand mit Feuer ergrif: „Sie lassen es mir, seiner werth will ich " —

„Nein G**," unterbrach sie ihn: „ich darf nicht hoffen, Sie so zu sehen, wie ich wünschte! Ihr augenblickliches Entzücken kan mich jezt nicht mehr freuen, nicht mehr einschläfern. Wenn ich jünger und unerfahrner wäre, könte ich Ihre jezige Stimmung für Liebe halten; aber jezt — Als ich mich noch wirklich von Ihnen geliebt glaubte, habe ich Ihnen gezeigt, daß nur Liebe, und nicht flüchtige Sinlichkeit, mich glücklich machen könte. Und was ich damals nicht für Sie that, soll ich jezt thun? " —

„O, Gräfin, Gräfin," rief er immer noch wie ausser sich: „Sie haben mich nie geliebt! Sie würden mich sonst nicht mit dieser Kälte foltern! Mein Zustand würde Sie rühren, wenn Sie je gefühlt hätten, was Sie für mich gefühlt haben wollen. " —

„O! " rief sie, und ein neues Feuer flammte in ihren Augen auf: „Solt' ich Ihnen wirklich noch werth sein? "

Digitized by Google

„Diese Zweifel,“ rief er: „diese Zweifel zerreiß sen mir das Herz!“

„Ach, G**,“ sagte sie, indem sie ihr Haupt langsam auf den Busen sinken ließ: „Ach G**, dieser Augenblick ist für mich zu wichtig, als daß er leicht hin verflattern dürfte: ich bin verloren, wenn er nicht auf immer mein Glück fest stellt.“ —

„Auf immer, auf immer!“ rief er: „meine Liebe soll keine Grenzen haben!“ —

„Aber, lieber G,“ erwiederte sie, wie im tiefen Nachdenken: „könte Ihnen meine Freundschaft nicht genug sein? Immer sollen Sie die nächsten Ansprüche auf mein Herz, die zärtlichste und wärmste Zuneigung sollen Sie haben. — Was ich Ihnen sonst noch zu geben hätte, Ihnen aber nicht geben will, ist nicht werth“ (ein Blick voll Glut und Flamme durchfuhr bei diesen Worten wie ein elektrischer Schlag sein ganzes Wesen) „ist nicht werth, daß ich es Ihnen anbiete.“ —

„O! es ist mehr,“ rief er, und ihr Verstand goß einen Feuerstrom durch alle seine Adern: „mehr, als die kühnsten meiner Wünsche je umfassen werden!“

Lassen Sie mich! Stehen Sie auf! rief sie, und ihre Stimme erstarb in das süße Geflüster der überwundenen Liebe, die durch Nehmen Alles giebt, und durch Geben auf einige glutvolle Momente unersättlich macht. —

Er war in Entzücken verloren. Was Werk der Sinlichkeit war, schien ihm in diesen Augenblicken das Werk feuriger, wahrer Liebe. Er überließ sich dem Wirbelsturm rascher Begehr, und machte sich gegen seine feinere Liebe zu Olympien, die ihm nie Genuß bot, und ihm eben dadurch den allerreinsten Genuß gewährt hatte, so strafbar, als er es je werden konte.

Den andern Morgen schickte ihn die Gräfin, die immer noch die achtsamste Verehrerin der Dezenz war, zur rechten Zeit nach Hause. An Olympien wurde

vorerst

Digitized by Google

vorerst entweder gar nicht, oder unter einer förmlichen Herzensangst gedacht, während welcher er ihr Bild wechselsweise als peinlich oder lästig aus seiner Einbildungskraft zu entfernen strebte. S.

5.

Der Abend am Zürchersee.

H. H. Füßli, 1787.

Auf des friedlichen See's wallender Klarheit schwebt
Sanft der Flügel der Ruh; Lüfte des Abends wehn
Mild wie Hauche der Liebe
Durch der Reben bethautes Grün.

Goldner Schimmer entströmt herlich des sinkenden
Tages sterbender Glut; funkelt im See und gießt
Auf der Alpen beschneite
Gipfel flammenden Purpurglanz!

So ergießt sich, o Freund, neigt sich dein Abend einst,
Gottes Friede, wie Licht, über dein greises Haupt!
So umglänzt dich der Schimmer
Edler Thaten am Grabe noch!

Aber spät erst, so sieht mit mir dein Vaterland,
Flehn die Edlen mit mir, welche, wie einst im Mai
Deines Lebens die schöne
Seele Winkelmanns dich geliebt.

Jetzt dich lieben, o spät, bis dir ein Enkelsohn
Weiß und edel, wie Du, weinend den Aschenkreuz
Mit Zypressen umwindet,
Füßli, neige dein Abend sich!

Freundschaft, Lieb' und Natur leiten dich sanft die Bahn
Deines Lebens hinab; winden dir Kranz auf Kranz;
Streun dir Blumen der Freude
Die noch über den Sternen blühn!

Matthisson,
in Nyon bei Genf.

Digitized by Google

6.

Abermalige Erklärung, über die in Bremen durch den sogenanten Magnetismus vorgenommene Kuren.

Mit nicht geringer Verwunderung habe ich gesehn, daß der Herr Pastor Nicolai sich als [redacted] Verfasser desjenigen Briefes genant hat,*) den Herr Doktor Wienholt in seinem Beitrage widerlegen zu müssen glaubte. Nie würde ich es ohne seine ausdrückliche Versicherung zu vermuten gewagt haben, daß er diesen Brief geschrieben haben konte, der mir weder dem Karakter, noch dem Scharfsin seines Urhebers große Ehre zu machen schien.

Herr Doktor Wienholt wird es wol nicht nöthig finden, auf den in der berliner Monatsschrift abgedruckten Aufsaz zu antworten; da er eigentlich nichts enthält, worauf eine Antwort erfoderlich sein könte, und Herr P. N. es nicht für gut gefunden hat, — und ich glaube, er that sehr wohl daran, — den treffenden Gegengründen des Herrn D. W. das Geringste entgegen zu sezen.

Selbst jene Vermutung, als ob Herr D. Wienholt nicht Verfasser des Schreibens an den Ungenanten sei, eine Vermutung, die eine schlechte Probe von dem gerühmten Scharfsin derjenigen giebt, die sie geäussert haben sollen, verdient doch wol keine ernsthafte Widerlegung oder Gegenversicherung?

Aber mir macht der Herr Pastor eine Erklärung zur Pflicht. Das ganze Räsonnement jenes Briefes vindizirt er sich selbst, und dafür habe ich in jeder Rücksicht

*) Berlinische Monatsschrift, Jänner, 1788.

sicht recht sehr zu danken; aber die Thatsachen, worauf er dies sonderbare Räsonnement gegründet zu haben glaubt, behauptet er von mir gehört zu haben. Darüber muß nun wol das Publikum aufgeklärt werden.

Daß ich im Anfange des Dezembers 178[illegible] mit dem Herrn P. M. in seinem Hause über den Magnetismus gesprochen habe, ist sehr wahr. Ich hielt es für Schuldigkeit, einem Manne, mit dem ich, wie er selbst sagt, bisher so einstimmig über die Richtigkeit des Magnetismus gedacht hatte, die Gründe anzugeben, warum ich ihn jezt für ein eben so wirksames als merkwürdiges Mittel in Nervenkrankheiten ansehen mußte. Aber daß ich deswegen für die Wahrheit aller in dem genanten Briefe angeführten Thatsachen haften müsse, — das ist nun freilich ein ganz anderer Fall.

Ich will mich nicht damit aufhalten, zu zeigen, daß es doch wol aufs gelindeste ausgedrückt, höchst sonderbar sei, wenn jemand auf den Vorwurf, er habe ohne gehörige Kentnisse von einer Sache geschrieben, sich damit entschuldiget, er habe wirklich einmal eine ganze Stunde mit einem Sachverständigen darüber gesprochen. Auch überlasse ich es gern dem moralischen Gefühl eines jeden, in wiefern er es billig finden wird, eine freundschaftliche Unterredung zu protokolliren, und nachmals aus dieser Unterredung öffentlich zu argumentiren. Wenn dies gleich nicht jedem anständig und edel vorkommen solte, so beklage ich mich doch nicht darüber. Ich denke für das, was ich gesagt habe, so gut zu stehn, als für das, was ich etwa darüber geschrieben habe, oder schreiben werde.

Aber wohl verstanden! nur für das, was ich gesagt habe, nicht für das, was Herr P. M. protokollirt haben mag. Mir nämlich gehören alle die wahren Fakta in diesem Briefe, nicht die unrichtigen, unbestimmten,

halbwahren; die Herr Dr. W. rügt. Ich habe nicht gesagt, daß das Magnetisiren die sechs ersten Wochen Zuckungen hervorbrachte: sondern, daß man gar keine Wirksamkeit davon bemerkte. Ausführlich beschrieb ich die konvulsivischen Anfälle, die die schwere Nervenkrankheit unserer Patientin damals begleiteten, und fügte ausdrücklich hinzu, daß die Paroxismen noch immer so gut während des Magnetisirens als ausser demselben kämen, und gar nicht damit zusammenzuhängen schienen. Jene heftige Tirade, wozu das Wort delirium Gelegenheit giebt, habe ich nicht zu verantworten: da ich ganz vollständig die Remissionen und Exacerbazionen des remittirenden Fiebers angab, wovon das Fantasiren nur ein Symptom war. Daß unsere beiden ersten Kranken wirklich mit Fieber, das mit delirium verbunden war, in den Zustand des magnetischen Schlafs übergingen, schien mir damals merkwürdiger als jezt, da ich weis, daß dies nur etwas zufälliges und individuelles grade bei diesen Kranken war, und sonst äusserst selten, oder nie beobachtet worden ist.

Die Wörter Ekstase, Divinazion u. s. w. habe ich allerdings gebraucht. In den kaum einstündigen Unterredungen von einer Stunde, war es freilich keine Zeit, erst weitläuftig den Begrif von Wörtern zu untersuchen, die eine Sache bezeichnen solten, für die man noch keinen schicklichen Namen hatte. Ich wählte die, die mir noch am brauchbarsten und der zu bezeichnenden Sache entweder am angemessensten schienen, oder von andern Schriftstellern schon in eben der Absicht gebraucht worden waren, ohne diese Namen im geringsten als Definizionen der zu bezeichnenden Sache anzusehen. Daß weder Entzückung

und

*) Mesmerische Erfahrungen p. 34. der besseren Ausgabe.

und Ekstase, noch Schlaf u. s. w. nöthige Benennungen des Zustandes sind, den das Magnetisiren hervor brachte, hat Herr Doktor Wienholt gezeigt. Unmöglich konte ich vermuten, daß man aus den Wörtern solche Folgerungen ziehen würde, da ich das, was damit angedeutet werden solte, zugleich so umständlich beschrieb, als es die Zeit nur zuließ. Bei der sogenanten Divinazion läßt mir Herr P. M. selbst die Gerechtigkeit wiederfahren, ich hätte sie nicht ausser dem Wirkungskreise der Patientin gesezt: wie kan er denn Divinazion durch Weissagen übersezen, und aus diesem vorgeblichen Weissagen argumentiren?

Nur in einem einzigen Umstande habe ich Herr M. N. irre geführt, und dies gestehe ich aufrichtig, indem ich ihm sagte, es sei absichtlich auf die Einbildungskraft der kranken Patientin gewirkt worden. Und dies glaubte ich wirklich, ob ich gleich nun weis, daß es nicht geschehn ist.

Ich hatte diese Kranke nämlich bis im Mai 1786 regelmäßig mit Hrn. Doktor Wienholt besucht; damals wurde mir ein bösartiges Fieber meine geliebte Gattin. Sie war zugleich eine vertraute Freundin unserer Kranken, und die Nachricht von ihrem Tode hatte eine fürchterliche Wirkung auf die Vermehrung ihrer Krämpfe. Seitdem sahe ich sie nicht eher wieder, als bis sie in den magnetischen Schlaf gefallen war: eine Zusammenkunft konte für mich nicht anders als traurig, und für sie vielleicht gefährlich werden, die sie nothwendig lebhaft an den Verlust, den wir beweinten, erinnern mußte.

Indessen fuhr Hr. D. W. fort, mit mir von Zeit zu Zeit über die Krankheit zu sprechen, und unternahm das Magnetisiren mit meiner Bewilligung. Ich war es, der Hrn. D. W. rieth, ihre Einbildungskraft in Bewegung zu sezen, weil ich damals keine physische Wirkung

vom Magnetisiren erwartete, und mit Herrn Marcard glaubte, etwas gutes zu thun, wenn ich diese zwänge, zur Wiederherstellung der Gesundheit ihre großen Kräfte zu leihen. Bloß nämlich aus der Einbildungskraft glaubte ich mit den pariser Kommissarien die vielen doch nicht zu leugnenden glücklichen Kuren Mesmers und anderer Magnetisten erklären zu müssen. Und was konte hier für Nachtheil daraus entstehen? In der That, wenn man hier mit, ich weis nicht was für Gefahren droht, so giebt man dem, was ich auf die Einbildungskraft wirken nenne, einen Sinn, den ich nie darunter verstanden habe. Es solten ja keine schimärische Erwartungen von Wundern, Inspirazionen und Visionen bei ihr erregt werden, sondern sie solte nur das als gewiß ansehen, woran ich jezt selbst gar nicht zweifle, nämlich, daß im Magnetisiren eine große wirksame Kraft gegen ihre Krankheit liege. Deswegen rieth ich ihr einige Schriften zu geben, die mir zu diesem Zweck am dienlichsten schienen, und war selbst nicht abgeneigt, den ganzen Apparat anzurathen, der unter Mesmers Händen eine so gute Wirkung auf viele ähnliche Kranke gehabt hatte.

Ich glaubte damals, daß dies alles von Hrn. D. W. zum Theil geschehen sei, und habe es dem Hrn. P. M. und auch mehreren so erzählt. Allein ich weis nun, daß Herr D. W nicht nöthig fand, meinen Rath zu folgen, und daß er selbst absichtlich nichts dazu beigetragen habe, ihre Einbildungskraft in Bewegung zu sezen. Auch Herrn D. Wekers Irthum in diesem Punkte, den er nachher wiederrief, rührte aus meiner unrichtigen Erzählung her. Daß aber in jenem Briefe, wozu sich Herr P. Nicolai als Verfasser angiebt, gesagt wird, Herr D. W. habe fortgefahren, nach seiner hamburger Reise, auf die Einbildungskraft der Patientin zu wirken,—

sen, — dies ist eine Unrichtigkeit des Protokolls, zu der ich keine Gelegenheit gegeben habe.

Dies ist es, was ich über meine Unterredung mit dem Herr. P. M. zu sagen habe. Nur in einem einzigen Punkt bin ich Schuld, daß er auf eine falsche Thatsache sein Räsonnement gründete, alles übrige, was Herr D. W. als irrig in seinem Briefe trägt, ist entweder Mißverstand von des Herrn Pastors Seite, oder er hat auch zugleich aus andern Quellen geschöpft, für deren Lauterkeit ich wahrlich nicht haften will.

Dahin gehört denn auch, was er von unserer zweiten Kranken sagt. Von mir hat er es gewiß nicht gehört, daß sie durch magnetische Schriften auf ihren Schlaf vorbereitet sei, wie ich schon umständlicher in meiner Erklärung angezeigt habe. Und ein Irthum von meiner Seite war nicht möglich, weil ich hier vom Anfange an beim Magnetisiren gegenwärtig gewesen bin.

So ist es mit den Thatsachen beschaffen, für deren Richtigkeit Herr P. M. mich haften lassen will. Ueber den Aufsaz selbst werde ich mich kürzer fassen können, da er nichts erhebliches enthält, und dann mag das Publikum urtheilen.

Herr P. M. sagt nämlich ferner, er habe nur dem möglichen Misbrauch des Magnetismus zu hindern gesucht, und keine andere Absicht könne man ihm zutrauen. Gewiß auch von keiner andern Seite habe ich je seine Schritte gegen denselben für wichtig gehalten, als in sofern sie zur Verhinderung dieses Misbrauchs mehr oder weniger beitragen konten. Würden wirklich durch die Erscheinungen, die der Magnetismus darbot, allerley abentheuerliche und schwärmerische Ideen genährt, suchte man in dem übertriebenen Lichte, worin man sie erzählte oder ansah, Grund und Bestätigung mancher Säze, die einer vernünftigen und gereinigten Religion widersprechen, waren in der That einige, die, unbekant genug

mit

Digitized by Google

mit den ersten philosophischen Begriffen, da Wunder zu sehen glaubten, wo doch nichts als Natur war: — und wer kan dies leugnen? — so muß man es immer verdienstlich nennen, wenn Herr P. M. diesen Unfug zu steuern gesucht hat, und noch mehr, wenn seine Art zu verfahren wirklich dazu beitragen konte, daß ihm gesteuert worden ist. Keinem konte dies angenehmer sein, als den Aerzten, die sich damit beschäftiget hatten, und die mit dem größten Verdruß sahen, daß ein Mittel, welches für Kranke so wohlthätig war, leicht für die Denkungsart wenig aufgeklärter Zuschauer gefährlich werden konte.

Daß aber Herr P. M. nicht blos diesen Mißbrauch, sondern den Magnetismus selbst mit solcher Heftigkeit verwarf, das schien mir, wenn nun anders jener Zweck nicht darunter litte, für die Freunde desselben eine höchst gleichgültige Sache zu sein. Ich habe alle mögliche Achtung für die große Gelehrsamkeit und den weiten Umfang der Kenntniße des Herrn P. M., eine Achtung, die um so aufrichtiger ist, da ich in ihm noch dankbar meinen ehemaligen Lehrer verehre; aber ich glaube auch sagen zu können, daß ihm gerade die Wissenschaften fehlen, die in der Sache des Magnetismus allein zum kompetenten Richter machen können.

Nur der Arzt und Physiker kan darüber urtheilen: ersteren ist er nicht, und ich zweifle, daß er sich die letztere Benennung zueignen werde. Zudem kante er den Magnetismus nur aus einer mündlichen Unterredung, und so sehe ich wahrlich nicht, was ein Urtheil über die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit dieses Mittels eben erheblich machen könte. Ganz mit Recht behauptet Herr P. M., der Arzt habe nur vom Arzte Kenntnis. In einer Wissenschaft, wo Gewißen und nöthige Vorsicht so selten erlauben, Versuche anzustellen, muß man jeden Anlaß nützen, aus dem, was fremdes Aberglauben, Zufall, Unglück

Unwissenheit, unüberlegte Dreistigkeit oder selbst Bosheit hervorgebracht hat, nüzliche Folgen für die Heilkunde zu ziehn; und diesen Quellen hat sie, wo nicht das mehrste, doch gewiß sehr viel zu danken. Sehr oft muß also der Arzt von denen lernen, die keine Aerzte sind; aber mit Recht glaube ich behaupten zu dürfen, der Arzt solle nur über den Arzt und die Mittel, die er anwendet, urtheilen.

Daß also Herr P. N. meine freundschaftliche Bitte, nicht voreilig über den Magnetismus zu urtheilen, eine Bitte, die er so mit Unrecht eine Warnung in einem hohen Tone nenat, zu befolgen, nicht für gut gefunden hat, dies kan mir nur um der guten Sache willen, die er zugleich verficht, leid thun. Gute Sache nenne ich nemlich die Sache der gesunden Vernunft, gegen abentheuerliche und abgeschmakte Folgerungen, aus den an sich wahren Phänomenen des thierischen Magnetismus. Und diese gute Sache leidet doch wol sehr unter seiner voreiligen Entscheidung über die Phänomene selbst, die er so wenig kannte. Gewiß ist es ein sehr mißliches, gefährliches und schädliches Mittel, Aberglauben und Schwärmerei zu bekämpfen, wenn man, um die Freunde derselben zu widerlegen, Dinge leugnet, die sich nun einmal nicht leugnen lassen.

Jene heftige Angriffe auf den Magnetismus selbst kan ich nicht anders beurtheilen, wie das ehmalige, eben so gut gemeinte Verfahren der Gegner der Inokulazion. Die Gründe die man damals vorbrachte, sind denjenigen, die man gegen den Magnetismus gebraucht hat, nicht bloß dem Gewichte, sondern selbst dem Inhalt nach, ganz ähnlich. Auch diese wohlthätige Operazion haben wir nicht von Aerzten, sondern von einem rohen, halbwilden Volke gelernt. — Bei der Einimpfung ist es wirklich der Fall, daß man durch sie nicht eine Krankheit zu heilen, sondern hervorzubringen sucht: ein Vorwurf,

Digitized by Google

wurf, den man dem Magnetismus ganz mit Unrecht gemacht hat. Auch damals behauptete man, daß bei der Inokulazion nicht auf die Ordnung geachtet werde, die Gott in der Natur gelegt hat. Auch damals drohete man mit den schrecklichsten Folgen, die sie künftig haben solte; und auch schon damals wußte man hundert Erzählungen anzuführen, wodurch man die Einimpfung bald als unnüz, bald als gefährlich vorzustellen suchte.

Ueber die Inokulazion hat der Erfolg längst entschieden, und man rechnet das jezt zu den Vorurtheilen, was ehmals mit so vieler Hize von übrigens zum Theil sehr würdigen Männern dagegen behauptet wurde. Eben so scheint sich auch die Sache des Magnetismus ihrer Entscheidung zu nähern. Wenigstens hat sich die Lage derselben, seitdem Herr P. M. jenen Brief schrieb, merklich geändert. In Frankreich, Deutschland, der Schweiz, Holland und Schweden, hat man ihn jezt schon unzähligemal gebraucht: und je abentheuerlicher die Theorie ist, die man hin und wieder davon zu geben sucht, je wichtiger muß eine Entdeckung scheinen, bei der es den mehrsten so schwer wird, sie mit bekanten Begriffen und Wahrheiten in Verbindung zu bringen. Magnetismus ist nicht mehr ein lukratives Arkanum gewinsüchtiger Afterärzte, nicht mehr ein vielleicht gefährliches Spielwerk theosophischer Schwärmer, nicht mehr bloß das doch immer etwas verdächtige Eigenthum, sonst vielleicht sehr verehrungswürdiger geheimer Gesellschaften. Nein, scharfsinnige Naturforscher und aufgeklärte Aerzte beschäftigen sich damit; und unter den Augen eines Ganelins, Bordenanns, Armands u. s. w. sieht man im Wesentlichen alle die ausserordentlichen Wirkungen bestätiget, die man ehmals zum Erstaunen des Publikums davon rühmte. Jeder, der selbst, sorgfältig und anhaltend genug, Versuche damit anstellte, ist von seiner Wirksamkeit

keit überzeugt worden. Dies ist gewiß mehr, als was man von den meisten neuen physicalischen Entdeckungen rühmen kan. Keiner von allen, die ihn gehörig untersuchten, hat ihn verworfen. Jenes Palladium der Gegner des Magnetismus, der furchtbare Bericht der pariser Kommissarien, verliert sein imposantes Ansehn, da man auch die andere Partei gehört, da man die männliche Vertheidigung eines Varnier u. s. w. gelesen hat, und nun sieht, wie es bei der Untersuchung zugegangen ist, und warum die Untersucher, die sogern nichts finden wolten, auch keine Wirksamkeit im Magnetismus finden konten. — Alle übrige, die so laut und entscheidend gegen den Magnetismus sprechen, haben ihn alle nicht untersucht, und von den mehrsten kan man ohne Ungerechtigkeit sagen, daß sie auch nicht einmal diejenigen sind, die ihn hätten untersuchen können. Der Nimbus verliert sich jezt allmälich, den der Enthusiasmus, der bei den ersten Erfindern so verzeihlich, und bei den ersten Beobachtern so gewöhnlich ist, um jede neue Erfindung zu verbreiten pflegt, und der oft unbedeutende Kleinigkeiten anfangs so trüglich vergrößert: aber auch noch jezt, da man den Magnetismus ohne falsches Licht und in seinem ganzen Verhältniß zu übersehen anfängt, bleibt er noch immer eine eben so große, so wichtige, so wohlthätige Entdeckung, als man ihn nur je vorgestellt hat, man mag ihn als Menschenfreund, oder Philosoph, als Arzt oder Naturforscher und Physiolog betrachten. Schon fängt man an, in ihm die Wirksamkeit derselben Kraft zu erkennen, die bei so vielen andern Erscheinungen thätig ist; schon fängt er an, uns das wichtigste Kapitel unserer Physiologie von der Wirkungsart der Nerven aufzuklären: eine Materie, von der man bisher soviel geschrieben, und so wenig gewußt hat; schon zeigen ihn Theorie und Erfahrung, als ein zuverläßiges Mittel gegen Krankheiten, die man bisher selten, oder

nie

nie heilen konte. Selbst solche Phänomene, die mir, der ich doch auch gesehn und beobachtet hatte, noch immer zweifelhaft und ungewiß vorkamen, sehe ich mit Vergnügen durch entscheidende Versuche bestätiget; z. B. die von der Kraft des magnetisirten Wassers u. s. w. — Und was kan er nicht werden, wenn kaltblütige und anhaltende Prüfung aufgeklärter Naturforscher und Aerzte ferner seinen erstaunlichen Wirkungen nachforscht, und erst alle die Spreu des lächerlich-abergläubischen und theosophischen Unsinns durchsucht ist, den man vom Magnetismus behauptete, und der noch gewiß so manches reiche Korn der Wahrheit enthält. In ihm sehe ich mit einem berühmten deutschen Gelehrten, der ehemals ein warmer Gegner des Magnetismus, durch eigene Beobachtung von seiner Wirksamkeit überzeugt wurde, eins der kräftigsten Mittel, das je zum Untergange des Aberglaubens erfunden worden ist; in ihm einen Hebel, diele Uebel von der leidenden Menschheit zu wälzen, die bisher der Kunst der Aerzte zu schwer waren. —

Doch wieder zu dem Aufsaz des Herrn P. Nicolai. Wie kan der Verfasser noch immer von Wunder und Wunderkuren sprechen, da wir nie mehr, als bisher nicht hinlänglich bekante Wirkung der Natur, im Magnetismus fanden und zu finden glaubten, und da wir dies so oftmalen gesagt haben? Wie kan er aus dem gewiß merkwürdigen Faktum, daß ich nicht dieselbe Wirkung auf Kranke hervorbringen konte, als Herr D. Wienholt, ein Faktum, das Herrn Gmelins Versuche weiter bestätigen und erklären, schließen, daß es mir an Ueberzeugung von der Wirksamkeit des Magnetismus gefehlt habe? Habe ich denn je gesagt, oder behauptet, daß ich festen Glauben an diese Wirksamkeit für nothwendig halte, wenn sie sich äussern soll? Ich gestehe es, mir scheint dies nicht ganz das Verfahren eines edlen, bloß auf seine Gründe sich verlassenden Mannes zu sein, daß

man

man seinen Gegnern Behauptungen unterschiebt, woran sie nie gedacht haben. So ist es auch ein unnüzer Streit, daß man weitläuftig beweisen will, man dürfe seine Meinung öffentlich sagen, ohne sich zu nennen. Niemand hat dies geleugnet, und wenn jemand stumpfsinnig genug wäre, dies nicht einzusehn, so verdiente er keine Belehrung. Bei Bekantmachung einer Meinung komt es nur auf Gründe, nicht auf Namen an; bei persönlichen Angriffen ist es wenigstens unedel, sich nicht zu nennen, weil man sich einen Vortheil über seinen bekanten Gegner herausnimt, den dieser sich nicht verschaffen kan. Aber wenn diese Angriffe sich auf selbst erzählte Thatsachen gründen, wenn man bloß aus diesen angeblichen Thatsachen argumentirt, so muß sich der Erzähler nennen, oder sie verdienen weder Glauben noch Widerlegung. Nur unter dieser ausdrücklichen, auch von Herrn P. N. anerkanten Bestimmung hat Herr D. W. darauf gedrungen, daß sich sein Gegner nennen müsse. *) Und jene anonymen Aufsäze waren doch persönliche Angriffe und Anklagen, auch vorgebliche Thatsachen zugleich. Oder sind das etwa keine Fakta, die ich in meiner im Oktober des D. Museums abgedruckten Erklärung widerlegt habe? Heißt das bloß seine Meinung sagen, um bei mir stehn zu bleiben, wenn in einem folgenden Briefe gesagt wird: Dr. O. nimt an, die Augenlider der Kranken würden beim Magnetisiren durchsichtig? Soll ich vielleicht auch hier glauben, es werde zu meinem Lobe eine so abgeschmackte und kindische Behauptung von mir erzählt? — Doch ich halte mich nicht damit auf: alle jene anonymen Briefe sind ja größtentheils Erzählungen von dem, was vorgegangen sein soll, und zu diesen Erzählungen verlangten wir den Urhe-

*) Wienholts Erfahrungen p. 52.

Urheber zu wissen, ehe wir die Widerlegung der Mühe werth hatten konten.

Man hört indessen auf, sich über solche sonderbare Behauptungen und uns gar nicht betreffende, und doch als hier ganz entscheidend vorgetragene Räsonnements zu wundern, da der Herr P. N. sogar das diskrete Betragen der Gegner des Magnetismus rühmt. Nun ja, wenn dies zu rühmen ist, so mag der Herr P. N. überhaupt recht haben! Gern will ich zugeben, daß er selbst manche niedrige und pöbelhafte Angriffe auf uns als gar nicht geschehn betrachtet; denn in der That, sie sind unter alle Notiz, und ich hoffe, er wird sie mit eben den Unwillen angesehen haben, als ich manche unwürdige Angriffe auf ihn. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich keine unberufene Vertheidiger in einen Streit mischten, den sie doch nicht entscheiden werden, weil sie die Hauptsache zu wenig kennen; sie schaden nur der Partei, für die sie zu fechten glauben. Allein es wäre unrecht, die Partei selbst für das ungezogene Betragen, oder das seichte Geschwäz derjenigen haften zu lassen, die sich ungebeten unter sie mischen. Aber wie indiskret ist man nicht auch sonst allenthalben mit dem Magnetismus umgegangen? Ich wünschte, daß ich hier dem Herrn P. N. selbst nicht sein nie zu entschuldigendes Betragen gegen ein edles, junges Frauenzimmer vorzuwerfen hätte. — Und was für ein Verfahren hat man sich nicht gegen uns erlaubt, ein Verfahren, das selbst Männer indignirt hat, die bisher dem Magnetismus nicht gewogen waren? Besonders haben wir uns hierin über die berliner Monatschrift, und namentlich über Herrn Biester, und wenn beides nicht eine Person sein solte, über Hrn. Thomas Akatholikus zu beklagen. Wie unwürdig hat man Herrn D. Bicker begegnet, einem Mann, dessen Kentnissen schon vor 10 Jahren, wahrscheinlich berliner Aerzte, in der allgemeinen

deutschen

Digitized by Google

deutschen Bibliothek so viele Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Sein Brief enthält doch nichts als Wahrheit, wie man nun aus der Vergleichung mit Hrn. D. W. Beitrag sehen kan, den einzigen Umstand mit der absichtlich gereizten Einbildungskraft der ersten Patientin ausgenommen, den er gleich nachher, besser belehrt, selbst wiederrief. Alle das Ungereimte und Lächerliche, was man darin finden wolte, hat man hineinkommentirt, und ihn aus einen Gesichtspunkt beurtheilt, aus dem er nun einmal nicht geschrieben war. Wenn man einen vorläufigen Brief als eine vollständige Abhandlung ansieht, so kan man sie freilich leicht unvollständig finden. — Und nun, da Herr Biester auf seinen Reisen selbst Gelegenheit gehabt hat, den Magnetismus zu untersuchen, der nach der Vorstellung, die uns die berliner Monatschrift davon gemacht hatte, doch so grober Betrug und so blöder Aberglauben war, daß ein Mann von seinem Scharfsinn leicht die ganze Sache hätte durchschauen müssen, — nun begnügt man sich, Herrn D. Bickers Brief elend zu nennen, und zu sagen, nur gegen diesen habe man geschrieben. Herrn D. Bickers gedruckte Erklärung über seine beiden Briefe, die doch wol in Berlin nicht ganz unbekant geblieben ist, erwähnt man gar nicht. Und dann jene (ich muß sie so nennen!) unartige Vergleichung des Herrn D. Bickers mit mir! — Verdienter Tadel kan mich bessern, unverdienten weis ich zu verachten; aber ich wüßte nichts, was mir weher hätte thun können, als ein Lob in dieser Verbindung, ein Lob auf Kosten eines Freundes, dessen Karakter und Kentnisse ich gleich hochschäze. Ich habe zuviel Achtung für Herrn Biester, und ich weis, daß warmer Eifer für Aufklärung leicht zu Ungerechtigkeiten bei einer Sache verleiten kan, als man dieser als gefährlich ansieht: als daß ich glauben solte, Herr Biester werde fortfahren, ein vielleicht etwas übereiltes Urtheil über den Magne-

tismus jezt mit Herrn D. Bickers Briefe entschuldigen zu wollen, der wahrlich keinen Anlaß dazu hätte geben sollen. Ich weis wohl, daß Herr Biester noch nicht von der Wirksamkeit des Magnetismus überzeugt ist: ich würde es selbst schwerlich sein, wenn mich nicht eigene anhaltende Beobachtung überzeugt hätte: aber demohnerachtet zweifle ich, daß er noch ferner das ungerechte und verachtende Betragen gegen Leute billigen werde, die sich nichts anders haben zu Schulden kommen lassen, als daß sie den Magnetismus mit dem glücklichsten Erfolge versucht, und soviel sie konten, untersucht haben, die übrigens der Aufklärung [illegible] so Freund, der Schwärmerei, mystischen und theos[illegible]chen Unsinn eben so feind sind, als Herr Biester; wenn sie gleich für die eine und gegen die andere nicht so thätig sein können, vielleicht auch nicht immer auf die Art thätig sein mögten, als er.

Herr Biester nennt meine Klagen über die anonymen Briefe seltsam: wenn Falsa darin wären, sagt er, dürften diese ja nur widerlegt werden. Mich dünkt, auf ähnliche Art ließe sich auch jedes Pasquill entschuldigen: der Beleidigte kan ja nur seine Widerlegung dabei heften! Es wäre traurig, wenn jeder namenlose Briefsteller das Recht hätte, mich über Dinge, die ich gesagt oder gethan haben soll, öffentlich anzuklagen, und ich mich immer vertheidigen müßte. Er nenne sich, wenn seine Beschuldigungen Glauben verdienen sollen, und seine gerechte Beschämung, wenn er Unwahrheiten vorgebracht hat, schüze mich gegen alle muthwillige und unnöthige Plackereien.

Ich hoffe nicht, Herrn Biester durch diese freimüthige Aeusserung misfallen zu haben: und eben so leid solte es mir thun, wenn ich Herrn Pastor Nicolai durch eine Erklärung beleidiget haben solte, die er selbst mir abgenöthigt hat. Gewiß war dies meine Absicht nicht.

Die

Digitized by Google

Die Freundschaft, mit der er mich bisher beehrte, war mir immer schäzbar: und ich kan Personen und Sachen zu gut unterscheiden, als daß es meine Hochachtung gegen ihn im geringsten schwächen solte, daß er über den Magnetismus anders denkt, als ich.

Ich bin eben nicht gesonnen, mir auf die Zukunft ein beständiges Stillschweigen in Ansehung des Magnetismus aufzulegen, vielmehr werde ich es für meine Schuldigkeit halten, wo ich glaube, etwas zur Aufklärung und Bestätigung einer so nüzlichen Wahrheit beitragen zu können, laut und öffentlich zu sprechen. Aber schwerlich werde ich wieder über unsere drei bekant gemachte Beobachtungen schreiben. Sie haben ein zu kleines Verhältniß zu der großen Zahl wichtiger, lehrreicher und entscheidender Versuche, die über die Wirksamkeit des Magnetismus angestellt sind, als daß es für das Publikum interessant sein könte, über jeden kleinen, geringfügigen Umstand weitläuftige Dissertazionen zu lesen, und alle kleine Schikanen, die sich die Gegner etwa dabei erlauben mögten, umständlich widerlegt zu sehen. Mit unnüzen Dingen verderbe ich meine Zeit so ungern, als irgend jemand: und sie scheint mir zu einer Fehde, die bloß den Lesegesellschaften einige Augenblicke Unterhaltung gewähren kan, ohne etwas Wesentliches über die Sache selbst auszumachen, zu schlecht angewandt. Es könte also leicht sein, daß ich demjenigen, dem eine solche Fehde für sich anständiger scheinen mag, als mir, gern das lezte Wort behalten ließe.

Bremen im Februar
1788.

Wilhelm Olbers, D.

7.

Ode.

Auf! spendet mir den königlichen Saft
Der Purpurtrauben vom Tokaier,
Daß er Begeistrung mir und Götterblut und Feuer
Und kühnen Dichtertaumel schaft!

Denn singen will ich, was Homer selbst nicht,
Pindar, Virgil und Ossian nicht sangen,
Wovon nicht Uz und Ramlers Leier klangen,
Nicht Hagedorn, nicht Weiße spricht;

Ja, singen will ich, wozu mich Berlin,
Der Städte Königin, nicht reizte,
Wonach umsonst vier Jahre lang ich geizte,
Das will ich singen, hier in Wien!

Denn nur in dir, erhabne Stadt!
Hab' ich genossen und empfunden,
Was zu Berlin in so viel tausend Stunden
Nicht einmal mich gelabet hat.

Erzähl's, o Fama! sag's dem Erdenrund!
Ich sah — erzähl's, und du, o Donau, höre
Der Fama Ruf, und mach's von Meer zu Meere
In allen Erdgewässern kund!

Ich sah in Wien — noch zittert mein Gebein
Vor Freuden! — säume nicht, o Wien, dich aufzublähen
Vor allen Städten! — das, was ich gesehen,
Ist ganz allein nur dein!

Ich

Ich sah, ich sahe, was in Philemon
Und Baucis Hütte Jupiter einst sahe,
Und was ihn so erhizt, daß er beinahe
Sich selbst vergaß auf seinem Götterthron;

Daß er aus Dankbarkeit den Alten tausend Wohl
Und Freuden gab, sie reichlich benedeite;
Ich sah, was einst vom Untergang befreite
Roms hohes Kapitol;

Sah die Gestalt, die Circens Zauberstab
An des Ulysses Hof, wo alles sie verheerte,
Als sich ihr wildes Herz voll Eifersucht empörte,
Einst ihrem Hofpoeten gab! —

Ha! noch fühl' ich von dem, was ich gesehn,
Den Nachgeschmack durch meine Seele gehen!
Ich sah, ich sah — wann werd' ich's wieder sehen?
Wiens fettste Gans auf meinem Tische stehn!

Erhabne Gans! die Sprache reicht nicht hin;
Sie hat kein Wort dich auszunennen!
Welch Auge dich erblickt, das muß es flugs bekennen,
Du seist der Gänse Königin!

Schön, als du noch im weißen Federkleid
Einhergingst, schnatterest, zu aller Gänse Ehre,
Viel schöner schnatterest, als jüngst der Lieder Chöre
Am Grab Theresiens, und dreimal so gescheut!

Schön, als du dich, wie unsre Sonne sich
Um ihre Axe dreht, schön um den Bratspieß drehtest,
Und majestätisch dann den vollen Busen blähtest,
Der keinem Wiener Busen wich!

Schön, als mit brauner Pinkenhaut
Du in der Schüssel lagst, und tausendfaches Leben
Aus deinen Poren floß, um Labung mir zu geben,
Wie einem Bräutigam die Braut!

Schön endlich, als dein königlicher Saft
In meinen Gaumen rann und alle Sinnen weckte,
Als ich dein Götterfett von allen Fingern leckte,
Das noch auf meiner Zunge haft't!

O Gans! erhabne Gans! dein herlicher Genuß
Soll stets auf meiner Zunge schweben!
Du solst Aeonen noch in meinen Liedern leben,
Du, süßer als Cytherens Kuß!

Und du, o Wien, nim meinen lauten Dank!
Dir müssen sich Berlins und Pommerns Gänse beugen;
Nur du allein bist groß in Gänsezeugen!
Verkünd' es laut, o mein Gesang!

Stets sing' ich dich, du große Nährerin
Der schönen Kunst; mein Lied soll laut erschallen;
Bückt, Städte Deutschlands, euch: denn Wien ist vor euch allen
Die erste Gänsepflegerin!!!

S.

8.

Erklärung über eine Stelle in dem zweiten Schreiben vom Niederrhein.

(D. M. Jan. 1787. S. 102 ꝛc.)

Billig solte man wider einen anonymen Schriftsteller kein Wort verlieren, der eben da, wo er selbst in frischer That

That einer unschicklichen, unmoralischen und ganz unchristlichen Handlung begriffen ist, andre mit dergleichen Beschuldigungen verunglimpfen will. Ich würde es auch nicht thun, wenn ich nicht besorgen müßte, das zweite Schreiben vom Niederrheine, die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit betreffend, möchte durch die Stelle, die es in einer so geschäzten Monatsschrift, wie das D. Museum ist, gefunden hat, bei manchen ein Ansehen bekommen, das es keinesweges verdient.

Sich fremder Korrespondenz, ohne Wissen, wider Willen der Eigenthümer, bemächtigen; seiner Schlauigkeit darüber ein Kompliment machen, daß sie alle Vorsicht der D. Gesellschaft das Ihrige vor räuberischen Händen zu bewahren, überlisten könne; der Welt öffentlich vorlegen, was verbundne Mitglieder nur für sich untereinander schreiben; und das aus der liebloſen Absicht, diese Gesellschaft durch willkürliche Aushebung schwacher Stellen öffentlich verächtlich zu machen; das sind Handlungen, deren sich jeder Redliche zu schämen Ursache hat. Daß ich mich aber einer höflichen Antwort auf eine höfliche Zuschrift, die wider alle meine Absicht gedruckt, und wider alle meine Erwartung im D. Museum gedruckt worden, schämen müßte, wird wol kein Unparteiischer behaupten wollen. Ich habe daher zu der bekanten edlen Denkungsart des Herrn Herausgebers des D. Museums das Zutrauen, er werde einer kurzen Ablehnung der mir gemachten unbilligen Vorwürfe ebenfalls im Museum eine Stelle vergönnen.

Es ist Unwahrheit, daß ich mich mit der deutschen Gesellschaft eingelaſſen oder verbunden habe. Ich bin kein Mitglied irgend einer, also auch nicht dieser Gesellschaft. Ich schreibe dies nicht zu ihrer Abwürdigung. Von der ungeheuren Menge geheimer Gesellschaften, mit welcher unser Vaterland jezt überschwemmt wird, hat

Digitized by Google

sie bei weitem die edelste Absicht: Beförderung der reinen Lehre und der wahren Gottseligkeit. Ich habe aber von meiner Jugend an den festen Entschluß gefaßt, mich in keine andre Verbindungen einzulassen, als in die, in welche mich meine Geburt, mein Vaterland, mein Christenthum und mein Beruf versezen. Ich bin diesem Vorsaze bisher getreu verblieben, warum solte ich mich am Ende meiner Laufbahn erst davon entfernen? Also besteht meine ganze Einlassung darin: daß einige Glieder der deutschen Gesellschaft zuerst mir sehr freundschaftlich, mit Bezeugung ihrer Freude über meine Vertheidigung der Lehren, die ihnen so theuer sind, geschrieben haben. War es mir unmöglich allen zu antworten, wie denn auch einige mir es selbst erlassen hatten, so forderte doch wol der Wohlstand einem Manne, wie der Herr Prediger Schulz in Magdeburg ist, in eben dem Tone, in welchem er geschrieben hatte, wieder zu antworten, ohne mir auch nur im Traume einfallen zu lassen, daß ich darüber von einem Dritten, den diese Korrespondenz nicht das Mindeste angeht, solte öffentlich angegriffen werden.

Es ist aber zugleich hämische Bosheit, zu einer Unwahrheit, wider besseres Wissen, noch unwahrere Ursachen zu erdichten, bloß um einen Andern in den Augen unkundiger Leser verächtlich zu machen. „Herr Teller soll mir so tiefe Wunden geschlagen, mich in solche Noth gebracht haben, die mich Hülfe auch bei solchen Freunden zu suchen gezwungen, welche ich sonst ihre Wege allein würde haben gehen lassen.“

Von Wunden, von tiefen mir geschlagenen Wunden habe ich, Gottlob! nichts gefühlt, und eben so wenig von Nöthen, die mich, nach fremder Hülfe mich umzusehen, gedrungen hätten. Noch stehe ich mit heiler, frischer Haut auf dem Kampfplaze, von welchem Herr Teller verschwunden ist. Ich weis zwar, daß er sehr ernst-

ernsthafte Beherzigungen für mich geschrieben und eben so ernsthaft gesorgt hat, daß sie mir ja nicht entgehen mögten; ich weis aber auch, daß ich sie bald beantwortet, ja mit allem Glimpf und mit einer bei Widerlegungen gewiß ungewöhnlichen Kürze beantwortet habe; so viele offene Blößen zu Verwundungen mir auch Titel und Inhalt, und Styl und Ton der Beherzigungen darboten. Ich glaubte dadurch am besten zeigen zu können, daß meine Vertheidigung der evangelischen Wahrheit mein ganzer Ernst sei, wenn ich sie mit weit mehrerer Wärme triebe, als das, was meine Person selbst betrift. Ohnerachtet nun noch Niemand bisher meine Antwort auf die Tellerischen Beherzigungen widerlegt hat, ohnerachtet das Meiste darin nicht eher umgestoßen werden kan, bis man nicht zuvor die Bibel und Schriften, mit welchen ich meine Behauptungen so sichtbar belegt hätte, aus der Welt schaffen wird; so kommen doch die Herausgeber der berliner Monatsschrift und der Herr Niederrheiner, und wollen das Publikum bereden, ich hätte auch nicht eine Sylbe wider Herrn Teller muchsen können, ja schleppen mich als einen jämmerlich zerfezten, tiefverwundeten Klopffechter auf die öffentliche Schaubühne, und rufen, wie ehemals Horaz dem August, ihrem Herrn Teller zu:

Tuque dum procedis, Jo Triumphe,
Non semel dicemus, Jo Triumphe!!!

Nicht ich, sondre Andre mögen einem solchen Betragen den rechten Namen geben. Der Herr Niederrheiner hat wenigstens dabei sich als einen Feind der Wahrheit bewiesen, so sehr ihn auch diese Benennung gegen mich aufgebracht hat. Wer vorsezlich die wahre Beschaffenheit einer Sache vertuscht, damit er andern falsche Begriffe davon beibringen könne, geht mit der Wahrheit, dieser so reinen Dame, sehr ehrenschänderisch um, und kan mithin ihr Freund nicht sein. Mich kan

es

es indessen beruhigen, daß auch gelehrte Männer öffentlich bezeugt haben: sie hätten nicht mich, sondern den Herrn Teller bluten gesehn.

Es ist Unwahrheit, wenn der Anonymus mich beschuldigt, daß ich alle Andersdenkende Feinde der Wahrheit schelte. Meine Gesinnung gegen Andersdenkende wissen die, welche mich aus Thatsachen und einem langen Betragen kennen. Die Andern verweise ich indessen auf die Vorrede zu meinem Katechismus. Unmoralisch, ganz unchristlich kan kein Ausdruck sein, der von einem Apostel entlehnt, und nur in seinem Sinne angewendet wird. Paulus voll heiligen Geistes, wie dabei ausdrücklich bemerkt wird, nennt den Bar Jehu nach Heumanns Uebersezung: einen Feind aller wahren Lehre, weil er den Prokonsul Sergius Paulus vom Glauben, das ist, von Annehmung des Christenthums abzuwenden suchte. Nach seinem Vorgang nenne ich also alle die Feinde der Wahrheit, welche, mitten in der Christenheit, die Menschen von Christo, von seinem Worte, welches die Wahrheit ist, abwendig machen, und zu ihrem Naturalismus verleiten, oder wie es die Illuminaten selbst gestehen, den Namen des Christenthums lassen, und die Vernunft, das ist, ihre Vernunft, substituiren wollen. Denn meine Vernunft wird sich zu einer solchen Substitution nie entschließen, weil sie überzeugt ist, daß es die schändlichste aller Betrügereien sei, das Wort Gottes verfälschen, treulos gegen die feierlichsten Gelübde werden, seine eigenen Einfälle für Lehre Christi ausgeben, und der menschlichen Herschaft über die Gewissen ein weites Thor eröfnen. Die andern Ausdrücke, die ich nicht gebraucht habe, wird die deutsche Gesellschaft selbst zu vertheidigen wissen.

Es zeugt von keinem feinen Gefühle, wenn der Anonymus keinen Unterschied zu machen weis, zwischen Ar-

Arbeiten, zu denen man sich bloß durch einen ausgebotenen Preis reizen läßt, da man sonst nicht daran gedacht haben würde, so nöthig sie auch immer in unsern Zeiten sein mögen; und zwischen Arbeiten, die man aus ganz wichtigern Ursachen unternimmt, und wenn sie vollendet sind, den Nuzen davon auf eine billige Art mit dem Verleger theilt. Bei mir war wenigstens die Einwendung übel angebracht, der ich um des Honorars willen nie eine Zeile geschrieben, und es gerade da erlassen habe, wo andre den größten Vortheil zu ziehen wissen. Es wäre überflüßig hievon mehr zu sagen, Deutschland kennt die Schriftsteller schon, die um Geld schreiben.

Dessau den 21. Febr. 1788.

F. L. E. de Marées.

9.

Grabschrift auf Ahlemann.

Ahlemann schlummert hier, der Liebende bei der Geliebten,
Siehe! der Lehrer des Volks bei dem schlummernden Volk.
Freunde weinen um ihn; es jammern die Witwen, die Waisen;
Um ihn trauert der Christ, Israels Enkel um ihn.
Heiter war er und sanft, ein Liebling lächelnder Weisheit,
Hell wie der Mond sein Geist, warm wie die Sonne sein Herz,
Herzlicher Demut voll und voll altchristlicher Einfalt,
Glühte, noch brechend, für Gott und für die Brüder, sein Herz.

Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

10.

Auszug eines Schreibens aus Pisa.

Vom 15. Febr. 1788.

— Auf meiner in der lezтern Hälfte des verwichnen Jahrs nach Rom und Neapel gemachten Reise, bin ich in Ansehung der

der höhern Wissenschaften in diesen Ländern am wenigsten befriedigt worden. Theologie, Kentniß und Studium alter und neuer Sprachen, liegt sehr darnieder, und hauptsächlich sind die Römer, ihrer vielen litterarischen Hülfsmittel ohngeachtet, ein ganzes Jahrhundert hinter uns Deutschen zurück; ihre Philosophie ist noch immer nichts als scholastisches Gewäsch. In Neapel scheint das Licht nach und nach aufzugehen; Philosophie nach Genovesi, Physik nach Nollet, und besonders Arzneikunde wird dort gut gelehrt. Die berühmten Aerzte Cottagno, Cyrillo, Vairo wenden alle Mühe an, die Charlatanerie zu vertreiben, und sonst Aufklärung zu befördern. Hier lernte ich einen gelehrten, feinen und witzigen Mann, den Consigliere Galliani kennen; er glaubte, daß wir Deutschen es jezt in der gesunden Philosophie am weitesten gebracht hätten. Es ist wirklich schade, daß dieser Mann vor einigen Monaten der gelehrten Welt zu früh entrissen wurde. Sein Verlust ist für Neapel unersezbar, weil er mit dem Minister Acton zu einem Zweck an der Verbesserung der Schulen, der Gesezе, Finanzen ꝛc. arbeitete. Der Geistlichkeit war er freilich ein Dorn im Auge, und in seinen Schriften schont er ihrer wenig; es soll eine Ausgabe derselben, gewiß zu nicht geringem Verdrusse der Klerisei, herauskommen. Unsre beiden Hackert werden in Neapel sehr geschäzt, verdienen was sie wollen, und leben fürstlich. Philipp Hackert, der älteste, hat ein Sendschreiben über den Gebrauch des Firniß in der Malerei (Lettera Sull' Uso della Vernice nella Pittura) herausgegeben, und es an den Ritter Hamilton gerichtet. Seine Gedanken sind gut, aber in verworrenem italienischen Styl vorgetragen. In Rom lernte ich unsern Göthe kennen; er las uns eines Abends bei Angelica Kaufmann, die er am meisten besucht, seine Iphigenie vor, die voll auffallender Schönheiten ist. Er hat seinen alten Freund den Tonkünstler Hrn. Kaiser aus Zürch kommen lassen, um eine neu ausgearbeitete ernsthafte

Digitized by Google

hafte Oper zu komponiren. Uebrigens lebt er von der großen römischen Welt ganz abgesondert, übt sich sehr im Zeichnen, seinem Lieblingsstudium, und geht wie die übrigen jungen Künstler in die Lernakademien. Professor Moritz hielt sich bei meiner Anwesenheit in Rom fleißig in Tivoli auf, wo er seinen Horaz, Tibull u. s. w. studirte. Sein allzunatürlicher oder sonderbarer Aufzug, machten ihn auffallend. Auf einem eigends erkauften Maulthiere durchtrapte er den klaßischen römischen Boden, und da er auf diesen Wanderungen viele Abentheuer erfahren hat: so haben wir vermutlich wieder eine romantische Reisebeschreibung von ihm zu erwarten. Er arbeitete schon an einer italienischen Grammatik für die Deutschen, die vielleicht nicht übel ausfallen dürfte. Ein junger, feuriger Mann, Herr Hirt aus Schwaben, will eine Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste in Rom herausgeben. Dies ist nach Reiffenstein der beste Antiquarius.

Der Buchhändler Masi in Livorno, sezt die Ausgabe der ältern italienischen, dramatischen und satirischen Dichter mit Beifall fort, jezt will er auch Goldoni Werke, von dem Verfasser selbst durchgesehen und vermehrt herausgeben, alsdann soll Boccaccio folgen, und vier der größten Sprachkundigen werden an dieser Ausgabe arbeiten, die alle andre übertreffen soll. Bertola, Prof. der Geschichte in Pavia, hat La filosofia della Storia herausgegeben, welche, nach dem Urtheile der Novelle litterarie in Florenz, und des Giornale dei Letterati in Pisa, ganz im Geiste des Montesquieu geschrieben sein soll. Ein Buch, von welchem die Katholiken einen großen Triumpf über uns hoffen, ist: La Verità della Chiesa Romana, dimostrata, illustrata e difesa da Fr. Antonio Valsecchi, Prof. di Teologia nell' Università di Padova, 1787. Der große Arzt Frank in Pavia liest daselbst mit großem Beifall, und bringt diese Universität in Flor, da er das Factotum dort ist. Von seinem Sistem einer vollständigen Polizei ist ein Theil in Mailand, aber schlecht

über-

übersezt worden. In Venedig soll eine Uebersezung von Zimmermann über die Einsamkeit herauskommen. Ceruti, Prof. der Theol. in Turin, hat die Iliade in versi Toscani sciolti übersezt herausgegeben; der erste Band enthält die 12 ersten Bücher. Man zieht diese Uebersezung wegen der Treue und des Wohlklangs der Uebersezung des Cesarotti in Padova vor. In Turin komt ein Journal, Biblioteca oltramontana betitelt, alle Monate ohngefähr 8—10 Bogen heraus, das aber unbedeutend ist. — Vom Sinodo in Pistoia und Florenz ist alles still; beide sind zwar abgedruckt, aber zum leztern hat der Grosherzog selbst die Schlüssel, und niemand hat das Wahre davon entdecken können. Man ist Monsignore Ricci in den Seßionen stark zu Leibe gegangen, und viele von seinen Anhängern sind ihm abtrünnig geworden. Man kan nicht begreifen, wie der sonst so helldenkende Lampredi, Lehrer des öffentlichen Rechts in Pisa, so auf einmal seine Vernunft unter das orthodoxe Joch des Sistems hat beugen können; vermutlich ist er dazu erkauft worden. Die Streitigkeiten über Jansenismus und Jesuitismus gehen immer noch heftig fort, und so lange noch gewisse alte Verfechter des gewöhnlichen Sistems in Toscana leben, wird diese sehr gerühmte Aufklärung immer noch keine großen Fortschritte machen. Der lezte Hirtenbrief des Bischofs Ricci ist ein Meisterstück der Beredsamkeit; er rechtfertigt darin sein ganzes Verfahren, und fodert seine Gegner, denen er ihre Schwächen zeigt, auf, ihn durch hinlängliche Gründe zu widerlegen. Es ist aber zu vermuten, daß sie alles anwenden werden ihn in die Grube zu bringen; seine Gesundheit ist wirklich seit einiger Zeit sehr geschwächt, und er hat sich deswegen hieher begeben, und die hiesigen Aerzte, besonders unsern geschickten Laguſius zu consultiren. —

Verbesserung. Im Febr. S. 206. Z. 30. 31. muß es heißen: Was ihm vorgekommen, Gespräche u. s. w.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Fünftes Stück. Mai, 1788.

I.

Einige Gründe, warum die Abschaffung der christlichen Religion, wie die Sachen nun stehen, doch üble Folgen haben, und nicht alle die guten Wirkungen hervorbringen dürfte, welche man sich davon verspricht.

Aus dem Englischen des D. Swift, übersetzt von Schlosser.

Einleitung.

Man hat sich schon lange in Deutschland hier und da einander in das Ohr gesagt, daß nächstens von unsern Philosophen, wo nicht am Reichstage, doch bey einigen Kreisen und in einigen Regierungen der Antrag geschehen werde, die ganze christliche Religion völlig abzuschaffen.

Schon der Verfasser der Enthüllung des Weltbürger-Systems hat so etwas zu erkennen gegeben, und unter der Hand versichern die Politiker, daß, sobald die Türken, vor welchen wir uns allein noch ein wenig scheuten, aus Europa vertrieben seyn würden, das grosse Project in Ausübung gebracht werden sollte; denn vor den Juden brauche man sich nicht zu scheuen, da diese an den meisten Orten eben das mit dem Gesetz, dem Meßias, und ihrem Talmud vorhätten.

Die scharfsichtigen Politiker wollen gar behaupten, es sey dieses kein neues Project, sondern bald nach der

Digitized by Google

Reformation, wenigstens gleich nach dem westphälischen Frieden schon angelegt worden.

Sie sagen nemlich blos deswegen habe man so schlechte Catechißmen, so schlechte Lieder und so schlechte Prediger gemacht und angenommen, damit das System des Evangeliums bey vernünftigern Leuten in Verachtung fallen möge; und um das gemeine Volk auch damit zu entzweyen, habe man den Predigern in den meisten Ortschaften noch überdies den kleinen Zehenden, und eine unmittelbare Aufsicht über die Policey und Landesgesetze gegeben; denn man habe leicht ermessen können, daß bey den vielen Processen und dem grossen Verdruß unter solchen Anstalten, die Gönner der christlichen Religion, und mit ihnen die Religion selbst bald um ihr Ansehen kommen werden.

In den neuern Zeiten hätte zwar, sagen diese Politiker ferner, das Project beynahe einen großen Stoß gelitten; denn es wären hier und da einige Philosophen, sowohl aus den Geistlichen, als aus den Layen aufgestanden, die sich bemüht hätten, mit sehr philosophischen Gründen zu behaupten und darzuthun, daß dem Menschen der philosophische Glauben ganz unentbehrlich wäre, das System des Evangeliums diesem zu Hülfe komme, und letzteres ganz anders aussehe, als man es gemeiniglich darstelle; daß es in seiner Quelle ganz weis, rein, gut, und vollkommen geschickt wäre, den Menschen glücklich und zufrieden zu machen, und daß man es nur in seiner alten Reinheit zu lehren brauche, um es überall angenehm und schicklich zu machen. Diesen Stoß hätten aber die Freunde des Projects so glücklich abgewendet, daß er wenig Wirkung thue. Denn sie hätten nicht allein den religiösen Glauben, sondern auch den philosophischen so sehr verschrien, daß diejenigen, welche ihn bisher geprediget hätten, bald kaum das Wort

Glau-

Digitized by Google

Glaube mehr zu brauchen wagten, ob dasselbe gleich vom Porrho bis zum Hume ohne allen Anstand gebraucht worden wäre. Ferner hätten sie sehr geschickt alles, was mit einiger Wärme für die christliche Religion gesagt worden wäre, für Schwärmerey auszugeben gewußt. Und damit nicht einer oder der andere dieser Schwärmer doch irgendwo einen Vertheidiger fände, der selbst unter den gröbsten Ausschweifungen einer schwärmerischen Phantasie, das Wahre ebenso hervor suche, wie Baco unter der dichterischen Schwärmerey der ältesten Mythologen tiefe Weisheit fand; so hätten eben diese Projectanten, es schlechterdings nicht erlaubt, für die Freunde des evangelischen Systems, noch überhaupt für jemand, dem sie nicht einen Paß gegeben hätten, ein billiges Wort zu sagen. *)

*) Ich gestehe, daß ich mich selbst dieser Fehler schuldig gemacht habe, und ich soll dadurch, nach einigen sehr tief forschenden Philosophen, die mir deswegen neulich in der Berliner Monatsschrift Febr. S. 177. das Gewissen gerührt haben, Ursache an unendlichem Schaden gewesen seyn. In der That sehe ich indessen noch immer die Sache in einem ganz andern Lichte, als diese Philosophen, und glaube, daß wenn ein Mann wie Lavater, oder auch wie Schwedenborg, dem man sonst weder Genie, noch Verstand, noch Rechtschaffenheit absprechen kann, oder wenn einer, der sonst auf eine Weise Anhänger findet; wenn ein solcher etwas dem Anschein nach sehr auffallendes oder auch wirklich schwärmerisches sagt; daß alsdann kein besseres Mittel zu erdenken sey, seine Schwärmerey unschädlich zu machen, als wenn man darthut, daß sie ihren Schein von Wahrheit und Weisheit daher nimmt, daß sie von beyden etwas in sich hat, welches hervorgezogen, das Uebrige als leere Hülle, oder täuschende Larve deutlich sehen läßt. Ich habe auch nicht gefunden, daß Baco einigen Schaden angerichtet, oder gar dadurch des Heidenthum eingeführt habe, weil er in seiner Sapientia Veterum viele tiefe Weisheit unter der alten Mythologie suchte, und was ich neulich von Schwedenborg und Cagliostro sagte, kann doch wohl nicht Ursache an dem

Digitized by Google

Da nun ächte Denker, deren Herz mit Reinheit an der Wahrheit hängt, selten zu polemisiren pflegen, noch weniger sich mit Leuten einlassen, die sich taub stellten, um das Recht zu erwerben, miß zu verstehen; so würden, sagt man uns, die Vertheidiger des Christenthums und des philosophischen Glaubens nun nicht lange mehr sich dem Project entgegen stellen können, sondern ihre Religion und ihren Glauben blos für ihren Hausgebrauch aufbehalten müssen, wornach denn nichts weiter der Ausführung des Projects, das sich von der politischen und der ökonomischen Seite nicht wenig empfehle, in dem Weg stehe.

Ich habe nicht Scharfsichtigkeit genug um zu beurtheilen, ob diese Vermuthungen wirklich Grund haben; dennoch glaube ich, daß man wohl thue die Gründe, welche für und wider die Abschaffung des Christenthums angeführt werden können, in Zeiten zu prüfen. Denn wenn ein-

dem englischen Schwedenburgianismus seyn, noch die Mietauer Geschichten veranlaßt haben; vielmehr dünkt mich, es würden an diesen beiden Orten, diese beiden Männer ungleich weniger Bewegung veranlaßt haben, wann jemand dort gewesen wäre, der ihre Freunde von dem äußern Sinnlichen weggezogen, ihr Abentheuerliches in seine Bestandtheile aufgelöst, und jedem seinen ehrlichen Scheidezettel beygefügt hätte. Denn bekanntlich verschwindet aller ästhetische Eindruck, wenn man den Gegenstand desselben, zu einen Syllogismus macht. Ob ich übrigens, wie die Monatsschrift vermuthet, mit Gablidone eben so verfahren werde, als mit Schwedenborg, das weiß ich nicht. Dies wird davon abhangen, ob ich das, was Gr. Th. den ich wohl kenne, darüber geschrieben hat, selbst lesen werde, und ob ich etwas Kluges darunter finde? Aber selbst lesen muß ich ihn; denn nach den Auszügen und der Darstellung der Berliner Monatsschrift, getraue ich mir nicht jemand zu beurtheilen, da ich nie mich selbst mehr erkenne, so bald das, was ich schreibe, durch diesen Kanal gelaufen ist.

Digitized by Google

einmal diejenige, welche bey den Rathsversammlungen über solche Sachen votiren müssen, ihre Parthie genommen haben; so ist es bekannt, daß sie dann ihr Votum immer wie ihr anderes Ich, betrachten, dessen Vertheidigung ihnen das Recht der Natur zur ersten Pflicht gemacht hat.

Wenn ich aber von Prüfung der Gründe rede, so verstehe ich allein die politischen, denn die philosophischen Gründe und die Gründe die der Menschensinn selbst für das Christenthum angeben könnte, dürften nicht zu den Abentheuerlichkeiten gerechnet werden, welchen der ungelähmte Verstand, gleich wie sie sich zeigen, widerstehen muß; wenigstens ist es nicht unbekannt, daß viele sehr weise Männer, die christliche Religion auch für einen zinnernen Talisman gehalten haben, den man billig verachten müsse; und da der Probierstein der Talismane noch nicht gefunden worden ist: so wird es am besten seyn, lieber keinen aufkommen zu lassen, damit man nicht in Gefahr komme einen unendlichen Schaden anzurichten, wenn man etwa nicht den rechten gefunden hätte. So wie es aber dem Tyrannen von Syrakus doch von der politischen Seite sehr nützlich schien, daß man ihn in dem Besitz einer gewissen Art von Allwissenheit glaubte; so schien es mir, daß denn doch auch in der christlichen Religion sich manche Dinge fänden, die man, ihres politischen Nutzens wegen noch aufrecht zu erhalten, für nöthig achten dürfte.

Da ich aber damit umgieng dieser Sache weiter nachzudenken, fiel mir ein, daß der scharfsinnige und kluge Jonathan Swift sich zu seiner Zeit, beynah in eben dem Verhältniße gegen den weisen großen Haufen 2) seines

2) The wise majority of the nation. Ich habe nicht gewagt, diese Worte durch Majorität der Nation zu übersetzen,

Volks gefunden hat, in welchem sich die politischen Vertheidiger des Christenthums, zu unserm weisen großen Haufen finden sollen; und da ich die paar Bogen, die er in eben der Absicht geschrieben hat, hervorsuchte und wieder las, so zeigte sich, daß er, was ich darüber gedacht, und noch weit mehr gefunden, auch alles viel besser dargestellt hatte, als ich im Stand seyn würde es zu thun. Ich habe also meine eigene Spekulation aufgegeben, und mich gerne begnügt, seine Arbeit nur neu zu übersetzen. Ich werde durch dieses Verfahren unpartheiischer scheinen, und kann desto sicherer hoffen, daß der weise große Haufen, dem ich nun diese Swiftischen Gründe gegen die Abschaffung des Christenthums vorlege, dieselbe desto kaltblütiger prüfen werde.

Zwar wird der Gedanke sogleich im Wege stehen, daß Swifts Arbeit unmöglich für uns noch taugen könne. Es sind nun schon 80 Jahre vorüber seit er seinen Aufsatz geschrieben hat, und in der Zeit müßten sich, wie man glauben sollte, die Umstände so sehr verändert haben, daß sie sich in nichts mehr gleich sähen.

Ferner hat Swift für die Englische Nation geschrieben, welche, wie man sagt, ungleich leidenschaftlicher und tiefsinniger ist, als die Deutschen gewöhnlich zu seyn pflegen. Es wäre bey dieser Nation also viel eher zu vermuthen gewesen, daß die Gutgesinnten das Christenthum, zu besserer Aufnahme des Englischen Reichs zerstören und vernichten würden, als bey Uns, wo man schon seit Friedrich des dritten Zeiten unaufhörlich über die bes-

sere

setzen, theils um der Reinheit der Sprache willen, theils auch, weil wir den rechten Begriff mit diesem Ausdruck, der aus dem Englischen Staatsrecht geborgt ist, nicht verbinden können. Ich hoffe aber, daß ich Swifts Sinn nicht verfehlt habe.

Digitized by Google

sere Aufnahme des Deutschen Reichs deliberirt hat, ohne nur einen einzigen merklichen Schritt dazu zu vollbringen.

Sollte aber auch durch das mahrscheinlich voraus zu sehende Uebergewicht des weisen großen Haufens über die wenigen Schwärmer, welche noch etwas für die christliche Religion im heiligen römischen Reiche paradoxiren, ein schnellerer Fortgang erwirkt werden; so würde schon der Titel des heiligen Reichs, den man ja ohnehin, ohne den Umsturz der ganzen Constitution nicht aufgeben könnte, das System erhalten; Und da alle Reichsgesetze, seit dem passauischen Vertrag, überall die christliche Religion bestätigen, und mit unzähligen Cautelen verpfählen; so könnte man vielleicht die Abschaffung derselben im Deutschen Reich für ganz unmöglich halten.

Noch dürfte man bemerken, es sey außer denen, welche die Abschaffung der christlichen Religion betrieben, ein anderer großer Haufe vorhanden, der Tag und Nacht äusserst Confessionsmäßig für die protestantische Religion wache, und seine Waffen so lebhaft gegen die catholische Religion spielen lasse, daß wenigstens der Einsturz des ganzen Christenthums nicht zu besorgen sey.

Dem allen ungeachtet fand ich die Swiftischen Gründe gegen die Abschaffung der christlichen Religion noch sehr zweckmäßig, und unsern Zeiten völlig angemessen.

Denn, was das erste anlangt, daß seit dem Swiftischen Aufsatz schon 80 Jahr verflossen sind; so ist ja bekannt, daß unsre Nation, in allem was Witz, Geschmack, Lebensart, Artigkeit, und Weltphilosophie betrift, immer fast ganze Jahrhunderte hinter den andern Nationen hergegangen ist; und daß sie sich ohngefähr eben so gegen sie verhält, wie der Sonnenkreis des Saturns, gegen die Kreise der Venus und des Merkurs. Wir haben später schön gedichtet, später schön getanzt, später Comedien und Reduten, später stehende Armeen, später Wochenschrif-

ten, sogar die großen Pocken haben wir später gehabt, als Frankreich und England. Wir dürfen uns also gar nicht wundern, daß, was vor 80 Jahren in England an seinem Platz war, erst nun bey Uns anzuwenden ist. Und wer sich die Mühe giebt, den Swiftischen Aufsatz mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen, der wird sich wundern, wie genau derselbe hie und da von unserer jetzigen Lage gesprochen hat.

Zum andern ist es wohl allerdings richtig, daß die Schriftsteller, die bey Uns gegen den Glauben und die christliche Religion schreiben, nicht mit so viel Kraft und Tiefsinn schreiben, als einige Engländer in den Tagen Swifts und nach ihm dagegen geschrieben haben. Allein, was den Häuptern unseres weisen großen Haufens an Gewicht und Masse abgeht, das ersetzen sie durch die Geschwindigkeit. Die Tolands, Tindals und selbst Bolingbrocke, hatten immer Mühe damit, daß ihre Schriften dem großen Haufen, den sie belehren wollten, in die Hände fielen.

Die Häupter unsers großen Haufens aber, haben weislich die Journale, Monatschriften, Bibliotheken und dergleichen zum Vehikulum ihrer Lehren gewählt, wodurch sie dann in wenigen Wochen, alle ihre Weisheit über den ganzen großen Haufen ausgießen und ausstreuen können. Nun weis man aber, daß die Kräfte der Dinge nicht blos nach dem Gewicht und innern Gehalt, sondern nach dem Product der Masse mit der Geschwindigkeit, geschätzt werden. Ist also gleich die Philosophie der Häupter unseres großen Haufens leichter als die Philosophie der Engländer; so läuft sie doch gewiß um so viel geschwinder herum, als sie leichter ist; folglich wird die Wirkung beynahe gleich seyn.

Ueber dies haben auch die Häupter unsers großen Haufens ein Mittel gefunden, selbst ihren innern Gehalt

zu

Digitized by Google

zu verstärken. Denn, da sie wußten, daß nichts in den großen Haufen leichter eingeht, als Uebelreden von geachteten Leuten; so haben sie immer sorgfältig getrachtet, von allen denen, die nur einigen Namen in der Nation zu haben schienen, und die etwa ein warmes Wort für Religion und Glauben gesprochen haben, so viel übles zu reden, als sie konnten; sie haben die Haare ihres Kopfs gezählt; haben den ersten Geschichten ihrer Jugend, jedem Tritte ihres Lebens, jedem Zug ihrer Feder nachgespürt; und wenn sie da nur etwas Zweydeutiges fanden, so haben sie nicht ermangelt, ihm die schlimmste Wendung zu geben, und alle diejenigen der wunderlichsten Paradoxie zu beschuldigen, welche irgendwo nur die Möglichkeit einer Entschuldigung für solche Leute anführten oder ahnden ließen. 3) Die Englischen

3) Auch dieser Paradoxie habe ich mich schuldig gemacht, wie einige orthodoxe Schriftsteller der Berl. Mschr. Febr. S. 179. in der Anmerkung beobachten. Ich gebe auch gerne zu, daß ich gegen den orthodoxen und erhabenen Grundsatz der Dogmatik: jeder Mensch ist für böse zu halten, bis das Gegentheil dargethan ist; (freylich nicht ohne große Aergerniß zugeben.) gefehlt habe, welches ich herzlich bedaure. Ich hoffe aber, man wird das der Schule der Rechts-Lehrer, in welcher ich unterrichtet worden bin, zu gut halten, woselbst man zu sagen pflegt: jeder Mensch ist für gut zu halten, bis man das Gegentheil beweißt. Da es nun bey der Bestimmung des Werthes eines jeden Menschen sehr darauf ankommt, was er bey seinen Handlungen für eine Absicht gehabt hat; so habe ich geglaubt, ich dürfte, ehe ich über Cagliostro's Absichten völlig unterrichtet bin, mich enthalten über ihn abzusprechen. In der Eil, womit die Verfasser der Berl. Mschr. zum Theil zu schreiben pflegen, haben sie sich nur daran gestoßen, daß sie sich vorstellen, ich glaubte an des Cagliostro gute Absichten; bey näherer Einsicht meines Aufsatzes werden sie aber finden, daß ich nur an seine bösen Absichten nicht zu glauben aus sichtbaren guten Absichten für thunlich hielt.

Und

Philosophen hatten sich begnüget von Christus und Moses so viel Böses zu sagen, als sie zusammen bringen konnten; unsere wußten aber besser was Eindruck macht, und wählten sich ihre Zeitgenossen zum Ziel, wodurch sie denn ihre geringe Kraft abermals sehr merklich verstärkt haben.

Weil sie sich aber auch dadurch noch nicht stark genug glaubten, so haben sie über dies noch einige französische Schriftsteller von entschiedenen Rufe, denen es zu Hause nicht wohl gieng, wie z. B. den Grafen von Mirabeau *) deutsch lesen lernen, und für sich schreiben lassen.

sind bey näherer Bekanntschaft mit dem ächten Skepticismus werden sie auch finden, daß ein glaubiger Skepticismus gar keine Ungeschmacktheit sey; vielmehr ist wirklich Glaube an das Gesehene und Gefühlte Character der Skepsis; In den ἀδηλοις aber, wie sich diese Schule ausdrückt, kommt bey ihnen das Wort Glaube oder Unglaube gar nicht vor, sondern nur das Wort μᾶλλον οὐδὲν ὁρίζω. u. s. w. Ich sage das nicht, um die Philosophen, die mich eines glaubigen Skepticismus beschuldigen, im geringsten zu belehren, sondern nur, um sie an etwas zu erinnern, das sie vergessen zu haben scheinen. Denn, da dieselbe sich so mühsam blos um ihre Zeitgenossen bekümmern, und immer so gar viel mit ihnen zu thun haben; so ists kein Wunder, wenn sie dann und wann der Alten darüber vergessen. Auch ist es kein Wunder, daß sie die Alten oft mißverstehen, die so viele Abentheuerlichkeiten in so abgenutzten Sprachen geschrieben haben: da es ihnen ja bey den neuern, die ihre eigene Muttersprache schreiben, über der mannichfaltigen Arbeit, womit sie zum Besten der Nation beladen sind, nicht besser ergeht; und da sie überhaupt es für schädlich halten, unter einer abentheuerlichen Gestalt eine weise Seele zu suchen.

*) Einige von den traurigen Schicksalen des Grafen von Mirabeau, findet man von ihm selbst erzählt, in seinem Mémoire à consulter, sur la demande en cassation de l'Arret du Parlement de Provence, du 5. Juillet 1783, qui le separe de *corps et d'habitation* d'avec son

sen. Auch sagt man, daß ebenfalls schon einige abgedankte englische Schriftsteller eingeschifft seyn sollen, die zu eben diesem Endzweck in kurzem nach Deutschland herüber kommen werden 4). Mit diesem Beystande sind sie nun offenbar den Engländern zu Swifts Zeiten überlegen. Denn, da für uns Deutsche in dem Ton der französischen und englischen Sprache eine besonders überzeugende Kraft liegt; so zweifle ich, ob ihnen, wenn sie solche Schüssen haben, jemand mehr widerstehen wird.

Zum dritten würden wir auch sehr irren, wenn wir glaubten, daß die christliche Religion in dem deutschen Staatsrechte oder den deutschen Reichsgesetzen eine solche Schutzwehr fände, daß bey uns ein Angriff auf dieselbe um deßwillen schwerer seyn sollte, als er zu den Zeiten Swifts in England gewesen ist. So gewiß das ganze deutsche Reich verbunden wäre, lieber alles zu Grunde gehen zu lassen, als nur einen Buchstaben an seinem Titel aufzugeben, so weis man doch wohl, daß der Titel heilig, demselben immer bleiben kann, wenn auch keine Spur mehr von Religion darinn wäre. Denn bekanntlich hat dieser Titel gar nicht die canonische Bedeutung in welcher er dem Palafox und Labree gegeben worden ist; und hätte er sie auch, so würde doch das nichts zu bedeuten haben, da man ja bekanntlich bey den Titeln überhaupt so genau nicht zusieht. Das Reich hat ja immer heilig geheissen, ob es gleich seit dem deutschen Ludwig fast beständig mit dem

son epouse 1784; welches aber noch nicht ins Deutsche übersetzt ist.

4) Man hat den Lord Gordon nennen wollen; da aber dieser wie man sagt, itzt im Gefängnisse sitzt; so soll er einige seiner Schüler herüber schicken, die eine Art von jüdischem Proselytismus der Gerechtigkeit bey uns einführen werden, um uns dadurch zu der großen Abschaffung des Christenthums desto sanfter vorzubereiten.

Digitized by Google

dem Sitze der Heiligkeit zu Rom in Widerspruch lebte; und wollte man den Titel von der Advocatie des römischen Stuhls herleiten, so weis man ja, daß der Titel geblieben, wenn gleich die Advocatie schon lange nicht mehr in Uebung ist, da mehr als ein Drittel von Deutschland sich dem römischen Stuhl ganz entzogen hat.

Es würde also gar nichts im Wege stehen, warum das Reich nicht immer fort heilig hieße; wenn schon keine Religion mehr darinn wäre; oder wollte man ihm ja den Titel mit Gewalt nehmen, so könnte man ihn leicht durch eine sehr geringe Erklärung retten. Denn es ist ja bekannt, daß in dem rechtlichen Sinne das Wort heilig eine ganz andere Bedeutung hat, und nur so viel heißt, als eine Art von moralischem Bollwerk, das mit der Religion gar nichts gemein hat, und das immer als Titel betrachtet, noch eben so viel Dienste leisten kann, als die Reichsvestungen in den französischen Kriegen geleistet haben.

Noch weniger aber werden die Reichsgesetze dem Projecte von Abschaffung der christlichen Religion entgegen stehen. Denn es ist kein einziges Reichsgrundgesetz vorhanden, das eine besondere Religion gebiethe. Alle verbieten nur, daß kein Deutscher eine andere Religion haben soll, als die drey Zweige der christlichen; denn die Reichs-Policey-Ordnungen und Carls des V. Halsgerichts-Ordnung sind bekanntlich keine Reichs-Grundgesetze.

Es kann demnach ein Deutscher, mit vollkommenem Bestand der Reichsgesetze, gar wohl keine Religion haben, und der Fiskal kann ihn darüber nicht belangen. Da nun, wenn einmal die christliche Religion abgeschaft ist, die Deisten wahrscheinlich auch nicht mehr sehr darauf bestehen werden, eine eigene Kirche zu haben *), so sieht man

*) Siehe hierüber mein Schreiben über die Duldung der Dei-

man deutlich, daß hier bey uns dem Projecte, weit weniger im Wege steht, als bey den Engländern, deren Constitution eine besondere Religion gebiethet. 5)

Viertens endlich, ist es zwar an dem, daß der große Haufen unter uns, welcher die christliche Religion, wie man sagt, abstellen will, einen andern großen Haufen wider sich zu haben scheint, welcher die protestantische Religion so eifrig gegen den Catholicismus vertheidigt, daß er es nicht nur für verdächtig hält, wenn ein Protestant mit einem Catholiken, wie Horaz sagt, zugleich in einem Haus wohnt, oder auf einem Nachen fährt 6); sondern, daß er auch nicht einmal den Protestanten erlauben will, mit den Catholischen nacheinander in einer Kirche zu beten. Die Politiker, welche das Project der Abschaffung der christlichen Religion entdeckt haben, wollen aber behaupten, daß diese beyden großen Haufen insgeheim völlig mit einander übereinstimmen. Denn, sagen sie, die Anführer dieses großen Haufens hätten weislich überlegt, daß die Catholischen die Gewohnheit hätten, Leute, die nicht glauben, zu braten; da nun dieses ihnen doch sehr nachtheilig an ihrem Project seyn könnte, so hätten sie vor allen Dingen ihre Absicht dahin gerichtet,

Deisten, welches Hr. Schlettwein in sein Jedermanns-Archiv aufgenommen, und mit vortreflichen Anmerkungen versehen hat, die man, weil sie nirgend auf den Text passen, auch ganz füglich und mit größerer Erbauung ganz allein lesen kann.

5) Gelegenheitlich werde ich indessen bey dem Swiftischen Aufsatz doch bemerken, in wie fern die deutschen Reichsgesetze auch hier einige Rücksicht verdienen.

6) Verabo —
— sub iisdem
Sit trabibus, fragilemque mecum
Soluat phaselon.
L. III. Od. 2.

Digitized by Google

ter; die catholische und die protestantische Religion von allem Umgange und allem Zutrauen zu einander abzuhalten, damit die denkenden Catholiken nicht etwa einen Mittelweg fänden, der ihnen ihre Sachen, wovor sie schon selbst einen Eckel zu haben anfiengen, erträglich machte. Durch dieses Mittel zweifelten sie nicht die Catholiken zuerst zur Abschaffung der christlichen Religion zu bewegen.

Wären sie aber erst so weit gekommen; so hofften sie mit der protestantischen Religion auch bald fertig zu werden, die nichts für sich hätte, als ein paar symbolische Bücher, die niemand mehr läse, und einige Synodal-Ordnungen, die ohnehin zu viel von den Menschen forderten, als daß sie jemand halten könnte.

Sollte aber das fehlschlagen; so werde doch durch das Schreyen gegen die Catholischen, die Vereinigung der christlichen Kirche auf lange gehindert, und vielleicht gar wieder ein 30jähriger Krieg erregt. Wenn nun, sagen die Politiker, das geschehe, dann wollten die Philosophen sich als Vermittler darstellen, und zur Beruhigung des guten deutschen Vaterlandes, die Abschaffung des ganzen Christenthums vorschlagen, welches der einzige Grund alles Menschenhasses und alles Blutvergiesens von Cains Opfer an, gewesen wäre.

Ich will nun gerade nicht untersuchen, ob diese Politiker nicht vielleicht zu fein sind. So viel ist aber doch richtig, daß da, wo die Catholischen sich selbst überlassen sind, und nicht durch den Umgang mit Protestanten ihre Religion auf einer andern Seite ansehen lernen, sie, nach allen Erfahrungen, am ersten geneigt sind, alle Religion weg zu verwerfen; auch ist richtig, daß wenn sich die Partien der christlichen Religion im Reich näheren, die Abschaffung des Christenthums immer schwerer fallen wird; und in der That haben diejenigen, welche sich der protestan-

Digitized by Google

stantischen Religion in den neuesten Zeiten so lebhaft gegen den Catholicismus angenommen haben, ihre Rolle auch ein wenig weit übertrieben, welches dann doch etwas verdächtig ist; zumal an denen, die sich sonst überall gegen allen Glauben und allen Schein von Schwärmerey aufzulehnen pflegen. Doch kann es auch wohl seyn, daß sie, wie der spanische Wundarzt, der, damit er sich etwas zu verdienen schaffe, an der einen Seite seines Hauses die Leute verwundete, und auf der andern heraus lief um sie zu heilen, auch blos Unfrieden stiften wollen, um Frieden zu machen. Wenigstens hat man schon zu den ältesten Zeiten dergleichen Leute gefunden, qui, wie Livius sagt, tanquam artifices improbi, opus quaerunt, et semper aliquid in republica aegri volunt, ut sit, ad cujus curationem ipsi adhibeantur. 7)

Doch dem mag nun auch seyn wie ihm will, so wird immer Swifts Arbeit auf alle Fälle sehr nützlich seyn. Denn, ist es dem großen Haufen der gegen den Catholicismus spricht ein Ernst, so wird demselben dadurch gar nichts in den Weg gelegt, wenn man die Frage, von Abschaffung der christlichen Religion, auf der politischen Seite betrachtet; Und ist es ihm kein Ernst mit seinem confessionsmäßigen Eifer, so wird es ihm doch angenehm seyn in Zeiten zu wissen, was die Freunde des Christenthums von Seiten der Politik für sich anführen können, um entweder auch da vorzubauen, oder, wie ich nach meiner jetzigen Einsicht wünschte, Swifts Gründe zu prüfen; und wenn sie dieselben richtig finden, ihr Project nur gegen den Geist des Christenthums auszuführen, die Hülle aber noch einige Zeit stehen zu lassen.

Carlsr. den 3. März 1788.

Der Uebersetzer.

Ueber-

7) Die, wie schlimme Handwerksleute, Kundschaft suchen, und immer von Krankheiten in dem Staat reden, damit man sie zur Hülfe rufe. L. V. c. 3.

Digitized by Google

Uebersetzung.

Ich begreife wohl, daß es eine große Schwachheit und eine nicht geringe Anmaßung ist, sich der Meynung oder der Laune seiner Zeitgenossen mit Vernunftgründen widersetzen zu wollen. Auch erinnere ich mich noch sehr wohl, mit wie viel Recht, und mit wie viel Achtung für die Freyheit der Nation und der Pressen, unter schwerer Strafe verboten worden ist, gegen die Union *) zu schreiben, zu reden, oder Wetten dagegen anzustellen, ehe sie noch von dem Parlament bestätigt war; weil man glaubte, daß so etwas in keiner andern Absicht geschehen könnte, als um der allgemeinen Stimme des Volks zu widersprechen, welches nicht allein eine große Thorheit, sondern auch ein offenbarer Bruch des Grundgesetzes wäre, das die Stimme des großen Haufens zur Stimme Gottes macht. Eben so, und aus eben der Ursache, scheint es also wohl auch, weder sicher noch klug, nun, gegen die Abschaffung der christlichen Religion ein Wort zu reden, da alle Partheyen, wie man aus ihren Handlungen, Schriften und Reden urtheilen muß, einmüthig dazu entschlossen sind. Und dennoch, sey es nun Affectation einer besondern Denkungsart, oder vielleicht Verkehrtheit der menschlichen Natur, ich kann einmahl hier der gemeinen Meynung nicht beystimmen. Ja, wenn ich gleich wüßte, daß in diesem Augenblick der Fiskal einen Befehl ausgewirkt hätte, mich deswegen persönlich zu verfolgen; so würde ich dennoch bekennen, daß ich, wie nun die Sachen, sowohl in dem Reiche, als ausserhalb stehen, noch nicht einsehe, warum es denn so unumgänglich nöthig wäre, die christliche Religion unter uns auszurotten.

In

*) Die 1706. zu Stande gekommene Vereinigung Schottlands mit England.

Digitized by Google

In der That habe ich Ursache zu befürchten, daß selbst unser weises und paradoxes Jahrhundert diese meine Meynung zu paradox finden werde. Ich will daher die Sache mit allem möglichen Glimpf behandeln, und überall die größte Ehrfurcht vor dem großen und tiefen Haufen, der die meisten Stimmen für die gegenseitige Meynung giebt, unausgesetzt vor Augen haben.

Zwar wird der nachdenkende Leser nicht unbemerkt lassen, wie geneigt der Genius einer Nation ist, in einem halben Menschenalter seine Gesinnungen zu verändern. Denn es ist mir von einigen sehr alten Leuten für gewiß gesagt worden, es sey meine Meynung, in ihren jüngern Jahren eben so allgemein gewesen, als es die entgegenstehende nun ist; und das Projekt die christliche Religion abzuschaffen, würde damahls eben so wunderbar und abgeschmackt geschienen haben, als nun dasjenige scheinen wird, was für deren Beybehaltung gesagt werden mag.

Allein selbst diese Bemerkung überzeugt mich, wie sehr aller Anschein mir entgegen ist! Es ist dem System des Evangeliums gegangen, wie es eben allen Systemen gehet. Es ist altfränkisch und lächerlich geworden, und selbst die Masse oder der Haufen des gemeinen Volks, welcher noch am längsten darauf hielt, schämt sich seiner nun eben so sehr als die Vornehmeren. Denn immer pflegen Meynungen und Moden von dem höheren zu dem Mittelstande, und von diesem zu dem Pöbel überzugehen, wo sie endlich untergehen und verschwinden.

Doch um hier allem Mißverstande vorzubeugen, muß ich mir die Freyheit nehmen, von den Schriftstellern, welche für die andere Meynung sind, den Unterschied zu borgen, den sie zwischen Nominal- und Real-Tilitatiern zu machen pflegen. Hoffentlich hält mich keiner meiner Leser für so schwach, daß ich ein Wort zur Vertheidigung des eigentlichen Christenthums verliehren werde, welches bey der ersten Kirche, nach dem Bericht

jener Zeiten, einen Einfluß auf die Ueberzeugung und die Sitten der Menschen gehabt haben, soll. Dieses eigentliche Christenthum wieder herstellen zu wollen, wäre in der That ein thörichtes Unternehmen. Man würde den Grund des Gebäudes untergraben; würde mit einem Streich, Witz und Gelehrsamkeit in dem ganzen Königreiche niederschlagen; würde Form und Bestand der Dinge zertrümmern; würde das Gewerbe zu Grunde richten, Künste und Wissenschaften mit allen ihren Lehrern ins Grab legen, und mit einem Wort Gerichtshof, Börse, Buden und Markt zur Einöde machen: ein Vorschlag eben so ungereimt, wie jener des Horaz, daß die Römer alle in einem Haufen ihre Stadt verlassen, und in irgend einem entlegenen Theil der Welt einen andern Aufenthalt suchen sollten, um von dem Verderbniß ihrer Sitten zu genesen. 8)

Nein! so etwas ist mir nicht zuzutrauen, und ich habe diese an sich wohl ganz unnöthige Verwahrung nur angeführt, um allen Chikanen auszuweichen. Jeder billige Leser wird von selbst merken, daß ich blos vom Nahmen Christenthume rede, indem das andere mit allgemeiner Uebereinstimmung völlig bey Seite gesetzt worden ist, weil man es mit unsern jetzigen Planen von Macht und Reichthum so ganz unvereinbar fand.

Der Titel und Nahme Christen scheint mir hingegen diesen Planen gar nicht zuwider. Und ob gleich die gemeine Meynung auch dem entgegen, und der Entschluß auch ihn abzuschaffen so lebhaft gefaßt worden ist; so muß ich dennoch mit aller Bescheidenheit gestehen, daß ich nicht einsehe, warum man von der Sache auf den Nahmen schliessen müsse? Da indessen diejenigen, welche dieses Project auszuführen unternommen haben, der Nation so erstaunliche Vortheile davon versprechen; und da sie dem Christenthume viele scheinbare Einwendungen entgegen

8) Horat. Epod. XVI. altera jam teritur &c.

Digitized by Google

setzen, so will ich ihre Gründe in ihrer ganzen Stärke darlegen, was mir am vernünftigsten vorkommt, darauf antworten, und alsdann noch den Nachtheil zeigen, welchen nach der jetzigen Lage der Dinge eine solche Neuerung nach sich ziehen dürfte.

Der erste große Vortheil, den, wie man sagt, die Abschaffung der christlichen Religion uns gewähren soll, ist: daß durch sie die Gewissens-Freyheit besser befestigt und erweitert werde; denn diese Brustwehr der Nation und der protestantischen Kirche wird, so sehr auch unsere Gesetzgeber es zu verhindern wünschten, doch durch die Pfafferey noch viel zu oft erschüttert, wie wir erst neulich an einem traurigen Beyspiel gesehen haben. Es wird nehmlich für gewiß erzählt, daß zwey junge Herren von großen Hofnungen, glänzendem Witze und tiefer Einsicht, welche nach genauer Prüfung der Ursachen und Wirkungen der Dinge durch die bloße Kraft ihrer natürlichen Gaben, ohne den geringsten Anstrich von Gelehrsamkeit entdeckt hatten, daß es keinen Gott gebe, um dieser Entdeckung willen, die sie großmüthig zum Besten der Menschheit mitgetheilt hatten, nach, ich weis nicht was für einem veralteten Gesetze, mit einer unerhörten Strenge cassiert worden sind. Und bey dieser Gelegenheit hat man weislich bemerkt, daß wenn der Verfolgungsgeist einmahl anfängt, kein Mensch wissen kann, wie weit er gehen, und wo er aufhören werde. 9)

Hierauf antworte ich, ohne jedoch dem weisen Urtheil des großen Haufens vorzugreifen, daß eben dies

9) Das gilt nicht allein vom Verfolgungsgeiste, sondern nach unsern neuen Philosophen soll es eben die Bewandniß mit dem Glauben haben, so daß, wenn man einmahl anfange zu glauben, kein Mensch mehr wissen könne, wo man aufhören werde. Sie rathen uns deswegen so lange sie leben, nur das zu glauben, was sie glauben; und wann sie einmahl abgehen [illegible] nichts mehr zu glauben.

Digitized by Google

beweiset, wie nothwendig es ist, die Nahmen-Religion noch beyzubehalten. Große Geister pflegen über die größten Gegenstände sich am liebsten aufzuhalten; wenn nun kein Gott mehr geglaubt wird, über den sie spotten, oder den sie verläugnen können, so werden sie die Großen lästern, die Regierung durchziehen, und das Ministerium mißhandeln, welches wahrscheinlich die meisten für schlimmer halten werden, als jenes; nach der Regel des Livius: Deorum offensa Diis curae. 10)

Was aber den angeführten einzelnen Fall betrift, so dünkt mich, es lasse sich mit Billigkeit aus Einem Beyspiele nichts folgern, und mehrere sind schwerlich vorhanden. Denn zur Beruhigung derer, welche die Ausbreitung des Verfolgungsgeistes besorgen, ist uns allen ja bekannt genug, daß nicht nur einmahl, sondern tausend und tausendmahl Gott in allen Caffeehäusern und Gasthöfen, und überall wo Leute von Welt zusammen kommen, gelästert wird. Indessen ist nicht zu läugnen, daß blos um einer Gotteslästerung willen ein freygebohrner englischer Offizier nicht hätte cassirt werden sollen, und daß dieses Verfahren, auf das gelindeste davon zu urtheilen, zum wenigsten einen hohen Grad von Despotismus verräth. Zur Entschuldigung des Generals läßt sich wenig sagen: vielleicht besorgte er, dergleichen Dinge möchten unseren Alliirten, unter denen, so viel wir wissen, es noch gebräuchlich ist, an einen Gott zu glauben, etwas anstößig seyn. Hat er aber, wie mehrere vor ihm, in dem Wahn gestanden, daß ein Offizier, der einer Gotteslästerung fähig ist, auch einer Meuterey fähig sey, so wird jetzt schwerlich jemand diesen Schluß noch richtig finden: denn gewiß, wenn ein englischer General von seinem Heere nicht mehr gefürchtet und verehrt wird als Gott,

10) Deorum injuriae diis curae. Götter-Beleidigung, Götter-Rache. Tac. Ann. I. 73.

Digitized by Google

Gott, so wird er wahrscheinlich sehr übel bedient werden. 11)

Aber, sagt man ferner, das System des Evangeliums will die Leute verbinden, so vieles zu glauben, was einem freydenkenden Manne, und allen denen, welche die Vorurtheile einer eingeschränkten Erziehung abgeschüttelt haben, unmöglich einleuchten kann.

11) Diese ganze Stelle paßt allerdings eben so gut auf uns als auf die Engländer zu Swifts Zeiten; und es ist in der That zu verwundern, wie es möglich war, daß in England ein paar Offiziere wegen einer armseligen Gotteslästerung konnten cassirt werden? Wahrscheinlich müssen es aber nur Unteroffiziere gewesen seyn, denn schon Shakespear bemerkt ganz richtig:

Great Men may jest with saints, 'tis Wit in them,
But in the less foul prophanation.

(Die Großen können über die Religion spotten; es ist Witz bey ihnen; aber bey den Geringern ist es eine abscheuliche Sünde.) (Maas für Maas II. 2.) Diese Stelle erinnert mich aber an noch einen großen Nachtheil, den die Abschaffung der christlichen Religion nach sich ziehen muß, und den Swift nicht hätte übersehen sollen. Sie würde nehmlich den Adel, die Großen, und den Soldaten- und Philosophenstand offenbar um das große Vorrecht bringen, dessen Shakespear gedenkt. Denn wenn keine Religion mehr ist: so kann ein jeder Lastträger eben so gut Gott lästern, als ein Gelehrter oder ein Reichsfreyer Kavalier. Blos um dieses Privilegium aufrecht zu halten, hat man in den geringen Wirthshäusern und Dorfschenken die sogenannten Schwörbüchsen eingeführt, ohne daß dies jemand für eine Verfolgung gehalten hätte. Aber in den vornehmern Kaffeehäusern und Gasthöfen hat man sie billig für unschicklich gehalten. Ich zweifle nicht, daß diese Rücksicht, zumahl in Deutschland, wo der Adel- und der Soldatenstand so eifrig auf seine Vorrechte hält, mehr Gewicht haben wird, als alles andere, was Swift für seine Meynung anführt, oder was sonst die Theologen sagen können.

Digitized by Google

Ich antworte: daß man sich in Acht nehmen müsse, Einwürfe auf die Bahn zu bringen, die ein übles Licht auf die Weisheit der Nation werfen könnten. Wird dann nicht jedermann erlaubt zu glauben, was ihm gut dünkt, und was er glaubt, öffentlich bekannt zu machen, zumahl wenn es denen, die immer Recht haben, zustatten kommt? Wer würde auswärts glauben, wenn er das Zeug ansieht, welches Asgil, Toland, Tindal, Coward und hundert andere vor kurzem herausgegeben haben, daß das Evangelium, wie das Parlament es bestätigt hat, die Richtschnur unseres Glaubens ist? Wer glaubt; wer sagt nur er glaube; wer mag nur leiden, daß man denke, er sage, daß er ein Wort davon glaube? Wird deswegen jemand übler angesehen? Oder findet er, daß es ihm im Staat oder bey der Armee an seiner Beförderung hinderlich sey, wenn man schon weiß, daß er nicht einmahl den Nahmen eines Gläubigen haben mag? Hat er gleich ein Paar alte eingeschlafene Landesgesetze gegen sich, so sind sie doch nun so vergessen, daß selbst Empson und Dudley, 12) wenn sie noch lebten, es unmöglich finden würden, sie geltend zu machen.

Weiter

12) Zween bekannte Richter und Diener Heinrichs des VII, welche, um des Königs Geiz zu befriedigen, unter andern Kunstgriffen auch den anwendeten, daß sie alle längst vergessene Gesetze wieder hervor suchten, und die wohlhabendsten Unterthanen dadurch in Geldstrafen brachten, die der König nie erlies. Uebrigens bin ich überzeugt, daß ausgenommen was in Absicht der längst vergessenen Edelmannischen Schriften, und vor einigen Jahren gegen Herrn Bahrdt geschehen ist, wohl niemand auch unserer übrigen deutschen Litteratur das Evangelium oder die Augsburger Confession ansehen wird, und wenn der catholische Theil Deutschlands fortfährt sich aufzuklären; so wird man demselben auch bald, weder die Tridentinische, noch eine Kirchen-Versammlung mehr ansehen; folglich verdient der Einwurf, der dem Christenthum hier gemacht worden ist ebenfalls bey uns keine Rücksicht.

Digitized by Google

zu den Alten sagt man, es möchten über zehntausend Pfarrer im Königreiche seyn, deren Einkünfte mit den Einkünften unsrer Lord-Bischöffe hinreichen würden, wenigstens zweyhundert junge Herren von Witz und Welt zu unterhalten, die mit ihrer Fuendenkerey, ihrem Hoß gegen alles was nach Pfafferey, engherzigen Grundsätzen, Gedanterey und Vorurtheilen schmeckt, dem Hof und der Stadt zur Zierde gereichen könnten, wohingegen die vielen Pfarrer, nach dem Maaß ihrer (Leibes-) Geschicklichkeit vortrefliche Rekruten für die Armee und Flotte abgeben würden.

Diese Bemerkung hat in der That vieles für sich; aber doch ist auf der andern Seite einiges auch nicht außer Acht zu lassen.

Zuerst wäre nehmlich zu überlegen, ob nicht in einem gewissen Distrikte, oder was wir jetzt Kirchspiel nennen, doch wenigstens Ein Mann seyn müsse, der lesen und schreiben kann?

Zum andern scheint mir, daß man sich sehr verrechnet habe, wenn man behauptet, daß alle geistliche Einkünfte dieser Insel hinreichend seyn sollten, zwey hundert, oder nur halb soviel junge Herren, nach dem Bedürfniß der jetzigen feinen Lebensart zu unterhalten, das ist, ihnen so viel zu verzehren zu geben, als erfordert wird, um, nach heutiger Art zu reden, ein anständiges Auskommen zu haben.

Aber die Sache hat noch einen anderen Haken, und wir müssen uns vor der Thorheit jenes Weibes hüten, das die Henne schlachtete, die ihr alle Morgen ein goldenes Ey legte. Denn, um des Himmels willen, was würde aus unserer nächsten Generation werden, wenn wir keine andere Nachkommenschaft zu hoffen hätten, als die rachitischen Produkte unserer Leute von Witz und Welt, die, wenn sie in ihrer Jugend ihre Kraft, Gesundheit und Güter verschwendet haben, endlich gezwungen werden,

ihr zerrüttetes Vermögen durch eine ekelhafte Ehe auszubessern, und ihre Nachgeie und Politik ihren Kindern abzulympfen? Nun haben wir doch etwa zehntausend Seele übrig, die, durch die weise Einrichtung unseres ehemaligen Heinrichs, geringe Kost und die nöthige Leibesübung hat dort, und eben deswegen uns immer wieder eine gesunde Brut herstellen können, ohne welche das ganze Königreich bald nur ein grosses Hospital werden dürfte. 13)

Einen

13) Auch diese Stelle des Swiftischen Aufsatzes ist, was das protestantische Deutschland angeht, billig auf uns anzuwenden. In Ansehung der catholischen Geistlichkeit wird man aber ein wenig tiefer in unsere Verfassung eingehen müssen, um den Nachtheil zu begreifen, den die Abschaffung des Cheilstandthums durch den Verlust des Clerus in Rücksicht auf die Population leiden würde.

Freylich scheint es ein Ansatz, daß der catholische Clerus eben nicht viel zu Pflanzung besserer Deutschen Nachkommen so wegen die Philosophen gewöhnlich die Menschen-Arten zu benennen) beytragen könne, weil das Gelübde der Keuschheit, welches die Glieder desselben leisten müssen, im Wege zu stehen scheinet. Man irrt aber sehr, wenn man glaubt, wie viele oberflächige Leute behaupten haben, das blose Gelübde der Keuschheit der Verbesserung der Population schädlich sey. Es ist vielmehr nichts den europäischen Nationen, auch von der Seite, nützlicher gewesen, und die Weisheit dieser Einrichtung sollte wohl diejenigen, welche bisher das Cölibat aufzuheben gerathen haben, von diesem Unternehmen abhalten.

Jedermann weis mit wie viel Grund und mit welchem Scharfsinn unsere neuen Philosophen den Nachtheil, den die Unzertrennbarkeit der Ehen mit sich bringt, dargethan haben, und wie lebhaft die üblen Folgen der Zeugungen aus Pflicht von ihnen geschildert werden. Der nächste Weg, diesen schlimmen Folgen vorzubeugen, schien die Erleichterung der Scheidungen; allein der Erfolg, der mit einem geringen Nachdenken hätte voraus gesehen werden können, hat gezeigt, daß das Uebel, welches man durch dieses Mittel vermeiden wollte, dadurch noch vermehret worden ist.

Denn

Einen andern Vortheil, sagt man, würde die Abschaffung des Christenthums dadurch gewähren, daß wir unter sieben Lügen eine klar gewinnen; folglich Handel und Gewerbe und Vergnügen unsre der Nation, und ein ganzes Siebentheil sich vermehren würde. Hiezu käme noch, daß so viele stattliche Gebäude in den Händen der Geistlichen, und für die Nation verlohren sind, woraus man so viele Comödienhäuser, Markthäuden, Börsen, gemeine Dormitorien, und andere öffentliche Gebäude machen könnte.

Ich hoffe, man wird es mir verzeihen, daß ich dies für eine bloße Chikane halte. Freylich ist es vor

Denn, wenn gleich die Zeugung um etwas gewann; so verlohr doch die Erziehung auf der andern Seite desto mehr; der übrigen Nachtheile nicht zu gedenken, die unmöglich ausbleiben können, wenn zwey Eheleute bey jedem kleinen Hauszank sich immer trennen dürfen. Die päbstliche Politik hat also ein viel besseres Mittel erdacht, diesem Unheil abzuhelfen, indem dieselbe eine Art von Corps de reserve zur Population errichtete; dessen Glieder nie heyrathen dürfen, denen man aber sonst so viele Gelegenheiten verschafte, der Bevölkerung jenen bessern Schwung zu geben, den das eheliche Leben zu erschlaffen schien. Natürlich mußte das aber so geschehen, daß die Hausväter deswegen von den Pflichten der Gesellschaft nicht frey wurden. Es mußte also dieses Corps de reserve in solche Verfassung gesetzt werden, daß es seinen Beytrag zur Bevölkerung ganz insgeheim thun; wissenden Dinn, und zugleich um, wie Swift wohl anmerkt, dieses Corps de reserve durch den Hang nach dem verbotenen desto mehr zu reizen und zu beleben, demselben das Cölibat als ein Gelübde auferlegt würde. Wie viel nun aber eine Nation durch Vermehrung des Bastarde gewinne, wenn diese sonst wohl genähret und erzogen würden, das hat der bekannte atheistische Philosoph Vanini, ein Mann, der gewiß nicht parteyisch für den Clerus wird gehalten werden, deutlich bewiesen, wenn er in seinen Dialogis sagt: Optimam extra legitimum ac connubialem Thorum esse procreatus;

undenklicher Zeit gebräuchlich gewesen, daß die Leute sich an den Sonntägen in der Kirche versammelten, und noch werden oft die Buden geschlossen, vermuthlich um von den alten Sitte das Andenken zu erhalten: aber es ist schwer zu begreifen, wie dieses jemand an seinem Vergnügen stören, oder seinen Geschäften im Wege stehen sollte. Was kann es schaden, wenn wir einen Tag in der Woche, anstatt in der Schokolade-Schenke, zu Hause spielen

ica enim progenitores mei in venerem incaluissent ardentius u. s. w. Man kann auch nicht sagen, daß etwa die stehenden Armeen der Nation eben diese Dienste hätten leisten können. Denn außer dem, daß die Glieder derselben sich nicht so leicht in die Familien einschleichen können, pflegen sie auch nicht so verschwiegen zu seyn; folglich würde, wann diese das Corps de reserve der Population hätte seyn sollen, der Haupt-Endzweck der guten Erziehung, mitten in dem Zwang der Ehen frey gezeugten Kinder, durch sie nicht erreicht worden, sondern nur Scheidungs-Prozesse oder eine ganze Vernichtung aller guten Sitten und alles häuslichen Wohlstands entstanden seyn.

So hat man auch sehr unrecht, wenn man glaubt, daß die Einkünfte der catholischen Mönche, und überhaupt der catholische Clerus besser zur Erhaltung der jungen Herren, die der Nation durch ihren Aufwand Ehre machen sollen, verwendet würde. In der Politik läßt sich nicht alles so gerade hin zu Stande bringen. Wer sieht aber nicht, daß die catholischen Klöster und Kapitel unzählige vornehme Familien von ihrem Untergange retten, da sie allein es möglich machen, daß die Erstgebohrnen in allem Glanze ihrer Ahnen leben können? Ist es nun nicht eben so gut, wenn die geistlichen Güter diesen artigen Herren ihre überlästigen Brüder und Schwestern abnehmen, als wann sie ihnen unmittelbar, noch so große Einkünfte reichen? Alle diese Vortheile müßte man also aufgeben, wenn man die christliche Religion aufhebe, und aus einem unzeitigen Eifer für die Population, und mit einer kurzsichtigen Sparkunst, die catholische Geistlichkeit zugleich mit vernichten wollte.

diesem müssen? Gasthöfe und Kaffeehäuser stehen ja doch offen. — Und ist ein Tag wohl schicklicher, um Arzeney zu nehmen? Sind am Sonntage die Mädchen weniger feil? Ist es nicht der Tag, an welchem die Kaufleute ihre Bücher berichtigen, und die Sachwalter ihre Memorialien verfertigen? Was aber die Kirchen angeht, so möchte ich wissen, wie man vorgeben kann, sie würden nicht gehörig benutzet? Wo ist ein besserer Platz zu unterdess Zusammenkünften? Wo kann man sich ausgezeichneter in seinem schönsten Putze sehen lassen? Wo sich Geschäfte wegen besser hinbestellen? Wo werden mehr Dings aller Art ausgemacht? Und wo ist mehr Versuchung und Bequemlichkeit zum schlafen?

Man verspricht uns von der Abschaffung des Christenthums noch einen Vortheil, der die angeführten alle überwiegen würde: diesen nehmlich, daß alle Trennung unter uns aufhören müsse, wenn man den erbitternden Unterschied zwischen hoher und niederer Kirche, Whigs und Tories, Presbyterianer und Episcopalen aus dem Wege räumte, der bisher dem Gang der öffentlichen Geschäfte so hinderlich gewesen ist, und so viele Leute veranlaßt hat, das Wohl des Staats augenscheinlich Preis zu geben, um die Freude zu haben, ihre Gegner zu unterdrücken.

In der That, ich wollte nachgeben und schweigen, wenn sich aus dem vorgeschlagenen Mittel ein so großes Vortheil für die Nation mit Gründe hoffen ließ. — Kann wohl jemand glauben, daß, wenn heute eine Parlamentsakte die Worte: Hurer, Trunkenbold, Betrüger, Stehler, Lügner aus der Sprache und den Wörterbüchern verbannte, wir denn morgen alle keusch, mäßig, ehrlich und gerecht und wahrhaft von unserm Lager aufstehen würden? Ist wohl ein bündiger Zusammenhang in diesem Schlusse? Oder wenn die Facultät verböte, die Worte: Podagra, Stein und Schnupfen auszusprechen, würde

dieses

dieses, gleich einem Talisman, jene Krankheiten stets aus der Welt verbannen? Sitzt der Partheygeist dem Menschen nicht tiefer im Herzen, als ein Paar der Religion abgebogte Redensarten, und ruht er nicht auf einem festeren Grunde? Oder ist unsere Sprache so arm, daß sie für ein verlohrnes Wort nicht ein neues schaffen könnte? Sind Neid, Stolz, Habsucht und Eyngeiz solche elende Gemeinplatzmacher, daß sie ihren Leuten einen Vorwand mögen im Stiche lassen sollten? Wird Hayduck, und Mamelouck, Mandarin und Bassa, oder jedes andere Wort, wie es einem einfällt, nicht gut genug seyn, die, welche Minister sind, von denen, welche es gern seyn möchten, zu unterscheiden? Was ist leichter, als eine Redensart zu ändern, und anstatt, daß wir nun von der Gefahr der Kirche reden, die politische Frage aufzuwerfen, ob das Monument *) nicht in Gefahr sey? Die Religion war am nächsten bey der Hand, uns mit schicklichen Ausdrücken zu versehen; ist aber unsre Einbildungskraft so leer, daß wir nicht andere finden könnten? Nehmen wir z. B. an, die Tories wären für Margarita, die Whigs für Madame Toffts, und die Zweydeutigen (Trimmers) für Valentini; **) würden die Partheyen sich nicht ganz schicklich Margaritaner, Tofftianer, Valentinianer nennen können? Die Prasiner und Venitier 14) zwey bekannte, äußerst gegen einander erbitterte Partheyen in Italien, unterscheiden sich zuletzt, wenn ich mich recht erinnere, durch

*) Die Gedächtnißsäule in London, um Andenken an die große Feuersbrunst im vorigen Jahrhundert, wovon die Schuld den Catholiken dieser Stadt beygelegt wurde.

**) Damahls berühmte Virtuosen.

14) Wettrenner-Gesellschaften, die bekanntlich nicht nur im Cirkus, sondern auch in Constantinopel, bis in das sechste Jahrhundert ganze Städte in Partheyen theilten, und die blutigsten Auftritte veranlaßten.

Digitized by Google

durch die Farben ihrer Bänder; könnten wir nicht auch über den Vorzug des blauen und grünen Farbe streiten, wodurch Hof und Parlament und Königreich eben so gut von einander geschieden werden könnten, als durch irgend ein von der Religion entlehntes Kunstwort? Mich dünkt daher, daß die Abschaffung der christlichen Religion von der Seite lange nicht den Vortheil gewähren würde, den man uns davon verspricht. 15)

Ferner wendet man ein, es sey eine eben so abgeschmackte als lächerliche Gewohnheit, einer gewissen Classe Menschen nicht allein die Freyheit einzuräumen, sondern obendrein noch Geld dafür zu geben, daß sie einen Tag von sieben in der Woche aus vollem Halse gegen die Zulässigkeit der Mittel schreyt, wovon wir die übrigen sechs Tage das ganze Menschengeschlecht unaufhörlich Gebrauch machen sehen, um zu Reichthum, Ehre und Würden zu gelangen.

Dieser Einwurf ist, wie mich dünkt, des aufgeklärten Zeitalters, worin wir leben, nicht würdig. Wir wollen die Sache ruhig untersuchen.

Ich

15) Der vorige Abschnitt ist vollkommen auf uns anzuwenden; dieser aber scheint es weniger zu seyn. Allein wenn wir uns erinnern, wie feindselig ehemahls die Sachsen, Franken und Schwaben gegen einander sich betrugen, wenn wir an die Factionen der Guelphen und Gibelinen, an den Morgen-Stild, Bundschuh und dergleichen Verbrüderungen denken, die alle vor der Trennung der Religions-Partheyen entstanden, und wenn wir sehen, wie eben diese Religions-Trennung, alle Unterschiede der verschiedenen Völkerschaften Deutschlands aufgehoben, und nur Wortunterschiede an die Stelle gesetzt hat, die sich eher nicht zeigen, bis Realitäten an Geld und Gut oder Ehre und Macht daran gewinkt werden; so wird man leicht sich überzeugen, daß Deutschland, auch ohne alle Religion, bald neue Partheyen und neue Nahmen für die Partheyen finden wird.

Digitized by Google

Ich frage unsere aufgeklärten Freydenker auf ihr Gewissen, ob sie nicht, wenn sie der Befriedigung irgend einer ihrer Lieblingsleidenschaften nachhängen, einen wunderbaren Reiz in dem Gedanken fühlten: Der Gegenstand ihrer Lüste sey verboten. Sehen wir nicht, daß gerade um diesen Hang zu befördern, die Weisheit der Nation alle mögliche Sorge trägt, daß die Frauenzimmer mit verbotenen Stoffen, und die Mannspersonen mit verbotenen Weinen sich versehen? Und es wäre zu wünschen, daß bald wieder einige neue Verbote erlassen würden, um den Vergnügen der Stadt neues Leben zu verschaffen, welche, wie ich höre, blos aus Mangel solcher Anstalten, matt und stumpf werden, und täglich den Spleen unter uns schrecklicher einreißen lassen.

Andere rühmen auch noch diesen Vortheil, daß, wenn wir einmahl die Bibel auf die Seite hätten, überhaupt alle Religion sich hintendrein verlieren würde, folglich auch alle die beschwerlichen Vorurtheile der Erziehung, die unter dem Nahmen von Tugend, Gewissen, Ehre und Gerechtigkeit so geschickt sind, die Gemüthsruhe der Menschen zu stören: Vorurtheile, die so tief in uns stecken, daß Vernunft und Freydenkerey oft unser ganzes Leben hindurch daran auszurotten haben.

Vorerst muß ich hier bemerken, wie schwer es hält, einer Redensart, in die sich das Publikum einmahl verliebt hat, los zu werden, wenn gleich die Gelegenheit, bey welcher sie entstanden war, schon lange nicht mehr vorhanden ist. Vor mehreren Jahren mußte freylich die Erziehung alles gethan haben, und wenn jemand damahls nur eine etwas verunglückte Nase hatte, so ruheten die Tiefdenker jener Zeiten nicht, bis sie die Ursache dieser Mißgestalt irgendwo in der Erziehung gefunden hatten. Aus dieser Quelle, hieß es, wären alle unsere kindischen Begriffe von Recht und Unrecht, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe, alle unsere Meynungen von Gott und einem künfti-

künftigen Leben, von Himmel, Hölle und dergleichen entsprungen; und so mag es damahls wirklich zum Theil gewesen seyn. Aber seitdem (zum Ruhme unserer geschäftigen Aufklärer sey es gesagt) weiß man durch eine ganz andere Einrichtung der Erziehung diesen Vorurtheilen so kräftig zu begegnen, daß auch nicht der geringste Anstrich davon an unserer Jugend wahrzunehmen ist. Und hiemit fiele denn auch dieser Grund für die Abschaffung des Wort-Christenthums völlig hinweg. 16)

Uebrigens möchte es doch noch auf eine Untersuchung ankommen, ob die Bekrepung von allen Religions-Begriffen überhaupt für das gemeine Volk von Nutzen wäre. Nicht als wenn ich, mit so vielen andern, die Religion für eine Erfindung der ältesten Politik, die niedere Classe des Volks durch die Furcht vor unsichtbaren Mächten zu zähmen, ansähe; denn sonst müßte das Volk ehmahls ganz anders beschaffen gewesen seyn, als es nun ist. Hier in England wenigstens besteht es auf seinem freyen Sinn, und ist so hart ungläubig, als irgend einer der Vornehmsten im Staat. Sondern ich halte einige unter das gemeine Volk ausgestreute Begriffe von einem höhern Wesen darum für nützlich, weil sie ein treffliches Mittel sind, Kindern die böse Laune zu vertreiben, und zugleich

16) Zum überzeugenden Beweis, daß Swifts Aufsatz, ob er gleich schon achtzig Jahre alt ist, doch erst nun auf uns anwendbar wird, mag folgende Bemerkung dienen. Vor achtzig, wohl nur vor vierzig Jahren, sollte es schwer geworden seyn, den Einwurf, den Swift hier widerlegt, in Deutschland abzulehnen. Seitdem wir aber so glücklich gewesen sind, die vortrefliche Methode zu lernen, wie man die Kinder spielend erzieht, können nun auch wir sicher seyn, daß unsere Kinder die spielend gelernte Vorurtheile und Meynungen von Gott, einem künftigen Leben, Himmel, Hölle, Gewissen, Ehre, u. s. w. zuverläßig eben so vergessen werden, wie sie bey reiferen Jahren ihre übrigen Spielsachen vergessen.

Digitized by Google

gleich Stoff zur Unterhaltung in den langen Winterabenden an die Hand geben.

Endlich wird für die Abschaffung des Christenthums auch noch dieses besonders angeführt, daß es die Vereinigung der Protestanten unter sich durch Entfernung der Gesetze kirchlicher Gemeinschaft sehr erleichtern, und anstatt der vielen besonderen Eingänge nur Ein großes weites Thor eröfnen würde.

Ich antworte hierauf, daß sich ein Lieblingshang in der menschlichen Natur befindet, der, um sich zu äußern, gewöhnlich die Religion als seinen Gegenstand vorschützt, ob er gleich weder ihr Vater, noch ihr Pathe, noch ihr Freund ist; ich meyne den Geist des Widerspruchs, der lange vor dem Christenthume thätig war, und ohne dasselbe gar wohl bestehen kann. Untersucht man, was die verschiedenen Sekten gegen einander aufbringt, so findet man, daß an ihrem Zwiste das Christenthum selbst keinen Theil hat. Setzte sich aber das Christenthum nicht vor den Riß, daß unter seinem Nahmen diese Launen ausgelassen würden, so müßten sie nothwendig sich gegen die Landesgesetze kehren, und den öffentlichen Frieden in Gefahr bringen. Jede Nation hat eine gewisse Dosis Schwärmerey, der ein besonderer Gegenstand gegeben werden muß, wenn sie nicht ausbrechen und alles in Flammen setzen soll. Und was hilft es euch, am Ende ein großes weites Thor zu öfnen, wenn immer eine gewisse Anzahl übrig bleibt, die eine Ehre und ein Verdienst darinn setzt, nicht hinein zu wollen. 17)

Nun

17) In der That hat diese Bemerkung mich oft zweifelhaft gemacht: Ob die Toleranz, welche wir in unsern Tagen uns für eine so hohe Weisheit anrechnen, im Grund nicht sehr schädlich werden könne? Denn, wo wollen wir unsere Launen auslassen, wenn man uns überall unsere Religion treiben läßt, wie es uns gut dünkt? Gewiß, wenn die Christen

Nun habe ich die wichtigsten Einwendungen widerlegt, die gegen das Christenthum gemacht zu werden pflegen, und die Hauptvortheile untersucht, die man von seiner Abschaffung erwartet. Mit eben der Bescheidenheit und Ehrfurcht gegen die Urtheile der Weiseren, die ich bisher vor Augen gehabt habe, will ich nun auch noch einige wenige Nachtheile bemerken, welche vielleicht zu besorgen sind, wenn wir das Evangelium bey Seite legen, und die von den Projectanten, mit welchen ich es zu thun habe, wohl nicht hinlänglich mögen erwogen worden seyn.

Gesetzt das Christenthum wäre abgeschafft: wo wollten unsere Freydenker, unsere starken Geister, unsere tiefen Gelehrten einen andern Gegenstand finden, der so ganz dazu eingerichtet wäre, ihre Geschicklichkeit ins Licht zu stellen? Welche erstaunliche Producte von Witz würden wir entbehren müssen, wenn die Männer, deren Geist sich bisher allein damit beschäftigt hat, über die Religion zu spotten, und gegen sie zu streiten, nun den einzigen Gegenstand verlöhren, woran sie sich zeigen und hervorthun können? Wir klagen täglich, daß Witz und Geist unter uns abnimmt: warum sollen wir denn noch den fruchtbarsten, vielleicht den einzigen Gemeinplatz wegnehmen, der ihnen übrig ist? Wem wäre jemahls eingefallen, Basil für einen Mann von Witz, und Tolanden für einen Philosophen zu halten, wenn nicht der unerschöpfliche Reichthum des Christenthums ihnen Materialien, welche sie gebrauchen konnten, in die Hände geliefert hätte? Wo ist etwas in dem ganzen Gebiete der Kunst und der Natur, das Tindal zu einem tiefsinnigen Schriftsteller hätte

Christen überhaupt nicht die Philosophen behielten, die ihnen immer etwas zu thun geben, sie würden durch die Toleranz weit mehr verlieren, als gewinnen. Und tröstlich ist es demnach für sie, daß sie von der Seite nie eine Toleranz zu besorgen haben.

hätte machen, und ihm Leser hätte verschaffen können? Nur die weise Wahl des Gegenstands giebt einem Schriftsteller Werth und Vorzug. Hundert solcher Federn würden unmittelbar in die Nacht des Stillschweigens und der ewigen Vergessenheit gesunken seyn, wenn sie für die Religion geschrieben hätten.

Ferner halte ich es gar nicht für grundlos, noch scheint es mir eine eingebildete Besorgniß, daß die Abschaffung des Christenthums die Kirche in Gefahr bringen, oder wenigstens den Senat der Nation in die Nothwendigkeit setzen möchte, diesem Theil unserer Constitution durch andere Maaßregeln Sicherheit zu verschaffen. Man wird mich hoffentlich nicht mißverstehen. Ich sage nicht, daß die Kirche, wie die Sachen gegenwärtig stehen, schon in Gefahr sey. Aber wer weiß was geschieht, wenn das Christenthum einmahl abgeschaft ist? 18). So scheint

daß

18) Konnte Swift das befürchten, so darf ich aus noch wichtigern Gründen unsere Philosophen bitten, hier ein mitleidiges Auge auf unsere Reichs-Constitution zu werfen. So wenig unsere Reichsgesetze sich darum bekümmern, ob wir eine Religion haben, wie ich schon in der Einleitung bemerkte, so sehr bemühen sie sich jeder Religion ihre Renten, Gülten, Zinsen und Gefälle, bis in die Ewigkeit hinaus zu versichern. Wir wissen alle, wie viel Blut eben diese Renten, Gülten, Zinsen und Gefälle des Christenthums gekostet haben, wohingegen die Lehre des Christenthums nur den Hauch einiger Colloquien gekostet hat. Diesen Hauch mögen unsere Väter immer umsonst verschwendet haben, kein Mensch wird sich deshalben bewegen; wenn aber die Religions-Habseligkeiten in Gefahr gebracht werden, so sehe ich schon im voraus wieder ein Meer von Blut fliessen, das von den Küsten des baltischen Meers, bis an den Rhein, alles überschwemmen wird. Man weiß, daß, so wie die weltlichen, auch die geistlichen Stimmen im Reich, nicht an den Köpfen, sondern an Land und Leuten, Renten, Gülten, Zinsen und Gefällen hangen; die geistlichen Länder, Leute, Renten, Gülten, Zinsen und Gefälle hangen aber, vermöge

bar das Project seyn mag, so lauert doch vielleicht etwas gefährliches im Hinterhalt. Jederman weiß, daß die Atheisten, Deisten, Socinianer, Antitrinitarier, und alle verschiedene Untergattungen von Freydenkern nichts weniger, als eifrig für die gegenwärtige Kirchenverfassung sind. Sie entscheiden laut für die Abschaffung der symbolischen Bücher (Sacramental taft); sie achten nicht die Kirchengebräuche, und glauben nicht an die göttliche Einsetzung der Bischöfe. Vielleicht, vielleicht mag also wohl ihr Projekt von Abschaffung des Christenthums nur eine politische Finte seyn, die jetzige Kirchen-Verfassung über den Haufen zu werfen, und den Presbyterianismus an die Stelle zu setzen; 19) eine Vermuthung, die ich dem weiteren Nachdenken derer, die am Ruder sitzen, überlassen will.

Endlich aber halte ich dafür, daß eben dies Project uns grade in das Unglück, welches wir zu fliehen vorgeben, stürzen, und die Abschaffung des Christenthums

mögde des geistlichen Reservats, an dem National Christenthum. Wird nun dieses aufgehoben: so ist es offenbar, daß alle diese Religions-Habseligkeiten, nach der Capitulation und den urältesten Reichs-Gesetzen, zum kaiserlichen Reichs-Domanialgut geschlagen werden müssen: und nun urtheile ein jeder Deutscher, was daraus für Folgen entstehen können? England kann doch noch Sicherheit für seine Kirche, das ist für seine geistliche Habseligkeiten, durch einen bloßen Parlamentsschluß hoffen; denn was hindert es da, statt der Lordbischöffe, etwa Lordsphilosophen, oder Lordsjournalisten ins Oberhaus einzuführen? Bey uns aber würden alle unsere Religions-Habseligkeiten nothwendig in die Hand des Kaisers fallen; und unsere Reichsstände würden auch das auf keine Weise mit einigem Schein hindern können, da sie ja selbst die Kaiser schwören lassen, daß ihnen die aufgehenden Reichs-Lehen heimfallen sollen? — Gewiß, diese Bemerkung verdient alle mögliche Aufmerksamkeit.

19) S. die folgende Note.

Digitized by Google

der kürzeste Weg seyn wird, das Pabstthum wieder einzuführen. Ich werde in dieser Meynung um so mehr bestärkt, da wir wissen, daß die Jesuiten von jeher die List gebraucht haben, Emissarien zu uns herüber zu schicken, mit dem Auftrag: sich in die herrschenden Sekten als Glieder einzudringen. Es ist bekannt, daß man sie zu verschiedenen Zeiten als Presbyterianer, Anabaptisten, Independenten und Quacker gesehen hat, je nachdem eine oder die andere dieser Sekten im Ansehen stand. Nach eben dieser Maxime haben diese päbstlichen Abgesandten, seit dem es Mode geworden ist, der Religion zu spotten, nicht unterlassen, sich unter die Freydenker zu mischen, 20) unter

20) Es ist äußerst auffallend, wie Swift vor achtzig Jahren eben das in der philosophischen Partie in England bemerkt, was neulich stark von unsern Confessions-Philosophen, und unsere Confessions-Philosophen von verschiedenen Theologen haben sagen hören? So unbarmherzig viele Journalisten mit der Starkischen Apologie umgegangen sind, so habe ich doch nirgend bemerkt, daß die Vermuthung, ob nicht jesuitische Emissarien sich in den philosophischen Körper unserer Zeit eingeschlichen haben, entkräftet worden wäre? Sehr übel hat man dem Mann genommen, daß er nicht Stoiker genug ist, sich verläumden, beschimpfen, entehren zu lassen, und dafür zu danken; da doch schon Euripides bemerkt:

ἐν κακοῖς δὲ κρᾶτον βαρύτατον ὑπομένειν πόνος.

(Es ist schwer zu reden, was man gerne hört, wenn man leidet, was man ungern leidet.)

Noch übler hat man ihm genommen, daß er Philosophen, gegen ihr Privilegium, vor ein bürgerliches Gericht gezogen; am allerübelsten, daß er sich in der Hauptsache so gut vertheidigt hat. Ich lasse das alles gut seyn, wage nicht einmahl zu sagen, daß ich in eben dieser Apologie sehr viel Wahres und Gutes gefunden habe; denn wie sollt ich irgendwo noch dergleichen zu suchen wagen, wenn nicht der Compaß der berl. Monatschrift darauf hinweiß? Aber daß

Stark

unter denen Toland, das große Orakel der Antichristen, selbst ein irrländischer Priester, und ein Sohn eines irrländischen Priesters ist. Imgleichen hat der sehr gelehrte und scharfsinnige Verfasser des Buchs von den Rechten der christlichen Kirche, bey schicklicher Gelegenheit sich mit der römischen Religion wieder ausgesöhnt, und ist noch ihr treuer Sohn; wie aus hundert Stellen seines Buchs erhellt.

Stark wenigstens daran nicht zu viel gesagt hat, wenn er selbst unter den Confessions-Philosophen Jesuiten vermuthete, das ist doch aus der vorliegenden Stelle meines Originals sehr einleuchtend. Haben die Jesuiten die tiefen Englischen Freidenker berücken und sich unter sie mischen können, warum sollten sie sich nicht auch hinter die profunden deutschen Freidenker oder Philosophen stecken können. Und zur Ehre der deutschen Nation sey es gesagt, die Beschuldigungen, welche Lavatern und nachher auch Starken, so ganz um alle Ehre, Amt, Ansehen, und bürgerliche Existenz bringen wollten, waren auch viel zu boshaft, als daß sie von Deutschen gegen Deutsche, von Gelehrten gegen Gelehrte, von ehrbaren Männern gegen ehrbare Männer hätten können erdacht oder ausgestoßen worden seyn, wann nicht die Jesuiten dahinter gesteckt hätten. Es wäre wohl der Mühe werth, daß, so wie die Verfasser die Berliner Monatschrift ein paar Jahrgänge verwendet haben, Jesuiten unter dem Mantel der würdigsten protestantischen Geistlichen zu finden, sie nun noch ein paar solcher Jahrgänge anwendeten zu beweisen, daß unter ihnen selbst und ihren Korrespondenten keine wären. Auch haben wir Hofnung, daß sie das thun werden; da sie aber die Starkische Apologie zugleich widerlegen wollen, so werden sie schwerlich in zwey Jahren damit fertig werden, sondern Deutschland wird wohl noch durch das ganze Duodezennium dieses Jahrhunderts diese Leyer tönen hören. Dennoch muß man inzwischen auch zur Beruhigung der nicht wenig besorgten Protestanten bemerken, daß die Vorwürfe, dieser oder jener sey ein geschorner Priester, oder gar ein Jesuit, nicht immer im Ernst gemeint waren, sondern daß sie oft nur Finten gewesen sind, womit man von jeher Leute, die Einem unbequem in den Weg kamen, sich vom Leib gehalten hat.

Schon

hellt. Ich könnte vielleicht noch manches andere Beyspiel dieser Art anführen; aber an der Sache selbst kann niemand zweifeln; und die Leute, die sich so brauchen lassen, handeln ganz vernünftig. Denn gesetzt, das Christenthum würde abgeschaft: so wird das Volk doch nicht ruhen, bis es einen andern Gottesdienst hat; womit unfehlbar

Schon Ronsard ist von einem seiner Feinde beschuldigt worden, er wäre ein tonsurirter Priester, worauf er freylich noch ein wenig härter als Dr. Stark antwortete:

Si tu veux confesser que loup-garou tu sois,
Hôte melancoliq' des Tombeaux et des Croix;
Pour te donner plaisir, vraiment je te confesse,
Que je suis Prêtre Raz, que j'ai dit la grand' messe
Mais devant que parler il faut exorciser
Ton Demon, qui te fait mes demons mepriser.

Darauf folgt ein langer Exorcismus. Wenige Zeilen vorher sagt der Dichter etwas gutmüthiger:

Or sus, mon frere en Christ, tu dis que je suis Prêtre?
J'atteste l'Eternel que je le voudrois être,
Et avoir tout le Chef et le dos empeché
Dessous la pesanteur d'une bonne Eveché.
Lors j'aurois la Coûronne à bon droit sur la tête,
Qu'un rasoir blanchiroit le jour d'une grand' fête,
Ouverte, large, longue, allant jusques au front,
En forme d'un Croissant, qui tout se courbe en rond.
(Ronsard. Tom. IX. Reponse aux Jajures de je ne sais quels Predicanteraux et Ministeriaux de Geneve.)

Und eben diese Gewohnheit muß selbst zu Swifts Zeiten noch in Uebung gewesen seyn, denn so sagt er in einem kleinen Gedicht Dick's Variety.

Let the Boys pelt him, if they dare,
He'd have 'm try'd at the Assizes
For Priests and Jesuits in disguises.
(Und hat ihm einer was zu leid gethan,
Klugs giebt er ihn beym Amtmann
Als Jesuiten und verkappten Priester an.
(Swift's Works. Vol. V.)

Digitized by Google

bar Aberglauben entstehen, und dieser eben so unfehlbar in Pabstthum ausarten wird. 21)

Sollte man jedoch, ungeachtet alles dessen was ich gesagt habe, nöthig finden, ein Gesetz zur Abschaffung des Christenthums abzufassen; so wollte ich in aller Unterthänigkeit vorschlagen, daß wir, statt des Worts Christenthum, lieber Religion überhaupt setzen, welches allen den guten Absichten unserer Projectanten viel besser entsprechen wird. So lange wir noch einen Gott und eine Vorsehung zulassen, mit allen den nothwendigen Folgen, welche scharfsinnige und grübelnde Leute aus diesen Prämissen ziehen können: so lange haben wir das Uebel noch nicht an der Wurzel angegriffen. Denn was hilft es frey zu denken, wenn man auch nicht frey handeln darf, welches, so entfernt sie auch scheinen mag, die einzige Absicht aller Einwendungen gegen das Christenthum ist. Auch sehen die Freydenker die christliche Religion als ein Gebäude an, in welchem alles so genau zusammen hängt, daß, wenn nur ein Nagel heraus gezogen wird, das ganze Gebäude über den Haufen fallen müsse. Dies hat neulich jemand sehr glücklich ausgedruckt, der, als sein Pfarrer ihm einst einen Text zum Beweiß der Dreyeinigkeit anführte, welcher in einer alten Handschrift anders lautet, dies sogleich auffaßte, und nach einer lan-

Es ist zur Beruhigung des guten deutschen Vaterlands zu wünschen, daß der Krypto-Katholicismus, womit man uns nun schon etliche Jahre ängstigt, sich endlich, wie wir hoffen, auf eben diese Art entwickle.

21) Davor sind wir sicher, wenn die Jesuiten unsers Philosophen nicht etwa überlisten. Denn unsere Philosophen haben in Zeiten sich bemüht, in den Besitz zu kommen, daß man an niemand als an sie glauben darf. Wir können also schon voraus sehen, was wir für einen Cultum bekommen werden, wenn das Christenthum abgeschaft ist, und das Volk doch noch einen verlangt.

Digitized by Google

gen Kette von Sätzen sehr logisch schloß; wenn dem so wäre, so dürfe er sich betrinken und huren, und den Pfarrer zum Henker schicken. Hieraus nun, und aus manchen andern Beyspielen, welche ich ohne große Mühe beybringen könnte, ist es dünkt mir, handgreiflich, daß der Streit nicht diesen oder jenen schwer zu verdauenden Punct der christlichen Religion insbesondere; sondern alle Religion überhaupt angeht, welche die menschliche Natur zu fesseln, und die größte Feindin der Freyheit im Denken und Handeln zu seyn scheinet. 22)

Sollte man aber dennoch darauf bestehen, zum Besten der Kirche und des Staats das Christenthum abzuschaffen: so wollte ich denn doch wenigstens rathen, die Ausführung dieses Projects bis auf den Frieden zu verschieben,

22) Diese Anmerkung ist bey uns ganz überflüßig. Denn unsere Catechismen, Schulen und Pfarrer aller drey Zweige der christlichen Religion, haben schon lange dafür gesorgt, daß die Religion mit dem thätigen Leben nicht die mindeste Verbindung habe, und alle unsere Anstalten sind von der Seite so eingerichtet, daß die Religion bloß auf der Oberfläche des Gedächtnisses haftet. Damit aber die Protestanten, welche das Christenthum abschaffen wollen, nicht etwa glauben, man könne also unsere Jugend und die ganze Gemeinde besser beschäftigen; und damit sie nicht ein neues Argument für die Abschaffung der christlichen Religion daher entlehnen, so muß ich sie jedoch erinnern, daß das Auswendiglernen der Religion unter uns nichts ist als eine bloße Uebung des Gedächtnisses. Da sie nun wohl wissen, daß diese Facultät unsrer Seele völlig einrostet, wenn sie nicht beständig in Uebung erhalten wird; so werden sie gegen das Auswendiglernen überhaupt nichts haben können. Was man aber immer nach Abschaffung des Christenthums sonst auswendig lernen lassen wollte, würde zuversichtlich auf Herz und Verstand mehr Einfluß haben, folglich die lernende Facultät mehr zerstreuen, als nun die Religion, die, wie jedermann weiß, in unsern Schulen und Catechisationen sehr vorsichtig blos auf das Memoriren im engsten Verstande eingeschränkt worden ist.

Digitized by Google

schieben, und uns nicht gerade jetzt in Gefahr zu setzen, alle unsere Alliirte von uns abwendig zu machen. Der Zufall will, daß sie alle Christen, und einige davon durch Vorurtheile der Erziehung so schwach sind, daß sie eine Ehre in diesen Nahmen setzen. Verließen uns nun diese, und wir hoften auf ein Bündniß mit den Türken: so würden wir uns in unserer Erwartung sehr betrogen finden, denn ausserdem, daß die Türken zu abgelegen, und gewöhnlich mit den Persern im Krieg verwickelt sind: so würde auch dieses Volk sich mehr an unserm Unglauben ärgern, als unsere eigenen christlichen Nachbarn. Denn die Türken beobachten nicht allein strenge die Gesetze ihres Gottesdienstes, sondern was noch schlimmer ist; sie glauben sogar an einen Gott, und dies ist mehr als von uns selbst unter dem Nahmen von Christen gefordert wird. 23)

23) Wenn gleich diese Vorsicht, wie Swift sie motivirt, bey uns überflüßig ist: so wird doch ein jeder für die vereinigten Oesterreichisch-Rußischen Waffen patriotisch denkender Deutscher und Russe es wenigstens sehr weise finden, die Abschaffung der christlichen Religion, woferne nehmlich unsere Projectanten auf dem Gedanken bleiben, bis zum Ende des jetzt angefangenen Türkenkriegs zu verschieben. Denn so viel man von dem Haß der Türken gegen die Christen spricht, so weiß man doch, daß sie uns wenigstens als Anhänger eines Vorläufers ihres Propheten ansehen. Sollten wir nun auch dem ganz entsagen, so würden die Muftis und Imans daher einen sehr scheinbaren Anlaß nehmen, ihre Gläubigen gegen uns völlig in Wuth zu setzen. Wie schrecklich ihre Zanitscharen dann mit den armen Gefangenen umgehen würden, die in ihre Hände fielen, kann sich jeder vorstellen. Und wenn gleich nach der Versicherung aller Zeitungs-Schreiber die Türken ohnfehlbar dennoch aus Europa werden getrieben werden, so würde doch ihre Wuth alsdann gar keine Schranken mehr kennen, und sehr zu befürchten seyn, daß diese ungesitteten Leute in dem Wahn, ein Mensch müsse eine Religion haben, uns gar nicht mehr

für

Zum Schlusse, was für Vortheile man auch von diesem Lieblingsprojecte für den Handel sich versprechen möchte, so fürchte ich sehr, daß, ehe die Acte der Abschaffung des Christenthums sechs Monate alt ist, schon die Bank und ostindischen Actien um ein Procent gefallen seyn werden. Da nun dies funfzigmahl mehr ist, als die Weisheit unserer Zeit auf die Erhaltung des Christenthums zu verwenden gut gefunden hat, so sehe ich nicht, mit welchem Grunde wir so viel daran geben sollen, um es wieder los zu werden. 24).

2. Die

für Menschen halten dürften. Ein Aufschub von einer kurzen Kampagne, dessn mehr wird es nicht kosten, um Europa von ihnen zu reinigen, kann ja dem Ganzen doch nichts verschlagen.

24) Ob wir gleich in Deutschland weder eine Bank noch einen Ostindischen Handel haben, so zieht doch unfehlbar die Abschaffung des Christenthums auch einen großen Verlust an unserer Inländischen Verzehrung, und folglich an unsern Staatseinkünften, Fabrikenwesen, Acker- und Weinbau nach sich. Mit der Abschaffung des Christenthums fallen nicht allein alle die Kapitel und Klösterschmäuse, sondern auch alle Hochzeit- Tauf- und Todtenmahle wahrscheinlich weg. Von der Taufe verstehet sichs von selbst: und daß die Ehe ein bloßes Religionswerk bey den Katholischen; bey den Protestanten aber eine bloße Einrichtung der christlichen Kirche sey, ist bekannt. Nicht weniger weiß jedermann, wie sehr die Philosophen überall dagegen declamiren. Wahrscheinlich werden also künftig unsere Ehen blos Miethkontrakte, wie etwa eine Hochzeit in Mekka, werden; folglich fallen auch da alle die Schmäuse weg, und die Leichen-Mahlzeiten sind ohnehin nicht mehr sehr gebräuchlich. Wie sehr der Abgang dieser Feyerlichkeiten nun die Bier- und Weinverzehrungen in dem lieben deutschen Vaterlande, folglich die Accisen, Umgelder, Maas-Pfennige u. d. gl. vermindern muß, kann jeder ohne große Mühe berechnen.

Noch von größerem Einfluß wird aber die Abschaffung des Sonntags seyn, welcher nach Ausführung des Projects, nicht mehr bestehen kann, und vielen Politikern ohnehin schon

2.

Die Aufklärer.

In jenen heitern ersten Tagen
Der Erde, da sie noch im Glanz

Der

schon ein Dorn in den Augen ist. Der Verlust dieses schönen Tags würde aber einen unersetzlichen Schaden bringen. Denn nun ruhen doch die Arbeiter in den Fabriken und auf dem Felde, und selbst die Frohnden, die sonst Jahr aus Jahr ein, nicht ruhen, schweigen denn doch nun alle Wochen einmahl. Soll aber der arme Arbeitsmann künftig alle Tage fortfrohnden und arbeiten, so werden entweder die Leute sich zu Tod arbeiten, wenigstens sich nicht Zeit lassen, nur eine reine Wäsche, wozu jezt der Sonntag Epoche macht, anzulegen, folglich das deutsche Volk geiziger als die Araber, und unreiner als die Samojeden und Hottentotten werden; oder das arme Volk wird in wenig Zeit die Hände sinken lassen, und eine allgemeine Verzweiflung wird dann durch Ueberspannung die ganze Maschine der Industrie stocken machen. Diese Verzweiflung wird aber dadurch noch mehr zunehmen, daß die Gerichts- und Amtsstuben, die doch nun an den Sonntagen und Feyertagen geschlossen sind, alsdann immer, wie die Thüre des Plüto offen stehen werden. Und wollen die Philosophen an die Stelle der Sonntage etwa Rosenfeste oder andere philosophische Feste einführen, so zweifle ich, ob sie diesen sobald eben das Ansehen geben können, das die Sonntage haben, und das nun wenigstens schon 13 bis 14 hundert Jahre lang alle Woche einmahl eben die Menschen, die sonst kaum zu zweyen eine halbe Stunde in Frieden beysammen sitzen können, hundertweis so verträglich in den Predigten zusammen hält, daß oft die ärgsten Feinde da so ruhig neben einander schlafen, als wann sie in dem Schoos ihrer Mutter lägen.

Dieses alles bitte ich also die Philosophen, welche sich so patriotisch bemühen, das Christenthum abzuschaffen, wohl zu überlegen, und finden sie dennoch, daß es besser sey, wenn sie in ihrem Eifer fortfahren, so unterwerfe ich auch mich bescheiden, den tiefern Einsichten des weisen großen Haufens.

Digitized by Google

Der Jugend lachte, da im Tanz,
Auf schimmerndem Gewölk getragen,
Die Stunden vor Auroras Wagen,
Geschmückt mit thaubenetztem Kranz,
Noch leicht wie junge Weste schwebten,
Und Menschen nach der Einfalt lebten,
Da suchten sie kein fremdes Glück,
Da wandte thränend sich kein Blick
Nach der entschwundnen Lust zurück.
Sie gingen froh durch's längre Leben,
Mit dem, was ihnen Zeus gegeben,
Zufrieden, Nur Ein Ungemach
Vermogte ihren heitern Tag
Zu trüben. Freunde, könt ihr rathen,
Was unsre Tage dunkel macht?
Zuerst die Dämrung, dann die Nacht.
Da wußten sie sich nicht zu rathen;
Die guten Leutlein kannten nicht
Das Feuer, kannten nicht das Licht.
Promätheus sah die Noth der Armen,
Thät freundlich ihrer sich erbarmen.
Er schlüpfte in des Himmels Zelt,
Und holte kühn für unsre Welt
Ein Fünkchen, bracht' es auf die Erde
In einer kalten Winternacht,
Und lehrte, wie es angefacht
Durch unsern eignen Odem werde,
Und daß es hell die dunkle Nacht
Und warm den kalten Winter macht.
Die Männer liefen und die Frauen,
Des Himmels Gabe zu beschauen.
Promätheus sah sich um nach grauen
Erfahrnen Weisen, ihrer Treu
Des Feuers Sorge zu betrauen,
Auf daß die rege Flamme neu

Erhal-

Erhalten würde. Sie vernahmen
Des Halbgotts Lehre. Zitternd nahmen
Sie Feuer auf mit dürrem Kien,
Und schützten gegen Regen ihn.
Des Abends kam das Volk zusammen,
Und holte von den Greisen Flammen.
Bald flammte ihre Kerze hell,
Bald dunkler; doch des Lichtes Quell
Versiegte ihren Händen nimmer.
Es leuchtete mit mildem Schimmer;
Und ward das Flämchen etwa klein,
Und trübte Ruß den goldnen Schein,
So wußten schon die wackern Greise,
Vom Halbgott selbst gelehrt, die Weise
Die Kerze zu schütteln, und knisternd entflog
Die Menge der Funken; dann flammte sie hoch.

Das sahen Knaben, viel wie Affen,
Und rühten, hinein in das Licht zu gaffen,
Und machten den Greisen gar vieles zu schaffen,
Und schalten sie aus für blinde Pfaffen,
Und wollten nun selber die Kerze — die Laffen! —
Aufklären, so oft ihr geblendetes Blick
Vom ewigen Flammenschein blinzte zurück.
Es flehten die Greise mit freundlicher Stimme,
Es pochten die Knaben mit kindischem Grimme;
Da kamen die Väter des Volkes herbei,
Und wehrten mit Weisheit dem wilden Geschrei.
Den Weisen gebühret die Pflege des Lichtes,
Und Strafe belohnen den Frevel des Wichtes!
Klärt auf, wenn ihr Licht von der Finsterniß kennt,
Ihr Laffen, klärt auf, wo die Kerze nicht brennt!

Fr. Leop. Graf zu Stolberg.

---

3. Be-

3.

Bemerkungen über den Aufsaz: Proselytenmacherey verschiedener Religionsparteien, im Dez. 1787.

S. 506. des deutschen Museums für den Monat Dezember 1787. habe ich gesagt: „Was man auch in Europa von der Bekehrungssucht der Mohammedaner sagen mag, so habe ich doch bey ihnen niemals etwas von einem Institut gehört, das eigentlich Leute abschickt um fremde Religionsverwandte zu bekehren. Denn wenn etwa ein Derwisch oder anderer Mohammedaner sich irgendwo bey einem heidnischen Prinzen in Afrika oder auf einer Insel im indischen Meere in Gunst gesezt, und ihm von seinen Glaubensgenossen so viel vortheilhaftes erzählt, daß auch er Lust bekommen hat mit seinen Unterthanen Mohammedaner zu werden, so nenne ich den noch keinen Missionar.„ Dazu macht Herr Oberkonsistorialrath Büsching im 53ten Stük seiner wöchentlichen Nachrichten folgende Bemerkung: „Es ist ganz gewiß, daß die Mohammedaner ihre Religion durch ihre Mullas ausbreiten, wie im russischen Reiche unter den Barabinzen, auch auserdem bis in die Philippinischen Inseln geschehen ist.“

Daß noch jezt heidnische Nazionen zum mohammedanischen Glauben übergehen, habe ich gar nicht geleugnet, und daß es Mullas sind, welche die Heiden zu Mohammedanern machen, versteht sich von selbst. Die Mullas sind Diener der Moske, wie unsere Prediger Diener der christlichen Kirche. In der Beschreibung aller Nazionen des russischen Reichs S. 195. 196. der Petersburgischen Ausgabe finde ich die Nachricht, daß sämtliche Barabinzen vom schamanischen Heidenthum nach und nach

zum

Digitized by Google

zum mohammedanischen Glauben übergegangen sind; da ihr Uebergang gesezwidrig geworden, so sey selbiger heimlich durch die in der Baraba herumreisenden Mullas der benachbarten Tataren bewirkt. Jezt sey kein einziger Barabinze unbeschnitten u. s. f. Solten aber diese Mullas auf Kosten ihrer Obern herum gereißt seyn, um die Barabinzen zur Annehmung ihres Glaubens zu überreden? oder solten die Barabinzen selbst verlangt haben, beschnitten zu werden? Ich glaube, das lezere sey geschehen, und so sind die Mullas, nach meinem Bedünken, eben so wenig Missionare oder Proselytenmacher zu nennen, als die würdigen Männer unter unsern Geistlichen, welche auf verlangen Juden im Christenthum unterrichten und taufen. Dagegen hat der Pabst, welcher sich Christi Statthalter oder Wesir nennt, und so, wie die Wesire es gemeiniglich zu machen pflegen, seine eigene Herschaft immer weiter auszubreiten sucht, viele Seminarien aus welchen, unter Leitung der Propaganda zu Rom, eine große Menge Werber, die man Missionare nennt, über die ganze Welt ausgesandt werden, um fremde Religionsverwandte unter die Fahne ihres Herrn anzuwerben. Ich sage nur, es sey mir nicht bekant worden, daß die Mohammedaner ein einziges Institut haben, worin Missionare zu geistlichen Werbungen vorbereitet, oder daß solche Werber von irgend einem mohammedanischen Fürsten in fremde Länder gesandt werden.

Bey S. 507. wo gesagt ist, daß Mohammed den rechtschaffenen Christen und Juden die Seligkeit nicht abspricht, und daß die vernünftigen unter seinen Anhängern, um nichts zu entscheiden, wenn von diesem Puncte die Rede ist, gemeiniglich antworten: Gott ist gnädig, bemerkt der Herr Büsching: „Der Koran sezt nur Moslemin in das Paradies, und in der Hölle sondert er die Bösen von einander ab, so daß die Juden, Christen und Zauberer in dem sechsten Behältniß sind.“ Diese Stelle ist

ist mir nicht bekant, und ich habe nicht Geduld genug nur viel im Koran zu lesen. Beim Nachschlagen aber finde ich gleich im 2ten Kapitel S. 6. der Uebersetzung von Sales: „Surely those who believe (die Mohammedaner) and those who Judaize, and Christians and Sabians, whoever believeth in God and the last day and doth that which is right, they shall have their reward with the Lord, there shall come no fear on them, neither shall they be grieved. (Eben das sagt Petrus im 10. Kapitel der Apostelgeschichte im 34 und 35. Vers. Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerley Volk wer ihn fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm.) S. 14. sagt Mohammed ferner: Many of those unto whom the scriptures have been given (nemlich Christen und Juden), desire to render thou again unbelievers, after ye have believed; out of envy from your souls, even after the truth is become manifest unto them; but forgive them, and avoid them till God shall send his command; for God is omnipotent. Be constant in prayer, and give alms; and what good ye have sent before your souls, ye shall find it with God; surely God seeth that which ye do. They say, verily none shall enter paradise except they who are Jews or Christians: this is their wish. Say, produce your proof of this, if ye speak truth. Nay, but he who resigneth himself to God, and doth that which is right, he shall have his reward with his Lord; there shall come no fear on them, neither shall the be grieved. The Jews say, the Christians are grounded on nothing, and the Christians say the Jews are groundet on nothing; yet they both read the scriptures. So likewise say they who know not the scripture (die Heiden) according to their saing. But God shall judge between them on the day of resurrection, concerning that about which they now disagree.

Digitized by Google

agree. Hier verdammt Mohammed weder Christen, Juden noch Heiden, sondern überläßt es Gott am jüngsten Tage über das zu entscheiden, worüber die verschiedenen Religionsparteien jezt uneinig sind. Daß Mohammed seinen Anhängern im Himmelreiche einen vorzüglichen Plaz angewiesen haben werde, ist leicht zu erachten; allein es ist nicht die Manier derselben, andere Religionsverwandte zu überreden an den Freuden ihres Paradieses Theil zu nehmen, und auch nicht sie zu verdammen. Wenigstens ist die Gewohnheit der Mohammedaner die Christen zu verdammen nicht so allgemein, als die Christen die Mohammedaner verdammen.

S. 524. l. 20. ist durch eine Verwechslung des Buchstabens D' Erble anstatt D' Erbel abgedrukt. Herr Doktor Büsching will diesen Namen in Herbel verbessert wissen; allein in einem freundschaftlichen Billet an mich vom 12ten Aug. 1765. nennt der Herr Doktor sich selbst F. D'Erbel; ich finde also keine Ursache ihn anders zu nennen. Da ich aus dem 4ten Theil der Büschingischen Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen erfahre, daß Herr Dr. D'Erbel wieder nach Europa zurück gekommen ist, so würde es mir lieb seyn den Ort seines Aufenthalts zu erfahren, um die mit ihm zu Basra errichtete Freundschaft wiederum erneuern zu können.

S. 503. l. 21. ist ein Wort ausgelassen, wodurch der Sinn ganz verstellt worden. Statt mit tüchtigen Schlägen soll nemlich stehen, diesen Einfal mit tüchtigen Schlägen. Die übrigen Druckfehler in dem erwähnten Aufsaz werden von dem Leser selbst leicht bemerkt werden.

Niebuhr.

Digitized by Google

4.

Lukretia.

Nach dem Ovid. Fast. Lib. II.

An Uz.

O Freund! mit deinem hohen Geist,
Der, Adlern gleich, durch die Gebiete
Der Wissenschaften flog, mit deiner Herzensgüte,
Die dein Gesang uns, wie ein Spiegel, weist,
Kan's dir, du seist auch, wo du seist,
Nie an Bewunderern und nie an Freunden fehlen;
Doch magst du noch so viel und noch so warme zählen,
Nicht einen zählest du, der deinen ganzen Werth
Mehr fühlt, als ich, dich zärtlicher verehrt.
Bewundrung eines Manns, der hohe Lieder singet,
Sproßt nie allein in meiner Seel' empor,
Stets keimen Lieb' und Freundschaft mit hervor;
Und wie ein Epheu sich rings um die Ulme schlinget,
So schlingen diese zwei, für mich
Das wonnigste Gefühl! um die Bewundrung sich.

Oft, wann ich in dem Lied des alten blinden Weisen
Der Gatten treuesten, den göttlichen Ulyß,
Der sich sogar dem Arm der hehren Nymph' entriß,
Im Schooß Penelopens am Ende seiner Reisen
Erblicke, wann ich, voll von edlem Seelenweh,
Mit Priamus vor dem Peliden steh,
Den unglückselgen Greis dem Mörder seiner Söhne
Mit herzerschütterndem Gestöne
Die Hand fußfällig küssen seh',
Und das geliebte Buch, die bittersüßen Schmerzen
Verweinend, sinken lass', o dann, dann flüstert's mir

In

In diesem tiefgerührten Herzen;
O mein Homer! warum bin ich von dir,
Wie durch so viele Scheidewände,
Durch die Jahrhunderte getrennt?
Warum ists deinem Freund vom Schicksal nicht vergönnt,
Dich wie ein Sohn zu pflegen? diese Hände,
Sie wären Tag und Nacht zu deinem Dienst bereit;
Sie solten dir mit welcher Zärtlichkeit
Auf deinen Mittagstisch das Mark des Landes setzen,
In dem Pokal der goldnen Reben Blut,
Die Tokays alle Keller netzen,
Dir pressen, und wenn sanft dein Haupt entschlummert ruht,
Dem kühnen Mückenvolke wehren,
Aus heil'gen Träumen dich, Geliebter! aufzustören.

So flüsterts mir in meinem Herzen oft:
Doch dies, was selber nicht der kühnste Wünscher hofft,
Verschmerz' ich leichter noch, als daß ich meine großen,
Der Ewigkeit so werthen Zeitgenossen,
Auch die nicht sehen kan; auch denen liebevoll
Der Dankbarkeit verdienten Zoll
Nicht weihen, noch aus ihrem weisen Munde
Vernehmen, daß sie nicht der Muse Lied verschmähn,
Die mich in der Begeistrung Stunde
Auf heil'gen Dichterpfaden gehn,
Die Stirn mit eignem Lorbeer krönen,
Mit eignem Lorbeer mich das Spiel bekränzen hieß,
Und Heldenlieder tönen ließ,
Wie von Austrasiens stets karg gelobten Söhnen
Nur wenige, höchst wenige nur tönen.

Ja, die Entfernung, Freund! von großen Geistern mischt
Nicht selten Bitterkeit in meine schönsten Tage:
Doch schweigt auch wieder meine Klage.

Denn wie ein Abendwind den Wanderer erfrischt,
Der lange Zeit, gedrükt vom Sonnenstral, geschmachtet:
So hat auch mich schon oft ein theures Blatt erquikt,
Das mir, mit Lieb und Freundschaft schön betrachtet,
So mancher Enkeln noch ehrwürd'ge Mann geschikt.

Du glaubst doch, edler Mann, daß unter allen Blättern
Mir keines werther war, als das, durch welches Du
Mir Beifall zugeklatscht? — O jezt seh ich in Ruh
Neid, Haß, Parteilichkeit mit allen bösen Göttern
Des Erebus mein mühsam Lied verschrein:
Was meinem Uz gefält, wird nicht vergänglich sein!

Dürft' ich, Verehrtester, zum Lohn für das Entzücken,
Das in mein Haus mit deinen Zeilen kam,
Nicht einen Edelstein dir schicken,
Den ich aus Nasos Schaze nahm?
Findst du, du, den nach izt nach rühmlicher Entlassung *)
Der Musen Chor verehrt, daß durch die deutsche Fassung
Dem Edelstein nicht viel von seinem Glanz entging,
Dann sag' ich's laut, daß ich zu deinen Jüngern
Drei Lustren schon gehör', an meinen kleinen Fingern
Schon dazumal, vom Dichtergeist beseelt,
Dir jede Sylbe nachgezählt,
Und meine Liebe (sieh! noch stets ununterbrochen
Flammt sie in meiner Brust!) als Opfer dir zu weihn
Schon dazumal begann, und es mir selbst versprochen,
Einst deiner Liebe werth zu sein.

Umlagert war schon längst die Stadt der Ardeaten;
Doch spielten müssig noch die römischen Soldaten

Im

*) Missio honesta hieß bey den Römern der Abschied, den tapfere Krieger nach geleisteten Diensten erhielten.

Digitized by Google

In ihren Zelten: denn es scheut
Der feige Feind den Kampf. In dieser Zwischenzeit,
Die lange dauert, lädt der König seiner Krieger
Versuchteste zu einem Freudenfest. —
„Wer weis," beginnt sein Sohn, wann endlich uns als Sieger
Mars in das Kapitol die Waffen tragen läßt.
Ist wohl, was dünket euch, ist unser Bild indessen
In unsrer Weiber Brust noch immer unvergessen,
Und lohnt uns Gegenzärtlichkeit?" —
Er spricht es, jeder lobt das Seine;
Parteilichkeit befeuert diesen Streit,
Und Zung' und Herz ist ganz durchglüht vom Weine.
Der von Collatia den Ehrennamen hat,
Steht auf und ruft: „Wozu die Reden? glaubt der That!
Die Nacht beginnt erst, fort! auf's Roß, und dann in Eile
Nach Rom!" — Gesagt, gethan:
Man sattelt sich die Gäule,
Sizt auf, ist da: vor allem flieget man
In's Schloß Tarquins: die Thür ist ohne Wächter,
Die Schnur des Königs zecht, wie eine Priesterin
Des Comus, unter Lärm und polterndem Gelächter;
Ein halb zerrißner Kranz fleußt ihr zur Schulter hin,
Und im geräumigen Pokale glänzt ein ächter
Falernerwein. Die Helden gehn
Von dieser Geberin des Schmauses
Schnell zu Lukretien: im Innern ihres Hauses
Saß die, beschäftiget mit Nähn,
Und mancher Korb mit Woll' umstand ihr keusches Bette.
Bei einem matten Schein, den eine Lampe gab,
Spann ihrer Mägde Schaar vertheilte Röcken ab,
Mit einem leisen Tone redte
So die Gebietherin: — „Ihr Mägde fördert euch!
Denn wißt, wie nur aus unsern Händen
Die Arbeit ist, muß ich sogleich

(Der Herr bedarf des Kleids) sie in das Lager senden.
Doch sagt, was hörtet ihr vom Kriege? denn ihr hört
Gewöhnlich mehr, als ich: wird er nicht bald sich enden?
O Ardea, von eitlem Stolz empört,
Kämpfst du mit Mächtigern. Zwar wirst du einst zerstört;
Doch, Böse, jezt, jezt hältst du die Gemahle
So lange fern von uns; stößt unser häuslich Glück;
Es sei denn, kehren sie nur unverlezt zurück!
Doch, ach! der Meine rast, stürzt mit gezücktem Stahle
In jede Kriegsgefahr; vor Schrecken starrt mein Blut.
Ich kan nicht, ohne fast mich in das Grab zu kränken,
An seinen allzuraschen Mut,
Und an den Sturm der Wälle denken.“
Sie sprach's, die Nadel sank aus ihrer Hand, im Schooß
Verbarg sich ihr Gesicht; es floß
Vom schönen Auge manche Zähre.
Ihr Antliz (Zucht und Wehmut schmückte sie)
War würdig ihrer Seel' und war so schön, als die.
„Verbanne deine Furcht, ich kehre,
Mein theures Weib!“ ruft Collatin.
Sie lebet auf, stürzt auf den Gatten hin
Mit hellem Blick, mit röthern Wangen,
Mit ofnem Atm', und, eine süße Last,
Bleibt sie, umfassend und umfaßt,
Am Hals des Vielgeliebten hangen.

Indessen wütet wilde Brunst
Im Königssohn. Der Bau der schlanken Glieder
Entflammt ihn, und das Goldhaar, so dunkler
Zum Schwanenbusen floß, und der nicht durch die Kunst
Erzwungne Reiz; ihr Sinn, so treu und bieder;
Was sie, und selbst der Ton, in dem sie sprach.
Ja, desto heftiger hängt er dem Wunsche nach,
Je minder Hofnung ist. Schon grüßt durch munter Lieder
Der Hahn den Tag; die Helden kehren wieder

In's

Sein Lager; Gemus mit; doch ihr Bild nur nahlicht
Der Jüngling überall; je länger er's betrachtet,
Je enger fühlt er sich bestrickt,
So saß sie, so war sie geschmükt,
So hat ihr Auge sanft dem Gatten zugeschmachtet;
So nähte sie, so lag ihr Haar
Nachlässig auf dem Hals; so voll von Reizen war
Ihr Antliz, so klang ihre Stimme!
Wie wenn ein Sturm mit wildem Grimme
Die See gepeitschet hat; sie dann noch immer schäumt,
Noch unruhvoll sich Woge auf Woge bäumt,
Wann er schon längst zu rasen aufgehöret;
So bleibet Sextus Herz, der dich, Lukretia!
Im Schimmer deiner Schönheit sah,
Obgleich er jezt dich nicht mehr sieht, empöret.
Entweder will, sei's durch Gewalt, sei es durch böse List,
Die Wünsche, die sein Herz durchwühlen,
Befriedigen, die heissen Flammen kühlen; —
So zweifelhaft der Ausgang ist,
Ruft Sextus, so sei doch das Aeusserste gewaget!
Vielleicht beschirmt die Wagenden das Glük;
Vielleicht ein Gott! Ich selbst nahm durch ein Wagestük
Den Gabiern die Stadt. — Kaum hat er dies gesaget,
So schwingt er schon sich auf das Roß,
Und reitet, mit dem Schwert umgürtet,
Schnell nach Collatia. Bevor der Tag sich schloß,
War er vor Collatins Penaten; man bewirthet
Den Feind, der als ein Freund und Blutsverwandter kam.
Lukretia (wie blind für eignes Wohl durchschreitet
Der Mensch die Lebensbahn!) sorgt für den Gast; er nahm
Das Mahl ein, das sie selbst ihm, ihren Feind bereitet.
Nun komt die Zeit des Schlafs, die Mitternacht bricht ein.
Im ganzen Haus glimt keiner Lampe Schein,
Er stehet auf, entreißt das goldne Schwert der Scheide,
Eilt zu der Wirthin Bett' und rast, da er's besteigt;

„Befühle dieses Schwert; ich bin Tarquin!“ — Sie
schweigt
Kraft- sinnlos, und erbebt, wie ein auf ferner Weide
Vom Wolf ergrifnes Lamm. Weh ihr! was solte sie?
Was? kämpfen? droht ihr nicht das Schwert? Entfliehen?
Es lastet
Die Linke des Tarquin den Busen, den noch nie,
Nie eine fremde Hand betastet.
Er, der verliebte Feind, fleht, drohet und verspricht;
Doch Flehen, Drohungen, Versprechen nüzen nicht. —
„Noch immer sträubst du dich,“ beginnt er, „wohl, ich tödte
Erst dich, dann einen Knecht, den leg' ich in dein Bette,
Und zeug', ich hab' euch hier in deinem Schlafgemach
Ergriffen und bestraft.“ — Um nicht entehrt zu sterben,
Giebt jezt die Unglükselige nach.
O Sieger, jauchze nicht, der Sieg bringt dir Verderben!
Um eine Nacht, o lasterhafter Sohn!
Verkaufest du dem väterlichen Thron?
Nun ward es Tag: sie sizt, wie bei des Sohnes Bahre
Die Mutter sizt mit wild zerstreutem Haare.
Sie sendet in das Lager hin
Nach ihrem treuen Collatin,
Und grauen Vater. In dem Augenblicke
Enteilten die den Zelten, kamen an,
Und fragten, da sie sie die Arme trauern sahn:
Wer ihr denn starb? Was für ein Gram sie drücke?
Sie schweiget lange, dekt verschämt
Ihr Antlz mit dem Kleid; wie eine Quelle, strömt
Ihr Schmerz vom Auge. Voller Schrecken,
Die Ungewißheit noch erhöht,
Bebt Vater und Gemahl, und tröstet sie und flehet,
Frei, was sie kränket, zu entdecken.
Sie hebet dreimal an, und dreimal stocket sie;
Doch nun zum vierten Mal, wiewol mit bittrer Müh',
Und ohne je die Augen aufzuschlagen,

Be-

Beginnt sie: — „Dieses auch, Tarquin! verdank' ich dir?
Ich selbst soll meine Schmach .... ich selber soll es sagen?“ —
Erzählt dann, was sie kan; allein noch übrigt ihr
Das Schrecklichste; sie weint; mit Purpur überstreuet
Ist ihr Matronenangesicht:
Der Vater, der Gemahl verzeihet
Ihr die erzwungne That. — „Ich selbst verzeih mir nicht,
Wenn ihr mir auch verzeihet!“ — stoß's, durchsticht
Mit dem im Kleid verborgnen Stale
Den Busen sich, wankt, fällt vor dem Gemahle
Und vor dem Vater blutend hin,
Und ist ... o noch im Tode keuscher Sinn! ...
Besorget, daß sie nur nicht unanständig falle.
Sieh, beide stürzen jezt wie rasend auf sie hin,
Bejammern den Verlust: es donnert durch die Halle,
Es tönet auf dem Plaz ihr schreckliches Geschrei;
Viel Volks und Brutus eilt herbei.
Er zeiget, was er ist, in dieser Schreckenstunde,
Zeigt, daß der Name, den er führt,
Aus allen Römern ihm am wenigsten gebührt.
Er reißt aus der schon halb entseelten Heldin Wunde
Das Messer, hält's empor, die Wort' im Munde: —
„Bei diesem heiligen, bei diesem tapfern Blut,
Bei deinen Manen, die ich ehre,
Wie man die Götter ehrt, schwör' ich dir zu, ich schwöre;
Tarquin soll aus der Stadt, hinaus soll seine Brut!
Zu lange schon verhüllt' ich meinen Mut.“ —
Sie hebt ihr Aug' empor, starrt mit verloschnen Blicken
Noch auf den Rächer, auf den Freund,
Beweget leis' ihr Haar, und scheint
Dem Edlen Beifall zuzunicken.

Alxinger.

Anmerkung.

Hoc quoque Tarquinio debebimus? eloquar, inquit,
Eloquar infelix dedecus ipsa meum. Liv. V.

Digitized by Google

Das Hoc Tatquibio fatebimur etc. wird allgemein von der Schandthat selbst verstanden. Ich vermuthe, daß es sich auf das Geständniß beziehe, welches sie so viel kostet. Auch dieses, daß ich meine Schande selbst entdeken muß, auch dieses bin ich dem Tatquin schuldig.

5.

Ueber den Werth der Mendelssohnschen Psalmen-Uebersezung.

Von einem Mann wie Mendelssohn war, ließ sich freilich schon erwarten, daß er in keiner Art der Geistesprodukte, womit er das Publikum zu beschenken für gut finden mögte, etwas mittelmäßiges oder gar schlechtes liefern würde; eben darum weil er Mendelssohn war. Und das von zeugen nun auch alle seine Schriften. Er mag als Philosoph, als Dichter oder als Uebersezer erscheinen, so ist es immer der gute und große Kopf, den man überall bemerkt, und mit Nuzen und Vergnügen lieset. Indessen da der größte Mann und der größte Gelehrte doch immer noch ein Mensch bleibt, der nicht in allen Arten des menschlichen Wissens gleich weit über die übrigen Erdensöhne hervor ragen kan, so wäre es doch nicht zu verwundern, wenn Mendelssohn, der vortrefliche Philosoph, nicht auch der eben so vortrefliche Uebersezer der hebräischen Psalmen wäre. Zwar werden auch hier noch wahre Philosophie und feines Gefühl des Schönen und des Guten mit einer bilderreichen Einbildungskraft verbunden, wenn dabei zumal der ganze deutsche Sprachschaz zu Gebote stehet, ganz ausserordentlich viel leisten. Aber zu eine große Bekantschaft mit der ausgestorbenen Ursprache und den Hülfsmitteln sie recht zu verstehen dabei doch eben so unentbehrlich nothwendig, und diese zu unsern Zeiten und für einen Mann von der jüdischen Nazion noch beson-

Digitized by Google

besonders schwer zu erlangen ist, so könte eine Uebersezung der hebräischen Psalmen von einem solchen Mann ihre große unstreitige Vorzüge haben, aber das was sie eben auf der einen Seite an Bestimtheit der Ideen, an Feinheit der Wendungen und der Bilder, an Numerus und Wohllaut gewönne, auf der andern an Richtigkeit, Treue und hebräischer oder davidischer Originalität, wiederum verlieren. Zumal wenn der Uebersezer gar die Absicht gehabt hätte, das Original durchaus veredlen und verschönern zu wollen.

Daß das nun hier der Fall sei, will ich keineswegs behaupten, aber es ist nicht nur mir, sondern auch andern, welche hier kompetente Richter waren, so vorgekommen, als ob die Mendelssohnsche Psalmen Uebersezung ihre unstreitigen Vorzüge mehr dem philosophischen Geiste und dem Dichtergefühl ihres Verfassers als seiner Bekantschaft mit dem Hebräischen und den damit verwandten Sprachen zu danken hat. Wenigstens singt David darin beinahe so, als ob er zu unsern Zeiten gelebt, und seinen Geist durch das Lesen der Griechen und Römer gebildet hätte.

Mag indessen doch ihre unverkennbare Vorzüge herrühren woher man will, was kümmert uns das weiter? Mag sie doch immerhin mehr schön als ängstlich treu sein, mehr den Geist des achtzehnten Jahrhunderts als des davidischen Zeitalters in manchen Stellen athmen: Mag sie doch immerhin Blumen, welche unter griechischem Himmel oder auf römischem Boden oder in christlichen Gärten gewachsen sind, durch einen für den großen Haufen freilich unbemerkbaren und höchst unschädlichen Anachronismus schon zur Zeit Davids im Morgenlande brechen — wir nehmen sie als ein vorzügliches Geistesprodukt unsres Jahrhunderts mit Dank an, und verkennen das Verdienst des Mannes nicht, der durch einen zehnjäh-

rigen

rigen Fleiß, den er darauf wandte, so manche vortrefliche moralische Grundsäze aufs neue in Umlauf gebracht, und so manche Dunkelheiten der Urschrift oft besser als alle weitläuftige christliche und nichtchristliche Kommentatoren aufgehellet hat.

Aber wenn mir nun einer nach dieser Psalmen Uebersezung den Umfang der Kentnisse, den Grund der Aufklärung und der Bildung der jüdischen Nazion zur Zeit Davids bestimmen, oder gar daraus das schon frühere Dasein gewisser reiner Ideen von Gott, seinen Eigenschaften und der rechten Art ihn zu verehren, welche offenbar die Frucht späterer Zeiten sind, beweisen wolte: so würde ich lächeln und die Achsel zucken. Wenigstens getraute ich mir beinahe mit eben der Bündigkeit, als Kleists bekantem Liede eines Lapländers, den damaligen Grad der Aufklärung und der Kultur in Lapland zu beweisen. a)

Wir wollen einmal annehmen, daß das jüdische Volk zur Zeit Davids wirklich, nicht nur überhaupt, sondern auch in der Religion und Moral das so sehr aufgeklärte Volk gewesen sei, und daß die hebräischen Psalmen die unumstößlichsten Beweise dafür enthalten: so haben ja wol die christlichen Theologen so unrecht nicht, wenn sie nun schon seit siebenzehn Jahrhunderten, eben diese reinen Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften, und eben die treflichen moralischen Grundsäze in den Psalmen finden, und daraus beweisen. Und wer kan es ihnen denn nun verdenken, da man doch einem jeden frei lassen muß das Licht zu brauchen, bei welchem er am beßten

a) Lessing macht über das wirkliche Lied eines Lapländers, welches Kleisten zum Muster diente, die Bemerkung: daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen keinesweges ein Vorrecht gesitteter Völker sind. Litteratur Briefe Th. 2. S. 241.

beßten sehen kan; wenn sie, da Mendelssohn das Licht der Philosophie in die Hand nimt, auf eben die Weise das Licht der christlichen Dogmatik in die Hand nehmen, und die dunkeln Stellen in den Psalmen so lange beleuchten, die schwankenden oder unchristlich klingenden Bilder so lange mit abstrakten Ideen verwechseln, die entstandenen Lücken zwischen den Begriffen so geschikt ausfüllen, den rauhen eckigten Ausdruk des Alterthums so lange ründen; bis sie endlich die Lehren ihrer Dogmatik so klar darin liegen sehen, daß sie sie einem jeden Katechismus-Schüler mit den Fingern zeigen können. Es bedarf dazu weiter nichts, als daß sie eben so wie Mendelssohn, hie und da ein anderes Wort gebrauchen, oder dasselbe Wort in eine andere Stelle sezen, oder sich einen kleinen Zusaz erlauben, um die Idee in der Ursprache bestimter und deutlicher zu machen.

Gesezt nun auch sie hätten hie und da gefehlt, sie hätten dem königlichen Sänger bisweilen Gedanken oder Vorstellungen untergeschoben, welche ihm nie in den Sinn gekommen sind, sie hätten oft auf eine griechische Bildsäule, einen gothischen Kopf gesezt, so würde ich mich doch sehr hüten ihnen deshalb ihr Verdienst um die Psalmen ganz abzusprechen, weil sich sonst Mendelssohn das Seinige ebenfals zum Theil absprechen müßte. Denn wenn es gleich unrecht ist, auf eine griechische Bildsäule einen gothischen Kopf zu sezen, so ist es doch nicht weniger unrecht eine jüdische Bildsäule mit einem griechischen Arm zu verschönern. Ja die christlichen Lehrer hätten noch so gar das Verdienst voraus, daß sie schon seit siebenzehn Jahrhunderten ihre reinern Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften ꝛc. in die hebräischen Psalmen hineingetragen, und sie dadurch weiter ausgebreitet hätten; wenn gleich ihr Hang alles im alten Testamente und in den Psalmen zu finden, was nur in ihren Kram diente, wol von keinem Vernünftigen gebilliget werden kan.

Aber

Aber nun zur Hauptsache! Spiegen die hebräischen Psalmen denn wol wirklich so überzeugende Beweise von dem hohen Grade religiöser und moralischer Aufklärung des davidischen Zeitalters enthalten?

Man kan freilich wol nicht leugnen, daß sich die Psalmendichter bessere Vorstellungen von Gott, seinen Eigenschaften, der Art ihn zu verehren machen, und daß man mehr moralisch gute Grundsäze, mehr vortreffliche Lebensregeln darin antrift, als man weder in den frühern noch spätern jüdischen Schriften (etwa eine oder ein Paar ausgenommen) findet. Aber das ist nun auch alles, was man mit Wahrheit sagen kan.

Die Aufklärung einer Nazion läßt sich sonst ziemlich genau nach ihrer Sprache bestimmen. Ist diese noch voll harter Metaphern, unnatürlicher Ideenverbindungen und schwankender Ausdrücke, ist die Schreibart dabei etwas nachläßig und voll überflüßiger Wiederholungen, so kan man mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Nazion noch auf einer der untern Stufen ihrer Kultur stehe. Je mehr sich aber diese Unvollkommenheiten verlieren, je bestimter, natürlicher und edler der Ausdruk, oder mit einem Worte je philosophischer die Sprache wird, desto mehr nähert sich die Nazion den höheren Stufen der Aufklärung und der Kultur. Nach diesen allgemein angenommenen Grundsaz prüfe man nun die Sprache in den Psalmen, und wenn man nicht von Vorurtheilen eingenommen und des Hebräischen kundig genug ist, so wird man gewiß das erstere finden. Zwar sind hier Ausdruk, Wendung, und Schreibart unstreitig besser als in den älteren jüdischen Schriften, aber doch immer noch so wie ich zuvor angezeigt habe. Und wie ist es auch möglich, daß eine Nazion sehr reine philosophische Begriffe von Gott und seiner Verehrung haben kan, wenn sie noch keine Philosophie hat, wenn sie noch immer in Bildern und schwankenden Ausdrücken redet, und man es

deut-

Digitized by Google

ähnlich macht, daß es ihr an bildervollen bestimmten Ausdrücken fehlet, um sein Wesen und manche seiner Eigenschaften zu bezeichnen. Man kan freilich sagen, daß die Psalmen Oden sind, und daß der Dichter, eben darum weil er Dichter ist, sinnlich und in Bildern sprechen muß. Aber alle sind doch nicht Oden, manche sind unstreitig Lehrgedichte, manche historische Gesänge von sehr verschiedenem Werth in Rüksicht auf die Dichtkunst, wo man also doch wol mehr Bestimmtheit im Ausdruk und in den Ideen erwarten sollte.

Ueberhaupt muß dem aufmerksamen Leser derselben so manche religiöse Idee darin auffallen, welche gewiß nicht einen sehr hohen Grad der Aufklärung verräth. Der Vater aller Menschen erscheint darin fast immer nur als der Gott Israels oder Jakobs, wenigstens mit einer ausserordentlichen Prädilektion für das jüdische Volk. Er hat sein Land, seine Stadt, seine Burg (oder Tempel), seine Hof- und Staatsbediente, und verlangt seine Geschenke, wie die übrigen morgenländischen Despoten. Wer sich seiner Gunst und seines Segens erfreuen will, muß von Abraham abstammen und zum jüdischen Volke gehören, daher auch Heilige und Gerechte Ehrennamen sind, welche darin bloß den Juden gegeben werden; und so gar oft ohne Rüksicht auf ihre moralische Beschaffenheit. Er geräth bisweilen in einen grimmigen Zorn, und schwört im Zorn, daß dieses oder jenes geschehen sol; und hat noch andere dienstbare Geister unter sich, welche sich seiner Verehrer annehmen müssen. Ueberhaupt herscht in den Psalmen ein Geist der Rachbegierde und der Schadenfreude, der nicht unbemerkt bleiben kan. Alles das sind freilich Beweise ihres hohen Alterthums, wo die geistigen Ideen noch sinlich und die Sitten noch roh waren; und man würde, wenn man diesen eigenthümlichen Hauch des Alterthums ganz abriebe, eben so unrecht thun, als wenn man dem Homer mit aller Politur und mit allen

Ver-

Verfeinerungen unsers Jahrhunderts auftreten ließe. Aber diese Ideen die nun nicht etwa bloß hie und da gelegentlich vorkommen, sondern zum Theil Hauptideen der Psalmendichter sind, sind doch eben so unumstößliche Beweise, daß die Aufklärung in der Religion und Moral damals bey dem jüdischen Volke keinen sehr hohen Grad von Volkommenheit erreicht hatte. Zumal da nun von der Aufklärung eines Davids oder eines andern Psalmendichters, auf die Aufklärung der ganzen jüdischen Nazion wol nicht mit Zuverläßigkeit geschlossen werden kan.

Und wo wäre denn auch zur Zeit der Psalmendichter (welche sich nicht einmal bestimt angeben läßt, indem ein Psalm noch von Mose herrührt, und einige offenbar zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft gedichtet worden sind) wo wäre denn damals die höhere Aufklärung in der Religion hergekommen? Unstreitig war das Zeitalter Davids und Salomos das goldene Zeitalter der jüdischen Nazion. Ihr Wohlstand war am blühendsten, ihre Macht und ihr Einfluß am größten, und ihr Handel am ausgebreitetsten. Daß sich die schönen Künste, welche eine Folge des Ueberflusses und des Reichthums sind, damals bey derselben einfanden, war natürlich, daß sie durch die Verbindung mit entfernteren Nazionen zu so manchen nüzlichen Kentnissen gelangte, war eben so natürlich. Aber unter allen Nazionen mit denen sie in Verbindung kam, war, so viel wir wissen, keine welche in der Religionsaufklärung weiter gewesen wäre, als sie selbst war, und von der sie also in diesem Fal hätte lernen können. Im Gegentheil war die Abgötterei oder Vielgötterei überal ausgebreitet, und die religiösen Begriffe der Menschen noch äusserst unvolkommen. Ja gesezt auch, daß irgend ein Volk, welches damals mit dem jüdischen in Verbindung stand, wirklich in der Aufklärung weiter fortgerükt gewesen wäre, so war das jüdische Volk durch Sitten, Gebräuche und Religions-Ceremonien so sehr

von

von andern Völkern abgesondert, und an die Geseze Mosis so fest gebunden, daß es die bessern Kentnisse oder Einsichten, so bald sie mit diesen im Widerspruch stunden, nicht aufnehmen oder davon Gebrauch machen konte. Es müßte also die vorgegebene ausserordentliche Erleuchtung zur Zeit Davids blos aus sich selbst gehabt haben, wovon man doch wieder in der Geschichte der damaligen Zeit keine Spur, wol aber die deutlichsten Beweise findet, daß es in der rechten Erkentniß Gottes und seiner wahren Verehrung noch sehr zurük gewesen ist. Der abergläubige Saul wendet sich an eine Zauberin um den todten Samuel zu sprechen und sein Schiksal zu erfahren; der aufgeklärteste David fragt Gott durch den Leibrok, eben so wie die Heiden ihre Orakel, in seinen Angelegenheiten um Rath, hüllt sich in einen Sak ein und läßt sich Asche aufs Haupt streuen, wenn er Unrecht gethan hat, und sein Nachfolger Salomo läßt sich gar wieder zur gröbsten Abgötterei verführen. Wenn das also die glänzendste Periode des jüdischen Volks war, wenn es damals den höchsten Grad seiner Aufklärung erreicht hatte, so sieht man doch wol wie unvollkommen die religiösen und moralischen Begriffe desselben von je her gewesen sind, gesezt auch daß die Psalmendichter durch Gottes Geist selbst belebt und getrieben worden sind.

Merkwürdig bleibt es freilich immer, daß die christlichen Theologen einen weit höhern Werth auf die Psalmen gesezt haben, als von den Juden von je her darauf gesezt worden ist, indem sie dieselben nur zu den heiligen Büchern der dritten Ordnung zählten. Indessen läßt sich das Räthsel noch wohl auflösen. Es sind nicht nur wirklich viel gute moralische Lehren mit Wärme darin vorgetragen, sondern die Metaphern und Bilder sind auch von einer solchen Beschaffenheit, daß sich sehr leicht ganz fremde Ideen hinein tragen lassen. Der augenscheinlichste Beweis hievon ist, daß die christlichen Theologen nicht nur

Digitized by Google

den Meßias, sondern beinahe alle Lehren der Dogmatik in den Psalmen gefunden haben, und größtentheils noch finden. Daher auch Basilius sagt, daß sie eine vollkommne Theologie enthalten.

Uebrigens will ich durch das was ich hier gesagt habe, der Mendelssohnischen Psalmen-Uebersezung keineswegs ihren Werth nehmen. Sie ist freilich nicht so geschäzt worden, als sie es verdient, und davon ist theils der beinahe für alle ernsthafte Leserei verdorbene Geschmack, theils aber auch das an Luthers Kirchensprache zu sehr gewöhnte Ohr des lesenden Publikums schuld. Indessen würde sie dem aufgeklärten Leser und dem vernünftigen Theologen noch weit werther gewesen sein, wenn es dem verstorbenen Mendelssohn gefallen hätte, jedesmal mit wenigen Worten den Lokalumstand anzuzeigen, auf welchen sich der Psalm beziehet. Er würde dadurch den lezteren in den Stand gesezt haben, die Uebersezung richtiger zu beurtheilen, wie überhaupt den Leser, sie besser zu verstehen, welcher nun oft verleitet wird, Bilder auf das zukünftige Leben und den Himmel zu deuten, welche sich doch offenbar bloß auf Jerusalem und den Tempel beziehen.

6.

An die Unschuld.

O Unschuld! Unschuld! himlische Grazie,
Die du mit Engeln ruhest, wo Palmen wehn,
Oft auch durch niedre Weidenthale
Jugendlich blühende Mägdlein leitest!

Schneeweiß Jungfrau, weiß ist dein Lichtgewand;
Der Demut Schleier kleidet um dein hohes Haupt;
Des keuschen Busens Hülle ist heilig,
Heilig dein Gürtel, dem Laster tödte!

Du liebst das traute, Waldung-umfangne Dorf,
Verweilst gefällig neben dem Haselstrauch,
Wo Kinder spielen, oder tanzest
Flüchtige Runden mit Schäfermädchen.

Ihr blaues Auge kläret dein Mondenlicht;
Mit Lebensröthe färbst du das Blüthenblatt
Der weißen Wange; halbentschloßne
Lippen entknospet dein weiches Lächeln.

Doch zart sind deine Blüthen, der Himmelsluft
Gewöhnt; hienieden welken sie bald, ach bald!
Sie fangen glühe Leidenschaften,
Sehnsucht entpflückt sie oft unbedachtsam.

Nur reine Seelen weilen im Heiligthum,
Wo du der Lohe wartest, als Priesterin.
Der Liebe Lohe flammt nur lauter,
Wann sie dein festlicher Weihrauch nähret.

Mit ernster Würde zürnest du Lüstlingen,
Doch edle Liebe, Freundliche! segnest du,
Wann, überströmt mit heißem Schauer,
Deinem Altare Verlobte nahen.

O Unschuld! Unschuld! bin ich des Segens werth?
Noch nie berührt' ich frevelnd, was du geweiht.
Mit deiner Jünglingstochter einer,
Müßt' ich einst knieen am Traualtare!

Weilt' unsers Hauses schützender Genius,
Daß Eintracht walt' am traulichen Blumenherd,
In unsrer Hallen heitrer Friede,
Züchtige Treu' am geheimen Bette!

Mit Ruhelächeln wandeln wir still hinab
Des Lebens Neige, bis einst der Pfad vor uns
Versinkt, dann heb' uns sanftumflügelnd,
Beide zugleich zu des Himmels Palmen!

Freiherr von Salis.

7.

Ueber den thierischen Magnetismus, an Hrn. D. Olbers in Bremen.

Sie sagen, theuerster Herr Doktor! in Ihrer Erklärung über die in Bremen durch den sogenanten thierischen Magnetismus vorgenommenen Kuren, im Oktober 1787. des deutschen Museums, unter andern, daß der Hauptgrundsaz, den die Magnetisten festzusezen suchten, und worauf ihre ganze Theorie beruhe, nämlich das Dasein einer feinen, flüssigen, alle Körper durchdringenden, in allen enthaltenen Materie, von der unser Bewegungs- und Empfindungsvermögen abhänge, nichts neues sei. Allein, verehrungswürdigster Herr Doktor! nicht nur der Hauptgrundsaz der Magnetisten ist nichts neues, sondern ihr ganzes System, die ganze Lehre vom Magnetismus ist etwas schon sehr altes, schon unsern Vorfahren im vorigen Jahrhunderte bekant gewesenes. Man hat dies schon hie und da bemerkt, daß die Manipulation und das übrige Verfahren beim Magnetismus nichts neues und vorher ganz unbekantes sei; daß aber das ganze System des bekanten D. Mesmers, seine ganze Theorie vom Magnetismus nur aufgewärmt, und aus alten unbekant gewordnen und vor vergessen gehaltnen Büchern ausgeschrieben, und nicht von ihm zuerst der Welt kund gemacht worden sei, dies erinnere ich mich nicht irgendwo bemerkt,

viel-

Digitized by Google

nicht weniger bewiesen gefunden zu haben. Um so weniger glaube ich also Ihr Misfallen fürchten zu dürfen, wenn ich Ihnen diese Bemerkung mitzutheilen mir die Freiheit nehme, da solche neu ist, und Sie eben jezt mit Versuchen über die Wirksamkeit des Magnetismus beschäftiget sind. Ich streite nicht mit Ihnen über den Werth und die Zulässigkeit dieses neuen Heilmittels; nein, nur davon will ich Sie zu überzeugen suchen, daß, wenn der Magnetismus auf Thorheit und Einbildung beruhe, unser Zeitalter die Schande nicht allein treffe, sich davon haben täuschen zu lassen, und wenn er wirklich ein heilsames, wohlthätiges Mittel ist, dasselbe keinen Anspruch auf die Ehre der Entdeckung machen dürfe.

Lesen Sie nur

1) Arbor integra et ruinosa hominis, id est Tractatus medicus theoretico-practicus in tres Libros divisus, in quo sana et morbosa hominis natura ex archeis seu spiritibus innatis, tanquam suis radicibus proveniens dilucide demonstratur &c. auctore Francisc. Oswald Grembs, M. D. Francf. 1657. in 4.

2) Sebastiani Wirdig M. D. et P. P. Nova Medicina Spirituum: Curiosa scientia et Doctrina unanimiter hucusque neglecta et a nemine merito exculta, medicis tamen et Physicis utilissima, in qua primum spirituum naturalis constitutio, vita, sanitas, Temperamenta, Ingenia, calidum innatum phantasiae vires, ideae, astrorum influentiae. μετεμψυχωσις, rerum Magnetismi, Sympathiae et Antipathiae, qualitates hactenus occultae, sensibus tamen manifestae, aliaque caeteroquin abstrusa et paradoxa. Dehinc spirituum praeternaturalis seu morbosa dispositio, causae, curationes per naturam, per Diaetam, per arcana majora, philogeneſim, magnetismum, sympa-

theisium, transplantationes, amuleta, ingenue et dilucide demonstrantur. Hamburg 1673. in 12.

3) Origo formarum et qualitatum juxta philosophiam corpuscularem considerationibus et experimentis illustrata auctore Roberto Boyle, Coloniae 1688, in 4. In Boyle operibus variis Vol. II.

4) Tractatus de ipsa natura auct. Boyle. In seinen operibus, Vol. II.

5) Exercitationes circa utilitatem philosophiae naturalis experimentalis propositae a Robert. Boyle Genev. 1694. in 4. In seinen Operibus Vol. II.

Und Sie werden darinnen eben die Sätze finden, welche Mesmer und seine Anhänger in dem

Aphorismes dictés à l'assemblée de ses Eleves. (Paris 1785. und

Système raisonné du Magnétisme universel d'apres les principes de Mr. Mesmer &c. Par la Societé de l'harmonie d'ostende. Ostende 1786.

vorgetragen haben. Nur einiges zum Beispiel, und zum Beweis:

In den Aphorismes ist einer der ersten Hauptsätze: Es giebt ein unerschaffnes Grundwesen, Gott, und eben diesen Satz finden Sie in Grembs arbore &c. p. 27. Deus, schreibt er, formarum conditor dici debet, qui lumen accendit, ut vitale fiat; formae enim dependent vitam ab actu omnium primo. Omnes formae essentialiter, originaliter, totaliter, exemplariter, perfective, emanative, imediate dependent ex Deo.

Ein anderer Hauptsatz ist in den Aphorismen: Es giebt in der Natur zwei erschaffne Grundwesen, die Materie und die Bewegung. Die Elementarmaterie ist diejenige, welche der Schöpfer zur Bildung aller Dinge

ange-

angewendet hat; die Bewegung bewirkt die Entwickelung aller Möglichkeiten. Und in dem Système raison. heißt es: Zwei Prinzipia haben zur Bildung der Welt beigetragen, Materie und Bewegung. Eben dieses sagt Boyle in seinem Tract. De origine form. p. 2, und de ipsa natura. In dem erstern heißt es; Dari *materiam unam et universam* eandemque corporibus omnibus communem, per quam intelligo substantiam extensam, divisibilem et impenetrabilem, perinde mihi convenit ac reliquis Philosophis. Quoniam autem quum materia ex se non nisi una sit, varietatem, quam in corporibus intueri est, aliunde quam e materia, e qua constat oriri necesse fuerit, et quoniam nobis haud ullatenus liqueret, quo fieret ritu vel minima materiae mutatio, si omnes illius tum actuales tum designabiles partes perpetuam inter se quietem sortirentur — / *motus* quibusdam partibus (ne dicam omnibus) designabilibus necessario tribuendus est. In dem letztern schreibt er: Non absimile puto magnum sapientemque rerum auctorem quum *primam universalem, indigestamque materiam* (Mesmer nennt auch la premiere matiere inerte et absolument indifferente) creavit, varium ipsius partibus *motum* impressisse, quo necessario ad innumeros portiones diversae figurae, molis, situs, comparate ad se invicem dividebantur.

Ferner Wirdig sagt in Medic. Spirit. nova Cap. 16. Spiritus (Spiritus erklärt er durch lebendige, sehr feine, zarte, warme und bewegliche Körper, welche aus den feinsten und reinsten Bluttheilchen entstanden wären) Spiritus vivunt verbo et voluntate glorioſissimi creatoris. Is, qui totus vita est, res omnes creat vivas. Quod vivant et vitae causa sint patet ex sensu motus. Spirituum beneficio corpus et singula membra moventur. — *Motus* autem Spiritibus communis est cum astris qui meri sunt ignes et spiritus quorum vita et

Digitized by Google

radiatio motu conseruatur, omnibusque rebus naturalibus et creaturis a primo motore et patre luminum, lumen, radiatio et cum lumine motus est inspiratus et vita. Und in dem nämlichen Kapitel: *Motus naturalis est proxima vitae et radiationis causa* ejusdemque indubitatum indicium in astris, in homine, in animalibus.

In dem Systeme raisonnée heißt es: Die Elementarmaterie muß betrachtet werden, als ein amas d'atomes impenetrables, homogenes, et absolument indifferents, formants entre eux un plein de contiguité. Dieser bestimten Summe von Materie ist eine bestimte Summe von Bewegung eingedrükt worden, doch nicht der ganzen Masse sondern nur einzelnen Theilen derselben, car s'il eut été sur la totalité, chaque atome etant egalement indifferent au mouvement il y auroit eu de placement de la masse, sans agitation dans aucune des parties, et la matiere auroit été promenée et non pas mué. Wenn durch den Eindruck der ursprünglichen Bewegung der Atom a sich gegen den Atom b bewegt, so findet er, da dieser undurchdringlich ist, Widerstand, il prend alors la tangente pour tourner sur b. Wenn nun durch eine solche Bewegung ein beträchtlicher Theil von Materie eine gleiche Direktion genommen hat, so entsteht ein Strom in dem ganzen Fluidum. Bei dieser allgemeinen Aneinanderstoßung aber ist es unmöglich, daß ein Strom der Materie nach einer gewissen Direktion entstehn kan, ohne daß zugleich in der entgegengesetzten Direktion ein andrer Strom entsteht. Aus der Kombination dieser Kräfte und Direktionen sind nun alle Körper, alle Formen und Eigenschaften entstanden.

Und Wirdig sagt in Paradoxon VIII. Alle Körper bestehn aus Atomen, omnia corpora naturalia coagulata esse et composita ex atomis seu spiritibus subtilissimis, actuosissimis, evincunt analyses, solutiones et resolutiones chymicae. Und Boyle schreibt de Origine formar.

Digitized by Google

formar. p. 27. quum secundum nostram hypothesin, mundus, in quo vivimus non sit immobilis quaedam aut indigesta materiae massa sed αὐτόματον quoddam aut sponte movens machina, in qua maxima pars communis omnium corporum materiae semper movetur, et, in quo collocata corpora adeo se premunt mutuo, ut aut nulla omnino aut saltem minima interstitiola admittentur, et quandoquidem secundum nos varius modus coalitionis multorum corpusculorum in unum visibile corpus sufficiat, ut peculiarem texturam habeant, variasque sensibiles qualitates exhibeant et corpus nunc hujus nunc illius denominationis fiant, necesse est concludatur, quod ex variis innumerabilium corpusculorum occursionibus multa sibi mutuo adhaerebunt, adeoque in concreta assurgent multa seorsim agitata disjungerentur, multa denique necessitate quadam adacta nunc huic nunc illi corpori se associabunt, &c.

Magnetismus nent Mesmer dem allgemeinen Einfluß aller kocristitenden Körper auf einander. Und Wirdig sagt Cap. 27. De Magnetismo: Was der Magnetismus sei, können wir in zwei Worten sagen, est consensus Spirituum. Per consensum, fährt er fort, intelligimus formaliter consensum h. e. eundem sensum, eandem sensationem. Est autem consensus et *magnetismus* non inferiorum tantum cum superioribus, sed etiam mutuus superiorum et inferiorum inter se sympatheismus et antipatheismus. Und in eben dem Kapitel: Consensus superiorum et inferiorum cognoscitur a) ex motu, astra moventur, per *magnetismum* moventur et inferiora, moveantur itaque necesse est corporis nostri spiritus, propter nimirum similitudinem et identitatem. Corporis nostri spiritus iidem sunt cum astrorum, quia ex spiritibus et radiis eorum cum aëre a nobis sunt attracti et ita nostrates facti sunt et domestici; b) ex vita — c) ex calore — Calor itaque coelestis est natu-

rae, spiritibus nostris propter similitudinem et identitatem amicabilis, desiderabilis, gratissimus propter consensum, per raptum et tractum applicabilis, conservat enim; alit, restituit hosce nostros *magnetice*, ut ferrum magnetem sympathetice. Et hic *magnetismus* est illa aurea Homeri et antiquorum decantata catena, coelum conjungens cum terra, superiora cum inferioribus, hinc aurea etiam illa antiquissimorum Philosophorum dicteria; natura natura laetatur, natura naturam continet, natura naturam superat, natura propinquat naturae, natura assimilatur naturae, natura conjungitur naturae, natura submergitur in natura, natura non emendatur nisi sua natura.

Und gegen das Ende des Kapitels: Reunitio similium per elementorum ex Chao separationem in prima creatione, et reconjunctionem jussu Supremi Numinis naturalibus omnibus est injuncta et per mandatum impolita, et ille ipse *consuxus similium* seu desiderium communiter *Magnetismus* dicitur et Sympatheismus.

Und zuletzt heißt es: Partium etiam et viscerum humani corporis mutuus est et communis consensus, harmonia, *magnetismus*, sympatheismus, ob spirituum identitatem.

Grembs erklärt p. 141. De anima den Magnetismus ganz so wie Mesmer: Est *magnetismus*, schreibt er, nil aliud quam occulta coaptatio, qua absens in absens agit sive trahendo sive pellendo.

Mesmer sagt: Gesundheit ist die Harmonie aller Verrichtungen des Körpers, und eben dieses sagt Wirdig: Sanitas est potentia actiones exercendi. Sanitatis itaque formalitas est potentia naturales actiones exercendi, illa autem ipsa potentia non potest esse aut dici de corpore sanitate praedito, nisi spirituum subsidio, praesidio, beneficio.

Mesmer

Digitized by Google

Mesmer sagt: Krankheit ist Disharmonie dieser Verrichtungen, und Wirdig: Morbi sunt impotentia actionis naturales exercendi a praeternaturali Spirituum constitutione proveniens.

Nach Mesmers System giebt es nur eine Harmonie, folglich nur eine Gesundheit, nur eine Krankheit. Das Heilmittel ist, was die Harmonie wieder herstellt, es giebt folglich auch nur ein Heilmittel. Und nach Gerbes giebt es in der Natur ein arcanum quod omnem fere sanat morbum, *quatenus confusionis archei tollit, pacemque huic imperat.* (Archeus ist nach seinem System director internus generationis, et excitator motuum, medium quid inter vitam et corpus, et veluti aëra nitens, splendensque.) Und in eben dem Kapitel: De mediis parcelsicis schreibt er: Quod autem unum medicamentum *omnibus* morbis epidemiis possit sive ex fluxu sive ex adstrictione proventientibus, aliqui nullatenus hoc sibi imaginari possunt. Helmontius autem dari *medicamentum unum* curans *omnes morbos* sic probat: Datur unicus vitae moderator et non plures, qui vocatur ab Hyppocrate impetum faciens hic igitur male se habens vel ex semine vel sponte propria faciens integritatem utriusque, quae homogeneae vitae inculpata dispositio est, laserat, ex quo nascuntur imperitates vitae nostrae insidientes. Est itaque unitas alteratae naturae, unitas sanitatis laesae et unitas spiritus super morbum agitati considerandus non autem multiplicitas varietatum occasionalium, quum habeat unum medicamentum ex arcanis cuncta requisita ex dono Dei per manum artificis ut respicias unitatem praedictam, parentissime resolvendo quicquid sordium congestum fuerit, quo liquato natura satagit per cognatum iter dispergere nocuum.

Gerner Wirdig sagt: Lib. II. c. 26. De Curationum Spirituum Diaetetica: Curatio itaque magnetica et sympathe-

pathetica fit et perficitur *natura et consensum spirituum consensu*.

In den Aphorismen unterwirft Mesmer das Prinzip des Lebens im Menschen dem Einfluß der himlischen Körper, und Wirdig erklärt Cap. 14 seine Spiritus, woraus alle Körper bestehn, *των των ἀστρων σύγχυσιν ἀναλογοῦντα*: vel astrorum potius filii, idcirco ob analogiam et identitatem ab iis afficibiles. Und im 15ten Kapitel schreiben: Dies Wohlbefinden der Spiritus werde befördert motu *astrali* circulare *et naturali influxu*. Endlich im 17. Kapitel: De magnetismo heißt es wörtlich: notabilis et manifesta compassio est, eadem sensatio inter *corporis* nostri et inter *aëreo astrales spiritus*.

Im Systeme raisonnée kommt ein eignes Kapitel vor von dem gegenseitigen Einfluß der himlischen Körper oder vom Magnetismus universel, und in Wirdigs Medicina nova Spirit. ist das 26. Kapitel überschrieben: De coeli et astrorum influentiis et Spiritu universi, worinnen es unter andern heißt: Hinc illa est astrorum et Spiritum nostrorum admirabilis harmonia, sensibilis consensus et sympathia, communis motus pitularis, non aliunde nisi propter identitatem spirituum astralium et nostratium qui secundum Philosophum analogi sunt elemento astrorum et ideirco mutuum habent ingressum, Sympathiam, *magnetismum*, captum. Im 16. Kapitel schreibt Wirdig: Admirabilis est Harmonia in totorum natura et inter creaturas, quam ingeniose Hermes in tabula sua smaragdina exprimit sequenti modo: Supetius est sicut inferius, et inferius sicut superius — Lumine itaque hermeticae philosophiae omnia naturalia superiora cognoscentur per inferiora et v. v. inferiora per superiora. Haec harmonia est illa catena aurea, qua inferiora superioribus alligantur, gubernantur et mutuo attrahuntur. Quum enim astra moveantur, et corpora nostra moveri necesse est, quippe quum Spiritus habeant

Digitized by Google

haupt ex astris hausti astrales, qui quum communes sint, nobis cum astris inter eos communis consensus est, et mutuus *magnetismus*, sympathismus et obedientia. — Spiritus itaque et radii astrales attracti, nostrisque locati, opus naturae suis nostros etiam disponunt spiritus.

Und gegen das Ende dieses Kapitels: Quilibet, etiam stupidus ingenio, sensibus convincitur externis, *manifestas fieri astrorum influentias in aërem, homines, animalia, omnesque creaturas* quas partim per sensibilem, partim insensibilem inspirationem attrahunt una cum aëre, radios nimirum seu ignem et effluvia astralia, quae secundum naturam astrorum corpora nostra disponunt. Sicut spiritus qualescunque tandem sint, medicinales, suaveolentes, graveolentes, contagiosi in aëre oberrantes, cum communi aëre haurimtur, nostrisque inmiscentur, eodem plane modo ex spiritu, igne solari et astrali vivifico cum aëre per inspirationem sensibilem et insensibilem constituitur, generatur, disponitur vitalis et animalis spiritus. Et haec est illa ipsa superiorum et inferiorum harmonia, catena, consensus, sympathia, *magnetismus*, appetitus, raptus, obedientia, ex similitudine, identitate spirituum humanorum et astralium, similium enim eadem est actio, harmonia, sympathia, amor, appetitus, raptus, motus. Und im 27. Kapitel: Mutuus consensus, raptus et quasi circulatio est ignis solaris, quem sol radiat, spirat, et spargit cum ipso sole. Solis calor et ignis ex corpore solis qui radiat, redit omnis iterum ad solem, tanquam admirare igneum, e quo exiit: ex eodem iterum spirat sine intermissione ad corpora naturalia, iterum exspirat, iterumque ad solem redit, et ita sine fine circulatur: hinc non miror elapsis tot mille annis de corpore solis igneo nil hactenus esse consumtum, nec corpus solare imminutum, nec viribus debilitatum, quum omnis ignis ex sole qui exspirat,

Digitized by Google

rat, per circulationem propter identitatem et raptum similium ad solum, seu ignem suae, omnis ignis fontem iterum redeat. Eodem modo et illud ipsum ex reliquis astris quod radiat, ob tractum similium iterum allicitur, et redit ad suum astrum ex quo antea fluxit, iterumque sine intermissione circulatur.

Mesmer sagt, die Ströme der magnetischen Flüssigkeit pflanzten sich durch große Fernen fort. Und Gremb spricht p. 62. aquila per *magnetismum* fertur ad multa milliaria ad cadaver.

Die Vernunft wird in den Aphorismen sowol als im Systeme rationn. herab gesetzt, auch damit stimt Wirdig überein: Ratio, schreibt er, est fallax et parit putationem, rimas et fectus etiam in defaecationibus visis, et propterea est adulatrix, seductrix, tot hominum myriades specie veritatis fallit, unde aliquando plus stoliditatis et putationis quam scientiae adducit, aliquando hominem demortat, et per indiscretas sollicitudines filum vitae praescindit, et dum dominatur mens taedio afficitur, quippe domestici inimici ejus. Ratio semper mentem ut umbra sequitur, et animam angit complacentia scientiarum, rigiditatem vitae dissuadet, suos aristes ad mentis murum admovet, ex quo dilucidatur, rationem nihil aliud esse quam sermocinalem discurrendi facultatem a peccato connatim tanquam stigma a tortore in memoriam nostri lapsus, quod illum nobilem actum intelligendi quam in paradiso habuissemus obscurat, et generat caliginosam putationem et amplectitur media mendacia et falsas putationes pro veritate in laboris praemium, quibus sepelit intellectum, unde hominem facit morosum, iracundum, amentem, procellosum suo judicio, hinc mundus putationibus misere abducitur et deducitur.

Im

Im System. naturæ heißt es: Alles ist in der Natur Magnet; und Wirdig Cap. 27. de Magnetismo spricht: *Universa natura magnetica est*, nam enim raptus similium est, et fuga dissimilium. Totus mundus constat, et positus est in *magnetismo*. Omnes subluvarium vicissitudines fiunt *per magnetismum*, vita conservatur per *magnetismum*, intimus omnium rerum sunt per *magnetismum*.

Mesmer nimt noch einen Lebens-Saft an, der durch den ganzen Körper verbreitet sei, seinen Hauptsiz aber in der Magengegend haben soll. Eine seiner Schlafwandlerin hörte alles, wenn der Magnetismus gegen die Magengegend redete. Und Grembs sagt p. 119. sensus magis acutus est in uno loco quam in alio, ut in stomacho, utero, meningibus, intestinis et nudis membranis. Und p. 125. alius linguae gustus est, et alius stomachi, hinc aliquando occulta venena praesentimus propter saporem et odorem nostris horridum praecordiis: percipimus enim linguae sine medio externo gustum per spiritum appropiatum gustativum. Und Wirdig spricht im 20ten Kap. De sensibus externis spiritus percipiunt etiam assumta interna, grata et ingrata, afficiuntur medicamentis extra applicatis, propterea membra dicuntur olfacere gratum et ingratum, cumprimis *interna*, externe applicata.

Es ist bekant, daß die magnetisirten Personen in einen magnetischen Schlaf verfallen, und darinne besondere Kräfte der Seele und ein gewisses Divinationsvermögen verrathen. Und Grembs sagt p. 85. mens tenebris obfuscata est, quod si hoc non esset, tum mens humana ad primaevam *prophetandi* potestatem *per somnum* redderetur. Und nach den Wirdig macht ebenfalls der Magnetismus den Schlaf, *magnetismus* est, quod vesperi tenebris ingruentibus dormiuriat dormiat homo, somnus enim est hominis et spiritum nox.

Nach

Nach dem System des Chevalier de Barbarin hat die Entfernung der Körper auf den Magnetismus keinen Einfluß. Die Barbarinisten magnetisiren in der Nähe wie in der Ferne. Es ist genug, daß man sich einmal in physischen Rapport gesetzt hat, man darf hernach nur über Zeit und Stunde einig werden, und die Sache geht gleich gut vor sich, man mag eine oder tausend Meilen von einander entfernt sein.

Schon in Boyle Exercitat. V. kommt ein eigenes Kapitel vor: De Medicinis operantibus per *Magnetismum* etc. in welchem es heißt: Operae pretium erit examinare experimentis utrum perfici possint, nec ne curae tales, quae fictitiae caeteroquin et magicae putantur, quarum nonnullae absolvuntur *sine ullius rei exhibitione aut applicatione immediate aegroto facta* aliae vero per modos incognitos Chymicis vel *magnetismi* vel transplantationis nomine expressos.

Und Wirdig hat ein besonderes Kapitel das 26. im 2ten Buche de curatione spirituum diastatica, worinne es heißt: Sunt nonnulli emunctiores, qui novam inusitata olim curiositate et perspicaci sagacitate spiritum morbos curant *diastatice*, sympathetice, dicitur ista *curatio* etiam *magnetica*. Huc referenda et ea quae merito *magnetica curatio* est dicenda quae fit per attractionem, et ea quae fit *per contactum et affrictionem*.

Endlich gelten nach diesem System Träume, Ahndungen, Einwirkung der Fantasie einer schwangern Frau auf ihre Frucht, und lassen sich daraus erklären. Dies alles findet man schon bey Grembs und Wirdig. Der erstre sagt p. 141. animae imprimis hominum magica virtus inest, quae naturaliter a Deo data est, competens homini in quantum sculptum ejus, haec est ipsa virtus, quae corpus movet carnem et ossa, extra autem non agit, quia propter praevaricationem pessundata est, ea obdormiit, aliquando tamen expergesit et

nisi

Digitized by Google

nisi interpellatur promtius se exerit et tuto it quo vigil scandere non potest, ut apparet in noctambulis; obscuratur illa virtus ab intelligentia carnali seu concupiscentia nec in veritatis luce continetur. Sub hoc magiae nomine altissima rerum cognitio et potentissima ad agendum potestas continetur. Sic: per magiam praegnans mediante imagine muris transformat foetum in tale animal, quia haec imago animae fortior est, priorem in obsequium trahit, *sic foetui macula imprimitur*. Und p. 151. Helmontius dividit hominem in internum et externum, ille dicitur quando per fortem imaginationem vel per intensam speculationem operatur ut in praegnante quae cerasum cum omnibus proprietatibus imprimit, videre est. etc.

Der Leztere schreibt im 2ten Buch im 26ten Kap. Omnia quae communes aut analogos habent spiritus communem habent sensationem et sensum etc. v. Communis est mutuus parentum et filiorum in diversissimis regionibus degentium consensus et sympathia, propter identitatem et similitudinem spirituum. (Dies aber ist der Grund aller Theorien von Ahndungen und Träumen.)

8.

Ikarus.

Nach dem Ovid.

An Mastalier.

Mein Mastalier, Apolls und Christus Priester,
Schön stimmte dir am väterlichen Ister
Melpomene das heilge Saitenspiel,
Das schon der Spree, der Pleisse schon gefiel,

Digitized by Google

Wie ich noch, wohl in Scharlach eingeschlagen, *)
Als Syntaxist zur Schule mich getragen,
Das Lied Virgils, die Stirne reibend, las,
Und den Homer an meinen Fingern maß,
Oft hast du da die Zweifel angehöret,
Die mich gequält und gütig mich belehret;
Auf schrofer Bahn das Straucheln mir verziehn,
Und mitleidsvoll den sichern Arm geliehn.
Noch jezt, seit mich die Muse hoch begnadet,
Und tiefer stets in ihre Haine ladet,
Erhellest du durch deinen weisen Rath
Mir Wandernden den dunkeln Dichterpfad;
Laß deiner Huld noch ferner mich erfreuen,
Und dir dies Lied zum Unterpfande weihen.
Schon lange Zeit, aus Attika verbannt,
Seufzt Dädalus nach seinem Vaterland.
In Cretens Labyrinth schloß hier ein Thor von Eisen,
Und dort die See ihn ein. — „Mir sperre," rufet er,
„Der stolze Minos Erd' und Meere,
Die Luft bleibt ungesperrt, und hierdurch will ich reisen!
Die Luft besizt er nicht, so viel er auch besizt. —"
So saget er und sinnet izt,
Wie er von der Natur durch neue Kunst erzwänge,
Was sie den Menschen nicht gewährt.
Er reihet Federn nach der Länge,
Fängt von der kleinsten und fährt
Bis zu der größten fort: sie schienen, sanft verloren,
Auf einem Hügelchen gewachsen, und den Rohren,
Durch deren Reihung einst die Schäferflöte entstand,
Nicht ungleich; Dädalus vereint mit kluger Hand
Den äussern Theil mit Wachs, den mittleren mit Leinen

Und

*) Zu meiner Zeit durften die Studenten der unteren Klassen nicht ohne Mäntel zur Schule gehen; ein Scharlachmantel war dann eine besondere Zierde.

Digitized by Google

Und beide werden sanft gekrümmt,
So, daß sie wirklich Flügel scheinen,
Durch die in flüß'ger Luft ein wahrer Vogel schwimmt.

Zunächst dem Künstler stand, von keinen
Besorgnissen gequält, mit lächelndem Gesicht
Sein Söhnchen Ikarus, läßt (denn er weis es nicht,
Daß er nun seinen Tod betastet, läßt die ringern
Flaumfedern flattern, haschet drauf
Sie wiederum; erweicht das Wachs mit seinen Fingern,
Und hält das Meisterwerk des weisen Vaters auf.
Doch Dädalus, als er's zu Stande brachte,
Umgürtete den Leib mit beiden Flügeln, machte
Erst selber den Versuch, und hieng
In der erregten Luft; dann lehret
Er auch den Knaben. — „Fleug stets in der Mitte," fing
Die weise Warnung an; „fleugst du zu tief, so schweret
Die Flügel dir der Dunst der Meeresflut,
Fleugst du zu hoch, so sengt sie dir der Sonne Glut.
Mir eile nach, und dann kanst du die Müh' ersparen
In jenen unermeßnen Höhn
Nach des Orion Schwert und Arctos hinzusehn! — "
Noch unterweiset er, noch warnt er vor Gefahren,
Und endlich schnallt er ihm die neuen Flügel an.
Indem er schnallet, fleußt ein Thränenbach, ihm bebet
Die Hand; er küßt den Sohn — zum leztenmal, und schwebet
Dann auf, und zeichnet, nur für ihn besorgt, die Bahn
Dem Knaben vor in hohen Luftrevieren;
So, wie ein Vogel, der dem Nest
Zum erstenmal sein Kind entflattern läßt.
Oft warnt er ihn, sich ja zu weit nicht zu verlieren,
Und giebt, zwar leider! nüzt die kluge Vorsicht nicht,
Ihm Unterricht auf Unterricht.
Und wenn er izt die eignen Flügel reget,

So siehet er gleich wiederum zurück,
Wie Ikarus die Seinigen bewerget.

Sie starrt mit hocherstauntem Blick
Der Fischer an, und läßt die Angel sinken;
Der Hirt auf seinen Stab, der Sämann auf den Pflug
Gestützet, starrt sie an; sie, die ein kühner Flug
Durch die den Menschen sonst versagte Lüfte trug,
Sie mußten ihnen Götter dünken.

Schon ließen sie zur linken Hand
Der Juno Lieblingssiz, Apollo's Vaterland,
Und Paros hinter sich, zur Rechten die Cykladen,
Lebynthos und Calydne; kühn gemacht,
Freut nun sich Ikarus des stolzen Flugs, ihn lacht
Der Himmel an, und ach! wiewol gewarnt vor Schaden
Verläßt er seinen Führer: flieget
Stets höher durch die Luft, die ihn gefällig wiegt,
Bis seine Fittiche, zu nah der Sonn', erwarmen,
Und das geschmolzne Wachs samt ihnen niederfließt.
Izt rudert er mit unbewahrten Armen,
Gleich einem Schiff, das ohne Segel ist;
Umsonst, er kan den Wind nicht fangen,
Noch ungestüzt in leichten Wolken hangen.
Den Vater rufend, stürzet er
Hinunter in die See, der er den Namen leihet.
Der Vater, schon nicht Vater mehr,
Schaut plözlich hinter sich und schreiet:
„Wo bist du Ikarus, mein Sohn? wo such' ich dich?" —
Doch, weh ihm! er sieht nun die Federn in dem Meere,
Verfluchet seine Kunst und sich;
Häuft dann ein Grabmaal auf, zur Ehre
Des Unglükseligen, und der Strand
Ward der Ikarische nach Ikarus benant.

Alxinger.

---

9. Sinn-

Digitized by Google

9.
Singgedichte.

1.
Der Dichter in der Karlsbaderkur.

Warum braucht Stax die Karlsbaderkur?
Hat er wol Appetit vonnöthen?
Den schaft ja reichlich den Poeten
Die Hippokrene — nein! — Salz holet er sich nur.

2.
Klage über die Aufhebung der Kapuziner und Franziskaner.

Gott! welche Zeit! — Hat man wol je gesehn
So vielen Troß, als jezt dem Strik' entgehn?

3.
Auf die Verwandlung der Dorotheer Abtei in ein Arbeitshaus.

Bewegung ist, nach aller Aerzte Sinn,
Auf langem Schmaus die beste Medizin;
Drum macht des Staates Arzt, der Kaiser,
Aus fetten Klöstern Arbeitshäuser.

4.
Auf das Singspiel: Die Höhle des Trophonius.
An den Komponisten desselben, Hrn. Salieri.

Dein Singspiel wirkt zum Theil, was jene Höhle:
Wer traurig kömmt, verläßt's mit froher Seele.

Digitized by Google

5.

Auf den Verfasser eines Kleiderordnungvorschlags.

Der Autor war ganz sicher mehr verlegen
Um einen Rock für sich, als unsrer Kleider wegen.

6.

Auf ein silbernes Kruzifix im Versazamte.

Denk bei dem Kreuz des Spottes am Kalvar,
Dem Christus ausgesezt gewesen:
„Der andern ein Erlöser war,
Kan selbst sich nicht erlösen.“ *)

7.

Auf ein durch die Zeit unlesbar gewordenes Chronographicum.

Die Zeit verdarb des Chronographen Müh;
Sie rächte sich: denn er verdarb einst sie.

8.

Trost für elende Schriftsteller.

Ihr, die ihr schlechte Bücher schreibet,
Bedenkt, daß ihr zum wohlverdienten Lohn
Stets für die Welt unsterblich bleibet;
Denn sterbt ihr auch, so weis sie nichts davon.

9.

Auf den Verfasser eines schlechten Heldengedichtes.

Dein Held litt viel an allen Ort und Enden,
Doch nirgend mehr, als unter deinen Händen.

10. Auf

*) Alios salvos fecit, semetipsum salvare non potest.

Digitized by Google

10.

Auf den als Heiligen verehrten Bettler Labree.

Jezt raufen sich, o Sankt Labree!
Um deine Fezen die Quiriten,
Um welche sonst nur Läus' und Flöh'
In deinem Bettlerleben stritten.

Aug. Veit von Schittlersberg.

10.

Die Hiänen.

Eine Fabel.

„Wie wollen wir nun uns nähern," sprach eine abgelebte Hiäne zur andern. „Aus unserm vormaligen Reiche vertrieben, irren wir flüchtig umher, und nirgends finden wir eine Freistatt. Hier im Walde herscht so gute Ordnung, daß wir keinen Raub begehen können. Die klugen Füchse haben sich seiner bemächtigt, und wir müssen alle Ansprüche auf die Herschaft in demselben aufgeben."

„Meinest du," erwiederte die andre zähnefletschend? „Ha! das wäre nicht gut! Nein, was offenbare Gewalt nicht erlangen kan, sollen uns Schleichwege verschaffen. Den Dummen zu überlisten giebt nicht Ehre; aber da, wo das Licht der Klugheit am hellsten scheint, von wo sein Glanz sich über alle andre Gegenden des Waldes verbreitete, da, wo man alle alten Fesseln der frommen Einfalt, und des Priesterbetrugs zerbrochen zu haben wähnt; da wieder Finsterniß zu verbreiten, und dicke Nebel aufgehen zu lassen, deren giftiger Dunst das uns nachtheilige Licht der siegenden Wahrheit wieder verdunkelt — dies macht Ruhm und Ehre, und diese Ehre sei mir vorbe-

Digitized by Google

halten. Die Klugen will ich bethören, und ist es mir einmal gelungen, sie gegen ihre Thiervernunft mistrauisch, und nach übernatürlicher Weisheit lüstern zu machen, wer will dann der Dumheit Grenzen sezen, und wer will es uns wehren, in der wieder hergestellten alten Finsterniß zu herschen?"

So sprachen sie, und begaben sich bei der Nacht in den Wald, wo man sich wegen der eingeführten guten Ordnung vor aller offenbaren oder heimlichen Gewalt sicher hielt. „Wer die Hiänen herumschleichen sah, hatte kein Arges daraus, sondern dachte: Warum soll man sie nicht dulden? Böses können sie bei unsrer Verfassung nicht stiften, und vielleicht sind sie dem Staate gar nüzlich." — Bald aber wusten sie sich mit ihrer kopfhängerischen Miene hier und da Eingang zu verschaffen. Sie nahmen alle Gestalten an, und fanden heimlich bei mehreren der Klügsten und Ersten der Füchse Gehör. Und so verbreiteten sie nach und nach die Grundsäze, von denen sie ihres Endzwecks Erreichung hofften.

„Euer Reich," lehrten sie, „hat lange noch nicht die Vollkommenheit, die ihr ihm beilegt. Bisher suchtet ihr euch nur durch Fleiß und Arbeit Nahrung zu verschaffen. Einsichten und Klugheit hoftet ihr durch den bloßen Gebrauch eurer Vernunft, und Sicherheit gegen auswärtige Feinde durch Besezung der Grenzen zu erlangen. Aber verzeihet, es giebt noch andere Wege, die näher, sicherer und leichter sind, alle jene Zwecke zu erreichen. Doch eure Weisheit bedarf nicht des Rathes der Fremden."

Man ward begierig, von diesen verborgenen höheren Wissenschaften zu hören. Man ließ sich herab, man bat, bewilligte, und trat endlich in geheime Verbindungen. Dies öfnete den neuen Lehrern den Mund.

„Die gewöhnlichen Wege, sich seinen Unterhalt zu verschaffen," sprachen sie, „sind schwer, und fodern Anstrengung. Wir wissen die Kunst, unsre Bedürfnisse

zu

zu befriedigen, ohne selbst zu arbeiten. In den Planeten des Himmels lesen wir, was zu unserm Nuzen dienet. Unsre Frömmigkeit steht mit den abgeschiedenen Thiergeistern in Verbindung. Wenn wir zu dem Pluto beten, so kehren von den Ufern des Stix die Seelen zurück, welche wir zu sprechen begehren, und sie lehren uns alles was wir wissen wollen. Welche Quelle überirdischer Weisheit! Ihr gewöhnlichen Geschöpfe habt keine Vorstellung davon. Ihr könt es nicht fassen, denn Uneingeweihte begreifen es nicht, und darum ist es ihnen eine Thorheit. Aber selig ist, wer diesen Becher himlischer Weisheit und Erfahrung einmal an seine Lippen gesezt hat. Selig ist jeder Besizer der bisher tiefverstekten Wahrheit, und dreimal selig ist der Kenner des dreifachen Grundes! Er trozt dem Tode länger als es sonst das zerbrechliche Gefäß des Lebens verstattet. Er bedarf nicht der Arbeit, um es zu erhalten, denn ihm stehen höhere Mittel zu Gebot, durch die er selbst bey der Unmäßigkeit gesund bleibt. Aus der Luft holt er sich Arzeneien herab, und leitet den Stral von Mond und Sonne auf die Kranken hernieder. Er zieht den Geist aus den Metallen, erhebt des Thieres Natur zu den Göttern, und hat nur noch einen Schritt bis zur Unsterblichkeit. Ihr seht es an uns. Wir kommen euch alt vor, aber wie viele Jahrhunderte wir schon zurück gelegt haben, dies vermag keiner von euch zu ahnden. Wolt ihr nun zu dem Besiz dieser himlischen Weisheit gelangen, so versprecht uns Glauben und blinden Gehorsam, verleugnet eure Vernunft, und forschet nie nach dem Warum, wenn euch von Unbekanten etwas zu thun auferlegt wird."

So sprachen die Hyänen, und ihr Vorhaben gelang. Man verband sich heimlich, um verborgene Weisheit zu treiben. Salz wollte man aus der Luft machen, spürte dem Urstof und der Erzeugung der Metalle nach, suchte die Unsterblichkeit des thierischen Körpers, und trieb den

Unsinns viel. Zwar warnten viele der Klugen des Volks gegen den Betrug, und weissagten aus vernünftigen Gründen schreckliche Dinge, aber weil man das Feuer nirgends ausbrechen sah, so achteten die wenigsten darauf.

Ludwig Giseke.

(Der Beschluß folgt nach zwanzig Jahren.)

Empfindungen am Namenstage meines Vaters. Den 13. Mai 1784.

Minna ging, die Sonne zu erwarten,
Einst an ihres Vaters Namensfest
Morgens früh' in ihren kleinen Garten,
Pflückte Blümgen ab; und, wie der West,
Eilte sie dem jungen Tag' entgegen,
Der ihr tausend Freuden wiedergab;
Bat von Gott für ihren Vater Segen
Unter leisen Thränen still herab.
Vorgefühle von des Schöpfers Güte
Regten sich in ihrem Herzen tief.
Sanftvergnügt ging sie in ihre Hütte,
Wo der fromme Greis noch ruhig schlief.
Ihn vom sanften Schlummer nicht zu wecken,
Sezte sie ihr Körbgen leise hin,
Und begann mit Blumen ihn zu decken,
Weil er angenehm zu träumen schien.
Lange saß sie lauschend ihm zur Seiten,
Aber, ach! der süsse Schlummer floh
Noch sein Auge nicht; denn Seligkeiten
Machten ihn im Traum, wie Minna wachend, froh.
Denn er sah, wie Minna seine Wege

Liebe-

Digitized by Google

Liebevoll mit Rosen ihm bestreut,
Sah ihr Herz von tausend Wünschen rege,
Und ihr Aug, voll heißer Zärtlichkeit,
Andachtsvoll hinauf zum Himmel blicken,
Dem sie ganz sein Wohlsein anempfiehlt,
Sah das gute Mädchen voll Entzücken;
Träumt's — erwacht — und sieht den Traum erfüllt.

So, wie Minna, wolt' auch ich begehen
Deines Namens Fest in Frühlingspracht:
Schlummernd dich mit Rosen überstäen,
Doch die Sonne hat mir nicht gelacht.
Meine Blumen wolten nicht gerathen,
Undankbar lohnt keine mein Bemühn;
Denn sie stunden stets zu sehr im Schatten,
In zu trocknem Grunde, um zu blühn.
Nimm denn, da ich keine Blumen habe,
Da ich arm sogar an Worten bin,
Meinen ganzen Reichthum — diese Gabe,
Dieses Bild: *) voll regen Dankes, hin!
Der es malte, kan in seinen Bildern
Auge, Mund, Geberden und Gesicht
Zwar wol treffen, aber Herzen schildern,
Und Gedanken malen — kan er nicht.
Doch wozu durch Sprache noch erklären
Des Gefühl des Herzens, das allein
Seine Bildung deinen weisen Lehren
Dankt, und dir nicht unbekant kan sein.
Würdest du in Armut mich verlassen,
O so wäre doch mein Loos nicht hart:
Erbt' ich nicht des edlern Reichthums Massen
Durch dein Herz und deine Denkungsart? —

Wohl!

*) Eine Dose mit der Verfaßerin Portrait, von Hrn. Eckert gemalt.

Digitized by Google

Wohl! so sei denn künftig das Bestreben
Dir zu gleichen mir die erste Pflicht;
Gold und Ehre kan die Welt mir geben,
Aber einen Schaz, wie deine Seele, nicht!
Edle, mögtet ihr einst thränend lesen
Ueber meinem modernden Gebein:
Schlummre süß, du bist es werth gewesen,
Eines solchen Vaters Kind zu sein!

Gabriela von Baumberg.

12.

Die Reisenden.

Eine Erzählung.

Fast and to come seen best, things present worst!

Shakespeare.

Mahmud.

Laß uns hier ruhen, weiser Achmet, in diesem Kreis erhabener Palmen! denn die Sonne steht hoch, und du bedarfst der Ruhe.

Achmet.

Gern willfahr ich dir, denn der Siz ist lieblich unter den winkenden Palmen, und unsre Thiere finden keine Quelle wieder, bevor wir nicht das große Karavanserai erreicht haben; aber vorher wird sich die Sonne noch zweimal ins Meer senken.

Mahmud.

Digitized by Google

Mahmud.

Du bist immer gefällig, mein gütiger Freund, wenn deine Weisheit meinen Bitten nachgeben kan. Ich habe mich nach einem Ruheplaz gesehnt, und schon von weiter Ferne ersah ich uns diese Palmen dazu. — Unser Weg war heute mühsam und rauh, vom Sonnenaufgang an. Wie heftig rauschten die Waldströme neben uns! Der krumme steinigte Pfad wand sich mit Mühe zwischen dem Gebirge durch, das dem Auge die Aussicht hinderte. Schauderlich war das Dunkel des waldigen Thales, und die aufgethürmten Klippen zur Rechten und Linken. Aber ich vergaß alles um mich her, und ließ die Bilder der zurückgelegten Gegenden vor mir vorübergehen, um meine Einbildungskraft an ihnen zu weiden.

Achmet.

Du thätest Unrecht, Jüngling, daß du dich nur mit dem zurückgelegten Theil der Reise beschäftigst, und dich dadurch unempfindlich gegen die Schönheiten der Gebirggegend machtest. Mich hat es ergözt, die Ströme zu sehen, wie sie von den Klippen sich stürzten, und vor Wut schäumten, sich in ihrem Weg aufgehalten zu sehen. Ehrwürdig waren mir die aufgethürmten Berge, mit Tannen und Fichten bewachsen, und das niedrige Thal, das oft sich zu schließen schien, um jählings sich wieder zu öffnen, uns ein neues Schauspiel zu geben, und uns da einen Ausweg finden zu lassen, wo wir alles vor uns verschlossen glaubten.

Mahmud.

Die Beschreibung deines Mundes macht mir jene Gegend in der Vergangenheit schöner, als sie's in der Gegenwart war, und mich dünkt, der Keim dieser Empfindungen hab' auch in mir gelegen. O! Wie schön wird

wird es nun erst sein, wenn wir diese weite Ebne zurückgelegt haben, wo das Auge keinen Ruhepunkt findet, als diese wenige Palmen! Alles übrige ist dürres Sandfeld, und bald wird sich diese kleine Quelle darin verlieren. Alles ist einsam und öde; man hört keinen Gesang eines Vogels, und selbst die wilden Thiere scheuen sich vor dieser Wüste. — Ha! Wie sehn' ich mich nach jenem glücklichen Thale, das dort hinter den blauen Gebirgen liegt, die aus weiter Ferne mir entgegen schimmern! Immer will ich auch dasselbe vor Augen haben, im Voraus meine Seele an seinen Schönheiten weiden, und alles um mich her so lange vergessen, bis wir in die gesegnete Ebne hinabgestiegen sind.

Achmet.

Du nimst dir also schon wieder vor, für die Gegenwart todt zu sein? Ich bedaure dich, daß du dich selbst unempfindlich gegen die erquickende Ruhe dieses lieblichen Plazes machst, und alle Schönheiten übersehen wilst, die unser jeziger Weg uns anbeut. Als wir durchs Gebirge zogen, dachtest du bloß an die zurückgelegten Gegenden, oder beschäftigtest deinen Geist mit der Ebne, auf der wir izt sind, und mit diesem Ruheplaze. Und nun, da wir dies Ziel erreicht haben, fliegt dein Geist wieder fort, mag hier nicht weilen, und will der Zukunft zuvorkommen.

Mahmud.

Ist es denn nicht gut, weiser Achmet, an die Vergangenheit und Zukunft zu denken? dies lehrst du mich ja täglich!

Achmet.

Allerdings ist es weise gehandelt, unter den Gefahren der Reise an die schon überwundnen Schwierigkeiten zu denken, oder sich das herliche Ziel der Reise vorzustellen, denn dies giebt neue Dauer und frischen Mut, und

und ermuntert uns, mit standhafter Klugheit gegenwärtige Uebel zu ertragen.

Mahmud.

Mir ist, als hätt' ich eben dies gethan, und du hast es an mir getadelt.

Achmet.

Verzeihe! Du thatest das nicht. Immer hatte dein Geist die Vergangenheit oder Erwartungen von der Zukunft zu seinem Gegenstand, und darum lebtest du nie für den gegenwärtigen Augenblick, und pflücktest keine von den Blumen der Freude, die auf unserm Wege aufsprossen. Suche doch mit Sorgfalt darnach, denn sie verblühen bald, und jezt bietet sie dir die gewisse Gegenwart freundlich dar. Du machst dir sonst das Leben zu einem Traum, von dem du so wenig Genuß hast, als von jenen verwirrenden Spielen unsrer im Schlaf uns täuschen den Einbildungskraft. Lieber Mahmud! Genieße der Freuden, die das gütige Wesen dir darbeut, und halte nicht bloß das für schön, was vergangen oder zukünftig ist. Jeden Augenblick des Lebens, jeder Theil unsrer Reise durch dasselbe, hat wohlthätige Freuden für uns, und nur der ist weise, der ihrer mit Mäßigung und in Unschuld genießet, und durch den Gedanken an ihren Geber sie sich würzet.

Achmet schwieg, und sein junger Freund umarmte ihn dankend, eine Thräne in den Augen. Noch ist es Zeit, sprach er, mir diese Lehre zu geben, denn noch kan ich Gebrauch davon machen. Er that es, erfuhr die Wahrheit von seines Lehrers Worten, und fing nun erst an, froh und glücklich zu leben.

Ludwig Giseke.

---

13. Die

Digitized by Google

13.

Die Laute.

Süße Laute, dich hat auf allerfreuender Erde
Unter sterblicher Hand nimmer ein Künstler gewölbt!
Lauben des Himmels entstieg Harmonia selber, und legte,
Ihrer Liebe Geschenk, dich in Naidions Arm,

B. Graf von Haugwitz.

Verbesserungen im Monat April.

Seite 293. in der Note die 3te Zeile von unten l. Wehe dem Verwegenen, anstatt wehe dem.

Seite 296. Zeile 15. von oben lies das steht, anstatt da steht.

daselbst Zeile 9. von unten l. dieses erst? statt hier?

Seite 298. Zeile 17. von oben l. verschwiegst, statt verschweigst.

Digitized by Google

Deutsches Museum.

Sechstes Stück. Junius, 1788.

I.

Moses.

Ein kleines Drama.

Personen.

Pharao, König von Egypten.
Arsinoe, seine Tochter.
Merope und Asnath, ihre Jungfrauen.
Jonathan und Selchar, zween Israeliten.
Moses Mutter.
Mirjam, ihre Tochter.
Sulamith und Gemina, zwo israelitische Mütter.

(Die Szene ist in der Königsstadt und am Nil.)

Geschrieben — 1786.

Arsinoe und ihre Jungfrauen.

Asnath. Sieh, edle Fürstin, diesen köstlichen Schmuck, diese Perlen und Geschmeide sendet dir der König, und diesen fließenden Silberschleier, und diesen Ring vom kostbarsten Edelgestein aus Indien, und diese mit Gold und

Digitized by Google

Silber gestickten Gewande; er wünscht, daß du dich morgen damit schmücken mögest, wenn du an seiner königlichen Tafel erscheinest; nun ist er in den Tempel gegangen zu opfern, und wenn er zurück kommt, erwartet er bei dir einige Erfrischungen aus deinem Garten.

Arsinoe. Wie ist mein Vater doch immer darauf bedacht, mir Freude zu machen! Sage, daß eine der Jungfrauen eile, die schönsten Früchte aus meinem Garten zusammen zu lesen, aber nur von den Bäumen, die ich selbst gepflanzt, als ich ein kleines Mädchen, hüpfend an meiner Mutter Hand, Granaten und Orangen mit ihr theilte, die Kerne in die Erde steckte, sie des Abends begoß, und dann sie, mich auf ihrem Schooße haltend, wann der Mond ins Fenster schien, ihre süße Lieder sang. Ach! das Andenken an meine Mutter, es glüht in meinem Herzen, wie im Tempel der Isis die heilige Lampe. Aber laß mich die köstlichen Geschenke meines Vaters recht in der Nähe sehen. O wie sanft stralt dieser Schmaragd! fast so schön wie unsre Wiesen, wenn sie zuerst aus dem Nil sich empor heben, beleuchtet vom Stral der Abendsonne.

Meroe. Und wie künstlich in tausend Schlingungen die Goldfaden hier unter den Perlen des Halsgeschmeides verwebt sind!

Arsinoe. Diese Blumen duften mir fast entgegen wie meine Laube in den Irrgängen des Citronenhains. Sieh diese Granatenblüthe und die Biene halb versteckt in dem Kelche des Geißblatts; lebt sie nicht? wie der Jesmin sich über dem blühenden Krokus an den Pomeranzenbaum hinanschlängelt, wie stralt hier die Iris, gleich dem farbigen Bogen am Himmel! die freundliche Aurikel lächelt mir dort entgegen. Sieh wie schwesterlich die kleine Vergißmeinnicht sich eingelt um die Locke der jungen Tochter des Mais, als wolte sie

sie

ſie bekränzen, indeß die Lilie in ihrem Silbergewande hoch empor ragt, und erröthend ſich die Ranunkel vor ihr neigt. O! ich bin faſt neidiſch darauf, daß die Kunſt der Natur ſo nahe kommen darf.

Meroe. Du ſiehſt nicht dieſe ſtralenden Armgeſchmeide.

Arſinoe. O! es iſt alles ſehr ſchön. Aber nun iſt es Zeit, die Früchte in unſerm ſilbernen Henkelkörbchen für meinen Vater anzuordnen. Laß uns ſorgfältig ausſuchen, daß keine vom Wurm oder von Vögeln berührt, ſich darunter finde.

Meroe. Du ſiehſt heute ſo heiter aus. Der König wird ſich freuen, daß ſein Geſchenck dir ſo angenehm iſt.

Arſinoe. Ich muß doch geſtehen, daß etwas anders mich heute ſo heiter macht; ich habe einen Traum gehabt, einen ſonderbaren Traum. Ich muß ihn dir doch erzählen.

Meroe. O! ich bitte dich, edle Arſinoe, erzähle mir den Traum.

Arſinoe. Mich dauchte, ich ruhte in kühler Morgenſtunde auf Blumen und weichem Moos am Ufer des Nils, dort, wo wir ſo oft mitinander manche ſüße Stunde verſchwazten, wo ſich das Ufer allmählig hebt zwiſchen dem Weinſtock und dem Feigenbaum, und der Blick ſich in ein weites lachendes Gefilde verliert.

Meroe. Dort, wo wir ſo manche Kränze von Mirthen und Feldroſen wanden; ach! lange beſuchten wir dieſen lieben Ort nicht mehr.

Arſinoe. Es iſt wahr, meine Meroe, aber ich liebe dieſe Gegend nicht mehr, ſeitdem der Nil das Grab ſo vieler Kinder geworden iſt.

Digitized by Google

Es dauchte mich, als hielt der Schlaf dort mit leisen Banden meine Sinne gefangen, als erwacht' ich plözlich, durch die Fluten des aufschwellenden Nils geweckt. Ich sprang eilend auf, und fand mich an einer fremden Küste, vor mir ein unendlicher Ozean. Als ich einsam dastand, schwebte auf den wilden Wogen des Meers ein kleines Wasserhuhn; es war noch ganz klein und federlos, von Sturm und Wellen ward es auf und nieder getrieben. Wie ängstlich schlug mir mein Herz für dieses kleine Vögelchen! Endlich erhob sich eine hohe Woge; ermattend und nach Luft schnappend ward es ans Gestade geworfen: ich nahm es auf, trocknete es mit meinem Schleier, erwärmte es an meiner Brust, als auf einmal ihm Federn aufwüchsen, und, verwandelt eben so schnell, erhob sich im helltönenden Fluge der schönste Eilberschwan, den je meine Augen gesehen. Erstaunt über dieses Wunder, rief ich aus: war es ein Gott, den ich rettete! Ich erwachte, doch bald schlossen sich meine Augen wieder zum Schlaf. Da fand ich mich wieder an derselben einsamen Küste. Der Sturm wütete wie vorher; es schwamm eine kleine Ranke von Lotos, Welle auf Welle ab, auf den hohen Fluten, dann in die unabsehliche Tiefe, bis es endlich gleich dem Wasserhühnchen ans Gestade geworfen ward. Ich steckte es in die Erde, als in einem Augenblick ein Orangenbaum, mit seinen goldenen Aepfeln und duftenden Blüthen geschmückt da steht, und ich in seinem Schatten mich erfreue. Ich koste einen der goldenen Aepfel, und werfe die Kernen ins Meer, da steigt ein Orangenhain, blühend und duftend, stolz aus den Wellen empor. Ich wandere erstaunt und Freudenvoll in diesem Haine, bis ich endlich den Nil erreichte. Da war es Abend geworden, die Sonne röthete noch die Thürme unserer Stadt, in den Thälern war Nacht. Da erblicke ich, wie einen Fischerkahn, sanft dahin gleiten ein geflochtnes Körblein; mit

Digitized by Google

mit leiſen Tritten ſchwebe ich über die Fläche des Stromes dahin, und laſſe keine Spur hinter mir zurück. Ich wolte das Körblein aufnehmen; da erwacht ich — was deucht dir, Meroe, von dieſem Traume?

Meroe. Er ſcheint mir ſehr ſonderbar, und dir wohl nicht von ungefähr vom Himmel geſendet.

Arſinoe. Ich darf mir kaum meine leiſe Ahndung geſtehen, wir wollen, wann es kühl wird, dieſe Stelle beſuchen. Ach, meine Meroe — doch, ſiehe! da komt mein Vater. Den Traum, liebe Meroe, verſchließe ſtill in deinem Herzen.

Pharao und Arſinoe.

Arſinoe. Willkommen, mein theurer Vater! wie erzeigſt du dich doch immer deiner Arſinoe ſo gütig, ſo liebevoll! Nimm meinen Dank aus vollem Herzen. Ich würde mich gleich mit deinen Gaben geſchmückt haben, hätteſt du mir nicht befohlen, bis morgen zu warten.

Pharao. Es iſt nur ein kleines von dem, was ich immer zu deinem Vergnügen thun mögte. Es freut mich, dich ſo heiter zu ſehen, meine Arſinoe; dein unſchuldiges Herz ſolte nur Freude kennen. Du biſt ja ſo glücklich, meine Tochter, von deinem Vater geliebt, ſeine einzige Freude, ſeine einzige Hofnung, und einſt die Stüze ſeines Alters. Sorgen ſind dir noch unbekant, jeden leiſeſten Wunſch deines Herzens gewähre ich dir ſo gerne; für dich füllen ſich meine Schazkammern; der Glanz meines königlichen Throns wird dich einſt beſtralen. Die Wünſche meiner ganzen Nazion vereinigen ſich in dir, und könt' ich meiner Arſinoe etwas beneiden, ſo wäre es dies einzige, mein Töchterchen, daß du ſo ganz und allein die Liebe meines Volkes beſizeſt. Ich ſehe es ja täglich, wenn du neben mir auf meinem Throne ſizeſt; mir beugen ſich die Knie, dir

Digitized by Google

die Herzen. Wann du mit mir durch die Stadt fährst, dann segnet dich der Blick eines jeden; ich höre, wie sie sich zuflüstern, wie sie mit Fingern auf dich weisen, dich beim Namen nennen, und die Götter für dich anflehen. Freude erhellet den Blick des Greises, du bist die Hofnung der Mütter, der Stolz unsrer Jugend — sage, meine Tochter, verbirgest du irgend einen Wunsch in deinem Herzen, o! so nenne ihn mir. Du bist nicht mehr so froh, so unbefangen, wie ich dich sonst immer kante; dein schönes Auge solte sich nie in Thränen hüllen.

Arsinoe. Du weist, mein theurer Vater, wie zärtlich ich dich liebe, wie es mein Stolz ist, dir zu gefallen, wie ich die Götter täglich anflehe, mir deine Liebe zu erhalten; du komst, mein edler Vater, allen meinen Wünschen zuvor, nur einen Wunsch — du weißt es, aber ich darf nicht mehr sagen, zürne nicht, daß ich so viel schon gesagt habe.

Pharao. O mein Kind, vergiß diesen Wunsch! Alles sonst, bis auf die Hälfte meines Reichs, nur dies kan ich dir nicht gewähren. Ich bin es meinem Volke schuldig, sie gegen eine aufrührische Rotte zu schüzen. Diese Ebräer, die immer Empörer waren, die ihres Gottes selbst vergessen, so sehr er sich ihrer auch, wie sie sagen, durch Wunder und Zeichen offenbart, die mir und dir nach dem Leben stehen, diese schlauen Verräther, ich darf sie nicht dulden, ich schwur es dem Oberpriester im Sonnentempel mit einem heiligen Eide, und mit Verwünschungen gegen dich und mich, wenn ich ihn brechen würde, daß jeder Knabe von seiner Geburt an dem Tode geweiht sein solte.

Arsinoe. Erlaube mir, mein theurer Vater, nur dies zu sagen: bricht du nicht mit diesem Eide den Bund, den dein alter Vater diesem Volke geschworen?

Blüht

Digitized by Google

Blüht nicht der Segen Josephs noch in diesem Lande? Ihn segnet der Ackermann, ihn jeder Bewohner der mächtigen Städte, die er gegründet hat. Hast du mich nicht zum Zeichen deines Wohlgefallens nach seiner schönsten, blühendsten Stadt, Arsinoe genant? Ach! der Nil, dessen Gestade jezt von Winseln und Klagen jammernder Mütter ertönt, ist er nicht durch Josephs Weisheit eine Quelle des Reichthums und des Segens für dein Land geworden? Ach! mein Vater, wenn ich die Verzweifelung, das Händeringen der unglücklichen Mütter sehe, dann verhülle ich mich, oder ich eile zu Isis Tempel, und opfre Thränen und Gelübde für dich. Aber wird sie dieser Thränen mehr achten, als Abrahams mächtiger Gott der Thränen so vieler Mütter, denen die grausamen Vögte ihre Säuglinge entreißen?

Pharao. Ich bitte dich, meine Tochter, überlaß diese Sorgen mir, und traue meinen bessern Einsichten. Wenn ich dieses Volk nicht weislich und strenge im Zaume hielte, besäße es schon die Herschaft über dieses Land. Sie würden unsere Tempel niederreissen, unsre Altäre entweihen; auch hab' ich geschworen, sie zu vertilgen. — Komm, labe mich mit den Früchten deiner Bäume.

Arsinoe. Ich habe manche als Kind selbst gepflanzt und begossen, nur den Göttern und dir spar' ich ihre Früchte.

Pharao. Du bist ein gutes Kind — du bist mir ja auch alles, Weib, Sohn und Tochter; ich behielt nur dich, aber in dir ein edles Kleinod. Wähle dir unter den vornehmsten, den edelsten Jünglingen einen, der einst meinen Thron mit dir theilen könne. Ich will ihn lieben als meinen Sohn, und wär' er einer der Geringsten meines Volkes, so soll ihn deine Liebe zum Thron erheben.

Digitized by Google

Arſinoe. Ach! mein Vater, der Thron hat keine Reize für mich! Die Sorgen der Herſchaft sind eine zu ſchwere Laſt für ein Weib; ich wünſche nur immer deine Liebe zu verdienen.

Pharao. Schon gut, mein Töchterchen, ſchon gut! Nun muß ich nach meinem Palaſte, wo die Räthe mein warten, ſei indeſſen frohes Mutes, und tanze und ſinge mit deinen Geſpielinnen.

Arſinoe allein.

Tanzen und ſingen ſoll ich, um mich aufs Herſchen vorzubereiten. Um dann nicht elend zu ſein, müßte ich ja erſt Freude und Unſchuld aus meinem Herzen herausgetanzt und geſungen haben. Kommt, meine Geſpielinnen, geht mit mir in meinen Blumengarten! dort will ich wol Königin ſein. Windet mir einen Kranz von Roſen, und ſchlingt ihn um meine Locken! Wir wollen ſpielen, daß es eine Krone ſei; eine Krone von Roſen iſt leicht und unſchuldig. Die Nelken, wenn ſie mit niederhängendem Haupte ſtehen, wollen wir an Stäbe binden, und ſagen, daß es ihrer Kinder beraubte Mütter ſind die wir tröſten. Die kleinen verſteckten Veilchen wollen wir aufſuchen, ſo ſehr ſie ſich auch verbergen; wir wollen den Thau, der ihre Wangen nezt, abküſſen, und ſagen: ſo trocknen wir die Thränen der verlaßnen, weinenden Kinder.

Moſes Mutter und Mirjam.

Mirjam. O meine Mutter! noch zittre ich. Hätteſt du es geſehen, mit welcher Wut ſie dies Haus durchſuchten, ſo ſehr ich es auch betheurte, es ſei nichts hier verborgen; es war umſonſt, alles, alles ward durchgeſucht!

Mutter.

Digitized by Google

Mutter. Gott im Himmel! was soll ich thun?

Mirjam. Warum ist dir so bange, meine Mutter? nun sind sie ja fort.

Mutter. Gott sei gedankt, daß ich nicht hier war!

Mirjam. Ich freue mich daß auch, denn ihre Wut würde dich sehr erschreckt haben, und wie glücklich, daß mein Vater und Aron verreist sind! Wie schwer würde es meinem Vater geworden sein, seinen gerechten Unwillen gegen diese bösen Menschen zu unterdrücken, und hätte er nur ein Wort gesagt, so wären wir ja alle verloren.

Mutter. Abrahams Gott stehe mir bei! die Opferstunde ist gekommen.

Mirjam. Welch Opfer kan Gott noch von dir fodern?

Mutter. Ach meinen süßen Knaben.

Mirjam. Tröste dich, liebe Mutter! Mein kleiner Bruder ist nun in Abrahams Schooß.

Mutter. Dein kleiner Bruder lebt noch.

Mirjam. Da, wo Abraham lebt, und Isaak und Jakob.

Mutter. Noch eben schloß ich ihn in meine Arme, drückte ihn an meine Brust, tränkte ihn mit meiner Milch.

Mirjam. Ach meine Mutter! Er lebt noch! o! laß mich ihn küssen, und vor Freude weinen.

Mutter. Stille, stille, meine Tochter, daß uns niemand höre! Dein Bruder lebt noch; aber ich will ihn nicht länger verbergen. Gott hält uns in diesem Lande der Knechtschaft; doch ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dach; er lenkt die Herzen der Kö-

Digitized by Google

nige, er wird auch einst, wann die Flut des Jammers uns zu überschwemmen droht, sagen: bis hieher solt du kommen und nicht weiter! es sollen sich legen deine stolzen Wellen! Eben noch, da ich mein süßes Kind ihm empor hielt, war mir, als spräche Er ein Wort der Verheissung in meine Seele.

Mirjam. Aber, liebe, beste Mutter, wo hältst du ihn verborgen? weis es mein Vater?

Mutter. In der kleinen Felsenkluft am Ende unsers Gartens halt' ich ihn vor aller Augen verborgen; dein Vater weis es nicht, niemand weis es; nur Gott weis es, nur er hat meine Thränen gesehen, und die Angst meines Herzens, so oft ich mich zu ihm schlich, die größre Angst meines Herzens, so oft ich ihn verließ. Wann der Abend sich dämmernd über die Fluren neigt, dann will ich das Opfer zum Altar bringen, bete und faste mit mir, und schweige.

Mirjam. Aber, liebe Mutter, kanst du ihn nicht in der Grotte lassen? ich will mich in schweigender dunkler Nacht zu ihm hinschleichen, und sein pflegen und ihn warten.

Mutter. Nein, es geht nicht; auch ist dort keine Sicherheit für ihn, und wenn sie ihn fänden, wie grausam würden sie gegen ihn, sein und gegen deinen Vater, gegen Aron, und gegen dich!

Mirjam. Und gegen dich, meine beste Mutter!

Mutter. Für mich wäre der Tod Gewinn; aber ich darf den Befehlen Gottes nicht ungehorsam sein. Er hat um unserer Missethat willen uns in dies schwere Joch gebeugt; wir müssen nun dulden, bis er selbst die Kette zerreißt. Und wer bin ich, daß ich allein mich seinem Gericht entziehen wolte? will er den Tod meines Kindes, so schüzt ihn nicht die Felsenkluft, und will

er

Digitized by Google

er ihm Leben schenken, so ist es ihm ein kleines, ihn der Gewalt der Fluten zu entreissen.

Mirjam. Ach! was wilst du denn thun?

Mutter. Was Abraham that, den Sohn opfern?

Mirjam. Meinst du, daß ein Engel vom Himmel ihn retten werde?

Mutter. Abrahams Gott lebet noch; sein Ohr ist nicht taub worden gegen unsre Seufzer, noch sein Arm verkürzt, uns zu helfen.

Mirjam. Du wilst doch nicht selbst das Opfer zum Altare bringen?

Mutter. Selbst, meine Tochter; dann mache es mit uns nach seinem Willen; er falle in die Hände des Herrn, nicht in der Menschen Hände.

Eine Szene am Nil.

Jonathan und Selchar.

Selchar. Tiefsinnig sizest du mein Jonathan,
An dieser dürren Weide; komm mit mir,
Entreisse dich dem Schmerz; mein tiefrer Gram
Heischt Ruh von dir. Dir starb kein zarter Sohn,
Kein liebend Weib sank sterbend dir ans Herz,
Als sie für Wütriche den Sohn gebar.
Ach! unsern Müttern war die Stimme süß:
Ein Sohn ist dir geboren! Meine Salma,
Als sie dies Wort vernahm, ergrif den Knaben,
Drückt' an ihr Herz ihn, badet' ihn im Thau
Gebrochner Augen, starb mit leisem Ach!
Der Mutter Thräne war die erste Milch

Des

Des Knabens; freudig wuchs er dennoch auf,
Des Palmen Sprößling an der Quelle gleich;
Doch nur zween Monde, da ergrif mit Wut
Der Vögte einer ihn — o laß mich schweigen,
Mein Freund! und folge mir zum frommen Dan,
Der dort im hohlen Felsen wohnt; sein Rath
Wird Labsal mir in meinem Jammer sein,
Er spricht von dem, der in dem Himmel wohnt,
Deß Auge voll Erbarmen auf uns schaut;
Gott hörte ja das Flehn von Abraham;
Wir sind die Kinder Abrahams und sein!
Die Kinder ja des Gottes Abrahams!
Der Gott von Abraham ist unser Gott!

Jonath. Ja, er ist unser Gott! doch zürnend hüllt
In schwarzen Wolken sich sein Vaterblick.
Wir wandten uns von seinen Wegen ab,
Und beugten falschen Götzen unser Knie;
Da ließ er uns! Von ihm verlassen ward
Sein Israel der Götzen Sklaven Knecht.
Der Dränger Geißel lieget schwer auf uns,
Und doch bleibt unser Sinn von ihm gewandt.
Nun suchen wir bei Menschen Hülf' und Trost,
Und schlimre Hülfe noch im Götzenhaus.
Zwar sind der Redlichen im Lande viel,
Doch theilen sie die Strafe mit den Bösen.

Selchar. Sie theilen sie, doch nur auf kurze Zeit
Gott wird den Waizen sondern von der Spreu.
Auch stärkt im Kampfe mit dem Leiden sich
Der Treue, wird geläutert an der Glut
Des Jammers, wie das Gold im Feuer, wird
Von Schlacken in des Schmelzers Tiegel frei,
Und rein erfunden, rein vor seinem Gott!
Kom, Freund, zu unserm Dan, und schöpfe da,

Wie

Digitized by Google

Wie helle Tropfen aus dem Silberquell,
Aus ſeiner Rede Zuverſicht und Troſt!

(Mirjam ſizt am Nil, der Kaſten darin Moſes liegt, ſteht zwiſchen dem Schilf.)

Sie ſingt.

Schweigend und milde
Senkt ſich die Nacht,
Im Schleier der Wehmut
Herab auf die Erde.

Es trauren mit ihr
Die einſamen Thäler;
Es ſchweiget das Lied
Des Sängers im Buſch.

Es ſchließen die Blümchen
Beſcheiden ſich zu,
Und trinken die Thränen
Der traurenden Nacht.

Es zittern die Thränen
Der traurenden Nacht
Am Halme des Graſes,
Am liſpelnden Schilf.

Es zittern die Thränen
Des Mägdleins verborgen
Im Haine des Schilfes,
Am einſamen Strom. —

Dort ſchwebet die Arche
Sanftgleitend dahin;

Ver-

Verweil in dem Haine
Des liſpelnden Schilfs!

Es hoffet dein Täubchen
Zu ſpähen ein Oelblatt;
Noch grünt es ihr nicht
Sie ahndet und ſpäht.

Eine andre Szene am Nil.

Sulamith und Gemina, zwei Mütter.

Gemina. Schön war mein Ellin, da er noch lebte. Sieh, wie ſtralt jezt ſein Grab! Ha, ein ſchönes, ein weites Grab! nim mich auch auf in deinen Schooß! Ihr Dränger werdet in marmornen Gebäuden eingeſchloſſen. Ihr ſcheut das Licht auch noch nach eurem Tode; mein Ellin ſcheut das Licht nicht. Sieh! wie von jedem ſtralenden Geſtirn ein Blick auf ſein Grab fällt! Hebt euch, ihr freundlichen Wogen des Niſs, und traget mich hin zu meinem Ellin. Ihr trugt ihn ja ſo ſchnell hinweg. Saht ihr auch ſeinen Blick, gleich dem Lächeln eines Engels?

Sulamith. Ich bracht' ihn ſelbſt hieher, meinen ſüßen Joel. Um meine flatternden Locken ſchlang er noch liebkoſend ſeine kleinen Händchen. Betäubt ſank ich nieder. O ihr Sterne des Himmels, erhellet mit allen euren Stralen die Woge, die ihn freundlich aufhub, die ihn ans beſſer Geſtade brachte, in die friedlichen Thäler Edens, wo er unter blühenden Roſen weidet!

Gemina. Neun Tage, neun ſelige, neun ſchreckliche Tage verbarg ich meinen Knaben. Wie ſelig, wann ich ihn ſchlummern ſah, lächelnd und unſchuldsvoll, wie erſchrocken beim leiſeſten Hauch der Lüfte! Theilt euch, ihr

Digitized by Google

ihr Fluten, daß ich in eurem Schooß meinen Ellin schlummernd erblicke!

Sulamith. Wo wandelst du nun, mein Joel, fern von deiner jammernden Mutter? Ich irre umher, und finde dich nicht, nicht in den lächelnden Thälern, nicht in den Klüften der Berge. O saget mir, ihr Töchter Edens, wandelt mein Joel in euren Mirtenhainen? kränzt ihr mit Rosen seine Schläfe? Wenn ihr ihn findet, den meine Seele liebt, o! so beschwör' ich euch, ihr Töchter Edens, saget meinem Joel, daß seine Sulamith weint.

Gemina. Wie konten ihr Wütriche meinen holdseligen Ellin meinen Armen entreissen? Schreckte euch nicht sein Lächeln zurück? Ach! konten Menschen auch Teufel sein?

Sulamith. Zeuch mich dir nach, mein Joel! Eine verlaßne Turteltaube jamre ich um dich. O mein Joel, laß mich deine Stimme hören! deine Stimme ist süßer als Nachtigallgesang, als das Wehen des Zephirs im Rosenbusch!

Gemina. Sieh! wie sie helle Blitze wirft die Wage des Richters dort oben! sieh wie der Altar stralt! blutet er auch von ermordeten Säuglingen?

Sulamith. Wo mein Joel wandelt, blutet kein Altar! dort weidet das Lämlein sicher mit den friedlichen Wölfen; mit der Taube spielt der freundliche Geier. Mein Joel legt kosend seine Hand in die Höhle des Basilisken.

Gemina. Ach! dir nach wolte ich mich stürzen in die wilden Fluten, da hielt mich Gedar zurück. Wie war mir, als ich erwachte, und meinen Ellin nicht fand! — schön war mein Ellin, wie die Rose im Thal; hell

war

war sein Blick, und sanft, wie des Abendsterns bläulicher Stral.

(Arsinoe und ihre Jungfrauen sizen am Nil.)

Arsinoe. Wie angenehm und still ist dieser Abend! Es ist, als lächelte uns jeder Busch, jedes Blümchen entgegen, als wolte der alte Strom hier am duftenden Kalmus, und zwischen dem Schilf verweilen, als lauscht' er den Gesprächen hier neben dem Feigenbaum und dem Weinstock. Seht, meine Geliebten, auch nicht ein kleines Welchen kräuselt seine Stirne; der unumwölkte, reine, blaue Himmel spiegelt sich in seinem Kristall; sollen wir ihm Geschichtgen erzählen, damit er uns nicht entfliehe?

Meroe. Nun ja, edle Arsinoe! Ihm, oder doch uns wollen wir sie erzählen. Es verbreitet schon die Dämmerung ihre dunklen Fittige über die Erde. Diese Stunde ist zum Erzählen so schön; dann malt die Fantasie, und die malt schneller und mit helleren Farben, als selbst der stralende Morgen, wann vor seinem Glanze die Nacht verschwindet.

Arsinoe. Auch kan sie ihre Fackel an den Sternen anzünden; denn siehe! dort stralen schon einige; bald werden sie ihren harmonischen Tanz beginnen. O welches Herz erhellt sich nicht in der stralenden Schaar dieser Götterkinder! Sollen wir wechselsweis' erzählen? O! ich weis schon meine Geschichte.

Asnath. Nun so erzählen sie, edle Fürstin; nachher erzählt jede von uns auch ihre Geschichte.

Arsinoe. Es ist eine alte Geschichte; aber ich kenne keine aus neueren Zeiten, welche mir so lieb wäre; darum erlaubt mir, euch diese alte Geschichte zu erzäh-

Digitized by Google

[illegible]*); Siſifäa, die Gemalin des Königes Amenoſis, wolte dem Ammon ein Opfer bringen, denn es hatten ſie ſonderbare Träume beunruhiget. Sie ſezte ſich zu Schiffe, nach Libyen zu ſegeln. Wind und Wetter ſchienen ihr günſtig; ſie ſaß auf dem Verdecke des Schifs, und winkte noch dem Amenoſis ein zärtliches Lebewohl zu. Sie ſchifften einige Tage bei heiterer freundlicher Luft, als ſich auf einmal ein ſchreckliches Gewitter erhob. Schwarze Wolken verhüllten den Himmel; durch die Nacht drangen fürchterliche Blize, welche die grauſende Finſterniß nur noch ſichtbarer machten. Der Sturm wütete; der Maſt brach, das Segel zerriß; bald war das zerbrochne Schif in dem Schlund der Tiefe, bald nahe den Wolken. Ach Siſifäa! dich ſchreckten nicht die furchtbaren Wellen, nicht der heulende Sturm, nicht der donnernde Himmel ſchreckte dich, noch die zackigen Klippen; dich ſchreckte nur zärtliche Sorge für das Kind, das dir unter dem Herzen ſchlummerte. Das Schif ging unter, und alle die darauf waren; aber die Götter, welche Siſifäa liebten, und mehr noch das Kind, welches ſie gebären ſolte, winkten den Nymfen des Meeres, daß ſie ſie aufnähmen, und ſie ſanft ans Geſtade brächten. Hier fand ſich nun Siſifäa in einer einſamen Inſel. Diese Inſel ſchien ein Paradies zu ſein. Hätte Siſifäa nicht um ihre unglückliche Gefährten, um ihren entfernten Gemal getrauert, hätte nicht zärtliche Unruhe für ihr Kind ihre Seele getrübt, ſo hätte ſie hier ein Götterleben führen können; aber nun ſaß ſie bekümmert und ahndungsvoll am Geſtade, oder irrte umher, Blumen und Früchte zu leſen. Nach einigen Tagen ſank ſie unter eine Pappel, und gebar einen Knaben. Der Augenblick, welcher ihm das Leben gab, tödtete

*) Aus dem Leben des Cyrus, von Ramſay.

tete die Mutter. Noch ſterbend hörte ſie, wie freundliche Nymfen ihr zuflüſterten: Sei getroſt, Sittah, die Götter lieben deinen Sohn! Groß wird dein Name werden, und ein Freund der Unſterblichen. Sie nur allein wollen ſeine ſchöne Seele bilden; darum nehmen ſie dich zu ſich. Laß alle Sorge fahren, und ſchwinge dich auf zu den Unſterblichen! Ruhig ſtarb ſie, denn ſie überließ ihr Kind der Pflege der höhern Götter. Hier lag nun der Knabe, allein und verlaſſen, ein Spiel der Ungewitter, und den wilden Thieren Preis gegeben. Auf ſein Geſchrei nahte ſich eine Ziege, nicht ohne den Willen der Götter; ſie ſäugte den Knaben. Er wuchs freudig auf, und folgte ſeiner Ziege, wie ein kleines Zicklein, und liebte ſie wie ſeine Mutter. Es entwickelte ſich früh ſein Geiſt; denn es verließen ihn nie die Unſterblichen. Sie umſchwebten ihn mit leiſen Fittigen, und wehten von ſeiner feinen Seele jedes gefährliche Lüftchen hinweg. Sein erſter Schmerz war der Tod ſeiner Amme. Er fand ſie erſtarrt, und alle ſeine Bemühungen konten kein Leben wieder in ihr hervorbringen. Da blickt er auf gen Himmel, von dem die Thautropfen und die Lichtſtralen kommen, und flehte, daß ſeine geliebte Ziege wieder aufleben mögte. Er legte ſie in den Schooß der Erde, und hofte, daß ſie mit den Blumen und mit den Bäumen wieder aufblühen würde; allein der Frühling kam, und ſeine Amme blieb immer im Schooß der Erde. Da nahm er ihre Gebeine, und legte ſie in die wärmenden Stralen der Sonne, beugte ſein Knie vor der allerleuchtenden Sonne, und flehte, daß ſie, von der uns ſo viel Gutes kömt, auch dieſe Gebeine wieder mit Leben erfüllen wolle. Als die Sonne ſeine Bitte nicht erfüllte, wandte er ſich zum freundlichen Monde, zum Sirius und zu der ganzen Natur, allein die Natur verſtumte ihm; da irrte ſein Geiſt in ſchrecklichen Labirinthen umher. Er fühlte ſich ſo einſam und verlaſſen; er fühlte ſich von andrer höherer Art, als die Geſchöpfe, die

Digitized by Google

die mit ihm in den Wäldern herumirrten; aber er wußte nicht, woher er sei, wohin er gehe. Die Natur schien ihm so freundlich, so entgegenkommend seinen Empfindungen, und doch verstumte sie vor ihm. Er befragte oft den Rosenbusch, oft die Nachtigal auf dem Rosenbusch, oft die murmelnde Quelle; allein ihm schwieg die Nachtigal, der Rosenbusch schwieg ihm, wie die murmelnde Quelle. Oft war's ihm, als könt' er sich auf den sanften Stralen des Mondes höher schwingen, als brächt' ihn der flammende Sirius dem näher, welchen er ahndete. Dann sank er aber wieder in tiefere Nächte, aus denen er sich nicht herauswinden konte. Sein Geist dürstete nach Wahrheit, sein Herz sehnte sich nach Liebe! die Unsterblichen, welche diesen Durst, diese innige Sehnsucht in ihn gelegt hatten, ließen ihn ganz seine Ohnmacht empfinden, ihm höhre Freuden vorbereitend. Er begrüßte täglich die aufgehende Sonne, ohne zu wissen, ob sie das Wesen, welches alles hervorgebracht, oder nur sein stralender Bote sei. Um Licht, um Wahrheit flehte er: „O du, der du den Blumen, die heute blühen, und morgen welk sind, Düft' und Farben gibst, der du den Himmel und die Erde gemacht hast, verlaß mich nicht; du hast auch mich geschaffen! Offenbare dich mir; ich will dich lieben, mehr als die ganze Natur!" Dann pflückte er die schönsten Blumen, die lieblichsten Früchte, und brachte sie dem Unsichtbaren zum Geschenk. Sein Herz hing an Gott, den er doch nur dunkel kante, aber tief in seinem Innersten empfand. Osiris, der die reinen Herzen liebt, erbarmte sich des Knaben. Als er einmal unter einer Eiche schlief, sandte er ihm den göttlichen Hermes, daß er in menschlicher Gestalt ihm erscheinen mögte. Der Knabe erwachte, und da saß der Unsterbliche neben ihm, unter der schattigen Eiche. Er erstaunte, einen wie er gebildet zu sehen, aber von unaussprechlicher Schönheit; denn ob

gleich Hermes die Gottheit verbarg, so theilte sie doch seiner Bildung eine Würde, eine Lieblichkeit mit, die der Knabe sich nie gedacht hatte. Ach er ist es! er ist es! den meine sehnende Seele suchte; es ist Gott, der sich mir offenbart! Er sank vor ihm nieder, und umfaßte seine Knie, und eilte und las die schönsten Blumen zusammen, und streute sie ihm in den Schooß und um die goldnen Locken, brachte ihm Feigen und Datteln, und netzte seine Knie mit seinen Thränen. Kein Sterblicher hätte seine Worte verstehen können; aber die Unsterblichen verstehen was von Herzen gesagt ist. Der Unsterbliche lächelte und freute sich der Unschuld des Knaben. Wie selig war der Knabe, von einem Gott unterrichtet! Nun wandelte sich schnell die Nacht seines Geistes in Dämmerung, die Dämmerung in freundliche Morgenröthe, welcher bald der stralende Tag folgte. Es wurden ihm die Gedanken gebören, wie der Thau aus der Morgenröthe; und wie das Rosenknöspchen sich dem Tag' entfaltet, so schloß sein Herz sich immer lebendiger jedem Gefühle des Guten und des Schönen auf. Nun erfüllt' ihn alles mit Trost, Freud' und Anbetung. Er wußte nun, woher er sei, wohin er gehe; er kante den Urheber alles Erschafnen, er dachte sich den Zusammenhang aller Dinge, er drang in die Tiefen der Schöpfung, und fand darin grenzenlose Weisheit. Seine Vernunft sah überall Licht und Ordnung, und sein Herz war ruhig, ja selig, dreimal selig, denn erhalte den gefunden, ohne dessen Erkentniß wir ewig, auch in Lichtstralen eingehüllt, im Finstern täppen würden; er hatte dessen Liebe empfunden, ohne den wir in den Quellen der Seligkeit verschmachten würden, und diese Liebe hatte in seinem Herzen ein neues, unsterbliches Leben angezündet. Hermes verließ ihn in sichtbarer Gestalt, doch blieb er ihm immer nahe, und bewachte seine Seele. Viele Jahre lebte Hermes Trismegistos in dieser Insel. Da

sandte

sandte der große Osiris im Traum dem Könige Moeris, welcher Amenosis gefolgt war, ein Gesicht, und gab ihm Befehl, Trismegistos nach Egypten zu berufen. Moeris sandte hin, und es fand sich alles, wie der Gott es ihm im Traum geoffenbart hatte. Trismegistos konte sich nicht entschließen, seine geliebte Einsamkeit zu verlassen, diese Insel, wo Götter neben ihm gewandelt hatten. Er verließ die Boten des Königs, um die leise, aber dem, der sie hören will, sehr vernehmbare Stimme in seinem Herzen zu fragen. Beim Anblick so vieler ihm heiliger Stäten, wo ihm zuerst große Wahrheiten enthüllt worden, brante sein Herz in ihm, und seine Augen vergossen Thränen. Wie so viel Freunde erschienen ihm wieder so manche heimliche Plätzchen, tief versteckt im dunkeln Haine, oder im Thal an der Felsenquelle; hie und dort lebten süße Erinnerungen in seiner Seele wieder auf. Wie konte das auch anders sein? Hier hatte er auch immer gelebt, und Wehmut und Wonne waren in dieser Einsamkeit seine Gefährten gewesen. Ach! soll ich dich verlassen, die du von Göttern besucht wardst? Doch als er den Zedernhain erblickte, wo Hermes ihn verlassen hatte, wars ihm, als sähe er noch einmal den Gott neben ihm sich im stralenden Fluge erheben, das Gewand mit Farben des Regenbogens geschmückt, sein Haupt in Stralen gehüllt, an seinen Füßen goldne Flügel, und in der Rechten den Schlangenstab; als hörte er noch einmal diesen Gott ihm zurufen: Sei getrost, Trismegistos! die Götter verlassen dich nicht; sie erfüllen die ganze Natur. Aber vergiß es nie, daß du nicht für dich allein von Göttern unterrichtet wurdest. Sobald er die Ueberzeugung hatte, daß es der Wille der Unsterblichen sei, verließ er die Insel, nicht ohne Wehmut. Der König nahm seine göttliche Lehren und weisen Geseze an. Trismegistos übriges Leben war der Sorge für unser Volk gewidmet,

Digitized by Google

und seine Schriften sind noch die reine Quelle, aus der unsre Weisen und die Weisen aller Völker schöpfen.

Merope. Dank dir, theure Arsinoe, für diese Erzählung. Die Geschichte unsers weisen Hermes ist mir immer eine der liebsten gewesen.

Asnath. Du liebst, edle Fürstin, Geschichten der Vorzeit, nun so hör' auch diese Geschichte der Vorzeit.*) Wer irrt umher mit zerstreuten fliegenden Locken? Thränen entstürzen ihren Augen, und ihr Jammer erfüllt die Lüfte. Wer ihr begegnet, dem ruft sie zu: Habt ihr ihn gesehen, meinen Osiris? wo verbirgt er sich? O! saget mir, nahm ihn die Erde in ihren Schooß, bedecken ihn Felsenhallen, spielen die Wogen des Meeres mit seinen Locken, oder schlummert er in einem unzugänglichen Thale? In ihrem Lauf trocknet sie Ströme aus, und blühende Haine stehn unentlaubt vor ihr. Es ergreift Schrecken die Bewohner der Erde. Ihren Osiris hatte der böse Typhon getödtet, seinen Leichnam in eine Lade eingeschlossen, und die Lade in den Nil geworfen. An einem heitern Sommerabend spielten einmal kleine Knaben am Wasser; sie warfen flache Steinchen über das stille Gewässer hinweg in die Tiefe, freuten sich des leichten, schwebenden Tanzes dieser Steinchen, der kleinen Kreise, welche sie bildeten, und der glänzenden Strudel, welche auf der Fläche des Wassers zurückblieben. Sie sahen diese Lade, und hörten Stimmen der Unsichtbaren, welche den in der Lade beweinten. Ihnen begegnete die furchtbare Isis, furchtbar in ihrem Gram; aber selig ist der, dem sie lächelt! Habt ihr ihn gesehen, den meine Seele liebt? wo ist er? wo verbirgt er sich? Wir haben ihn gesehen, den deine Seele liebt, antworteten die Knaben, und erzählten ihr, was sie gesehn und was

*) Aus Plutarchs Osiris und Isis.

Digitized by Google

was sie gehört hätten. Doch der böse Typhon, welcher stets wachsam ist zu verderben, hatte die Lade weit in die Tiefe des Ozeans geworfen. Als er einmal schlief, nahte sich Pan mit seinen Tritten. Er durfte die Lade nicht wegnehmen, denn er fürchtete den Zorn des grausamen Typhons; allein er trug sie ans Gestade, nahe bei Byblos, pflanzte drei Platanen um die Lade, welche unter den Händen des Gottes schnell aufblühten, und zart ineinander geschlungen zu einem großen Platan aufwuchsen, welcher in sich, wie in einem Heiligthum, die Lade verbarg. Der fromme König Malcandros regierte damals in Byblos. Seiner Gemalin Astarte, auch geliebt von den Göttern, war es vorher gesagt, daß ein Platan vom Nil getränket, in ihr Haus den Segen der Götter bringen würde. Es erscholl bald das Gerücht von diesem in einer Nacht aufgeblühten Platan. Der König und die Königin kamen dahin, diesen Baum zu sehen. Mit Ehrfurcht nahten sich die Priester, huben den Baum mit seinen Wurzeln von dem Gestade hinweg, und pflanzten ihn vor dem Thore des königlichen Palastes, daß er mit seinen Schatten den Hof des Palastes erfüllte. Der König und seine Gemalin und ganz Byblos waren gesegnet durch den geweiheten Baum. Die Göttin, nachdem sie lange vergebens gesucht hatte, wußte es nun, daß Osiris Leichnam in dem Platan eingeschlossen sei. Aber was solte sie thun? Sie allein gegen den mächtigen Typhon? Da nahm sie die Gestalt eines kleinen Vogels an, verbarg ihre Schönheit unter den Federn einer Schwalbe, und sezte sich auf den Platan, flatterte oft um des Hauses Söller, sezte sich wieder in den Baum, und jammerte. Ihr Jammern bewegte das Herz vom kleinsten Sohne des Königes, denn welcher Sterbliche vermag zu ertragen die Klage der Unsterblichen? Er starb, so sehr hatte das namenlose Trauern der göttlichen Schwalbe ihn erschüttert. Die

Thränen des frommen Königs und seines Gemahls um ihren jüngsten Sohn rührten die Göttin. Ich beraubte sie ihres jüngsten Sohnes, sagte sie; dem Aeltesten will ich Unsterblichkeit schenken. Sie verließ den Palast und den geliebten Platon, sie nahm die Gestalt eines Weibes an, und sezte sich, im Trauergewande gehüllt, unter des Oelbaums Schatten, an der Quelle vor Byblos. Es kamen die Jungfrauen der Stadt, Wasser zu schöpfen, und sahen die Trauernde. Sie redeten freundlich mit ihr, aber vermogten nicht ihren Kummer zu lindern. Als Astarte hörte, daß eine Trauernde vor der Stadt verweilte, zürnte sie den Jungfrauen, daß sie sie ihr nicht zugeführet, und sandte eilend nach ihr. Die Trauernde kam. Astarte bewillkommte sie freundlich, und hieß sie neben ihr sich sezen. Als sie in den Saal trat, erfüllte sie den Saal mit göttlichem Glanz. Sie legte den schwarzen Schleier, der ihr Haupt umgab, auf die Schultern; da entströmte ein Duft von Ambrosia ihren goldnen Locken, und in ihren Blicken war Schönheit der Unsterblichen. Es sank die Königin ihr zu Füßen; allein ihr Glanz verschwand, und sie verhüllte wieder ihr Gesicht im Trauergewande. Gieb mir deinen Sohn Manerotos, das einzige Kind, so die Götter dir ließen. Ich will ihn erziehen. Die Königin gab ihr den geliebten Knaben mit freudigem Schrecken der Seele. Sie nährte den Knaben mit Nektar und Ambrosia, und des Nachts hielt sie ihn verborgen in den Gluten des Heerds, damit das Irrdische in ihm verzehrt, er den Unsterblichen gleich werden möge. Was bewog doch die ängstliche Mutter zu forschen? da sah sie den Knaben in der Glut des Heerdes, und jammerte laut. Thörigte Mutter! rief zürnend Isis, die du nicht weißt, wie sehr die Götter den Knaben lieben. Ich hätte ihn zu den Göttern emporgehoben, nun bleibt er ein schwacher Sterblicher, wie ihr alle seid. Doch eine Göttin hat ihn genährt,

Digitized by Google

nähret, auf den Knien einer Göttin hat er gesessen, die Arme einer Göttin haben ihn umfaßt: er soll künftig noch meine Pflege sein! Aber, und indem sie dieses sagte, strahlte sie in aller ihrer Göttlichkeit, was hier in dem Baume verborgen ist; nehm' ich mit mir. Da spaltete sie durch leise Berührung den Baum, und nahm die Lade heraus, bestrich die Wunde mit Balsam, und verband sie mit Leinwand, und nun verschwand sie. — Lange bekriegte sie Typhon, bis Osiris Seele wieder aus dem Hades hervortrat. Der wird einst den Bösen bezwingen, und das Reich der Ordnung und des Lichts wieder herstellen.

Arsinoe. Ich danke dir, liebe Asnath. Du hast mit deiner Erzählung mir der Freuden viel gemacht.

Meroe. Wilst du noch eine Geschichte der grauen Vorzeit hören.

Arsinoe. Sehr gern. Ich bitte dich, meine Meroe, beginne die Erzählung.

Meroe. *) Lang' ehe die Menschen diese Erde bewohnten, lebten sie bei den seligen Göttern. Ihre Seelen waren nicht an einen irdischen Körper gefesselt, ein reiner Aether, wie Bläue des Himmels, umduftete sie, alles in ihnen und ausser ihnen war zu einem harmonischen Einklang gestimmt. Sie theilten sich ihre Gedanken und Empfindungen mit, ohne der Sprache zu bedürfen. In seligem Frieden lebten sie selig, wie die hohen Götter, welche ihre Gespielen zu sein, es nicht zu gering achteten. Ihre Seelen waren rein, wie sie aus den Händen des Schöpfers gekommen waren; sie kannten keine Ruhe störenden Leidenschaften; Vernunft und Em-

*) Aus Ramsahs Abhandlung über die Mythologie der Egypter.

pfindung hielten: in ihnen das Gleichgewicht, und die vollkommenste Ordnung war das Band ihrer Glückseligkeit. Aus ihrem reinen Lichte, welches ein Ausfluß der Gottheit in ihnen war, strahlten die erhabensten göttlichsten Gedanken, und in ihren Herzen loderte die heilige Flamme der göttlichen Liebe. Damals blühte noch kein Frühling, keine Sonnen giengen ihnen in glänzender Schöne auf und unter, es sangen ihnen keine Nachtigallen; allein verliebt im Anschaun Gottes und in dem Gefühl ihrer Seligkeit bedurften sie keiner andern Freuden. In stiller, immer gefühlter und immer neuer Entzückung lebten sie viele Jahrhunderte so. Ach! was vermogte sie doch von dieser Seligkeit zu weichen? Verschieden waren die Quellen dieser Abweichung. Diese, seit Jahrhunderten in tiefer Betrachtung versenkt, wolten die Grenzen der Endlichkeit übertreten; nicht zufrieden mit dem göttlichen Lichte, das sie erleuchtete, wolten sie den hohen Göttern gleich sein; von ihnen wandte Gott sein Antliz, und nun standen sie da in ihrer eignen Finsterniß. Andre wolten zwar den Göttern nicht gleich sein, aber ihr Licht wolten sie in sich schließen, nicht andere erhellen; da ward ihnen auch das genommen, was sie hatten. Noch andre, statt in dem Anschaun Gottes Seligkeit zu finden, sehnten sich nach andern Freuden; das reine Licht konten sie nicht mehr ertragen, da wurden sie in einen dunkeln, niedrigen Planeten verbannt. Hier irrten sie nun ferne von den Göttern, doch blieb in ihnen ein dunkles Gefühl ihrer verlornen Seligkeit. Viele betäubten zwar dieses Gefühl, und suchten sich Freuden zu schaffen, allein solche Freuden geben keine Seelenruhe. Die beßten und weiseßten unter ihnen wußten es, daß sie verwaiste Fremdlinge wären, und sehnten sich nach ihrer Heimat. Die Götter, welche immer ihre Geschöpfe lieben, erbarmten sich ihrer. Sie, die da ist, und war, und sein wird, und deren Schleier

kein

Digitized by Google

kein Sterblicher enthüllen darf, *) verließ den Himmel, und wandelte in menschlicher Gestalt unter den Menschen. Sie offenbarte ihnen göttliche Wahrheiten, tröstete die Betrübten, stärkte die Schwachen. Sie lehrte sie mit Opfer und Gebete die hohen Götter sühnen, darauf verließ sie sie; allein die Hofnung ließ sie den Menschen, damit sie nicht verschmachten mögten, und diese freundliche Göttin bleibt ihre Gefährtin, so lange sie auf Erden verweilen. Doch einst kehren sie zurück zu dem, der sie geschaffen hat.

Arsinoe. Sieh, Meroe, den liebe Mond, wie er hervorstralt! Er hat deine Erzählung auch anhören wollen. Ach! es labt sich das Herz, wie sich ein dürstendes Reh an einer kühlen Quelle labt, wenn man in den Thälern früherer Zeiten verweilt, wo Götter mit den Menschen lebten, und sie ihrer Offenbarung würdigten. Wie ist dagegen jetzt alles so in Nacht gehüllt! Es schöpfen nur wenige, wo wir schöpfen. Dank sei es meinem Vater, daß er uns in den Geheimnissen unserer Religion unterrichten ließ! aber warum schöpfen nur wir aus dieser reinen Quelle, warum nicht unser ganzes Volk?

Meroe. Statt aus ihr zu schöpfen, trüben sie die Quelle; ihr blödes Auge dringt nicht ins Innre der Dinge, darum verehren sie als Götter, was ihnen nur Bilder der Gottheit darstellen solte.

Asnath. Was schwimt dort so langsam auf der Krümmung des Flusses, durch das Schilf hinweg?

Arsinoe. Was ist das? Es scheint ein Körbchen zu sein. O! ich bitte dich Asnath, geh und hol es mir.

(Asnath geht hin, um es zu holen.)

(Arsinoe lächelnd zu Meroe.) In dem Körbchen ein Wasserhühnchen. Ha! mir klopft das Herz voll Erwartung und Ungeduld.

(Asnath

*) Auf der Bildsäule der Isis stand folgende Inschrift: Sie die da ist, und war, und sein wird, und deren Schleier kein Sterblicher enthüllen darf.

Digitized by Google

(Asnath komt mit dem Korbe. Sie öfnen ihn, und finden ein Kind darin.)

Arsinoe. Ein Kindlein, ein weinendes Kindlein!

Asnath. Ach, theure Fürstin! Es wird der ebräischen Kinder eines sein.

Arsinoe. Wie fein und zart! Sieh, Meroe, ein zartes Wasserhühnchen!

Meroe. Das du rettetest!

Asnath. Wie künstlich dieser Korb von Papyros geflochten!

Arsinoe. Ich bin so froh. Es ist mir, als wandelte sich das Schilf in einen duftenden Orangenhain.

(Mirjam nahet sich schüchtern und leise.)

Arsinoe. Sieh ein kleines, hübsches Mädchen dort! Sie scheint ihre Augen bald auf uns, bald auf dies Kind zu heften. Komm, kleines Mägdlein! wie heissest du.

Mirjam. Ich heiße Mirjam, edle Fürstin.

Arsinoe. Bist du der Israelitinnen eine, liebe Mirjam?

Mirjam. Ja, edle Fürstin, ich bin der Israelitinnen eine.

Arsinoe. Sieh dieses Kind, kennst du es?

Mirjam. Es ist eins der unglücklichen Knäblein, die zum Tode im Nil verurtheilt sind.

Arsinoe. Er soll mein Sohn werden; ich fand ihn hier.

Mirjam. Edle Fürstin, soll ich dir eine Amme für dies Kind holen?

Arsinoe. Ja, liebes Mädchen, hol uns eine Amme für dieses Kind.

(Mirjam

Digitized by Google

(Mirjam geht und holt ihre Mutter.)

Arsinoe. Sonderbar! diese Nacht den Traum, und nun dieses Kind hier auf dem Nil! Was bedeutet wol der hochaufliegende Schwan, der Orangenhain? Trismegistos war auch ein verlaßnes, weinendes Kindlein.

Asnath. Wie dieses Kind, schwebte der große Osiris auf dem Nil; er wird ein Freund des großen Osiris werden.

Meroe. Und der hohen Isis! Doch siehe! da komt das Mägdlein wieder mit einem Weibe, die ihr scheint begegnet zu sein.

Arsinoe. Nim dieses Kindlein, säug es, liebes Weib,
Und sei des Lohns gewiß, der dein wird sein.

Mutter. Mein Lohn ist groß; ich danke, Fürstin, dir,
Und preise Gott, daß mein die Pflege ward.

Arsinoe. Du schaust so liebevoll auf dieses Kind.

Mutter. Gott gab für Kinder Liebe mir ins Herz.

Arsinoe. Du weinst, erblassest, blickst auf gen Himmel,
Dann auf dies Kind, mit einer Zärtlichkeit,
Die Mutterliebe zu verrathen scheint.
Ich bitte, sag es mir, ist dein dies Kind?
Ach! wüßtest du, wie manche Thräne mir
Für Euch im stillen quoll, du würdest gern
Mir sagen: ich bin seine Mutter!

Mutter. Theure Fürstin!
Nicht schöner bist du, als du edel bist!
Dich segne Abrahams, dich Jakobs Gott!
Er ist mein Sohn, den du gerettet hast;
Aus deiner Hand nehm ich ihn weinend an.

Arsinoe. Dein Sohn! Vergönne mir, du liebes
Weib,
Dies Knäblein auch als meinen Sohn zu lieben.
Dem Tode schon geweiht, entriß ich ihn
Den wilden Fluten, will entreissen ihn
Der Dränger Wut, und alle meine Liebe
Sei deinem Sohn geweiht. Den König wird
Mein Flehn erweichen, denn er liebet mich.
Ich will im Tempel seine Knie umarmen;
Wenn ich durch Beten und durch strenges Fasten
Der guten Götter Gunst gewinnen kan,
Soll er der Weisheit Quelle rein und tief
Ergründen, wie sein Vater Abraham,
Und Joseph; denn der hohen Weisheit viel
Stralt hell auf uns vom Ewigen herab.
Sie, die da war, und ist, und die da sein wird,
Die Tochter Gottes Wahrheit, ewig stralend,
Verhüllt sie zwar dem blöden Auge sich,
Doch wer sie liebt, und sie allein, dem leuchtet
Schon in der Finsterniß ein helles Licht —
Wie heißt du, liebes Weib?

Mutter. Mein Nam' ist Rahel.

Arsinoe. Und dieses Kind?

Mutter. Benoni nant ich ihn,
Den Sohn der Schmerzen. Viele Seelenleiden
Und heiße Thränen kostet' er der Mutter,
Vom Augenblick da er geboren ward.

Arsinoe. Nenn' ihn nicht mehr Benoni, liebe Rahel!
Kein Schmerzenssohn soll er dir förder sein;
Ich nahm ihn aus dem Wasser, nenn' ihn Moses,
Und bring ihn wieder heim; um seinen Hals
Bind' ich die Perlenschnur, so wird der Vögte
Nicht einer wagen, dir dies Kind zu rauben.

Fleh

Fleh deinem Gott, den ich von Herzen ehre,
Das meines Vaters Sinn zu mir sich neige.

Mutter. Viel Heil und Segen, folge, Fürstin, dir!
Es soll mein Sohn, sobald er stammeln kan
Der zwoten, lieben Mutter Namen lallen.

Die Mutter mit Moses.

(Er liegt neben ihr unter einem blühenden Mandelbaum.)

Du lebst, mein Sohn, du lebst und ich soll dich nicht mehr verlieren, ich selige Mutter! Nun sind alle meine Thränen getrocknet! Abrahams Gott, du giebst ihn mir wieder! Dir sei sein Leben geweiht! Aber eines Heiden Tochter will dich erziehen! wirst du denn auch den Wegen deines Gottes getreu bleiben? Zwar sprach sie erhabner von Gott, als ich noch nie eine Heidin von ihm sprechen hörte, — o wenn es möglich wäre, daß er von dir abweichen könte, wenn deine Erkentniß nicht immer seines Fußes Leuchte und ein Licht auf seinem Wege bliebe, wenn das möglich wäre, so wolltest du dein Ohr verschließen gegen das Flehen einer schwachen Mutter, die um das Leben ihres Kindes dich anfleht, o so nim ihn hinweg in der zartesten Knospe seines Lebens! — Wie die Unschuld des Himmels auf seinen holdseligen Lippen schwebt, wie sie ihm auf der Stirne stralt, und Rosen auf seine zarten Wangen streut! O mein süßes Kind, vergieß nie des Gottes, der dir diese himlische Unschuld gab!

(Sie legt leise das Kind auf ihren Schooß und an den Mandelbaum gelehnt, schläft sie ein, sie hört Stimmen im Schlaf.)

Es tödten sich schon
Die Tage der Zukunft
O seliger Knabe
Wie strahlst du so hell!

Es reiche dir den Zepter
Des Königes Töchter,
Du schmähest den Zepter,
Und flichtst die Schmach

Die Schmach deines Volkes
Ist löblicher dir,
Als seidene Ruh,
Als Kronen und Zepter.

Ein Rächer des Unrechts
Im Lande Mizraim,
Ein Flüchtling, ein Schäfer,
In Midians Land.

Da glüht dir der Busch
An heiliger Stätte!
Geweiht wird der Schäfer!
Zum Führer des Volks.

Erschrocken, und wütend
Entfärbt sich der König!
Du sodert dein Volk,
Im Namen des Herrn!

Ein Engel des Friedens
Dem schmachtenden Volk!
Ein Engel des Todes
Dem drängenden Volk!

Digitized by Google

Du winkeſt — es ſtürzen
Die Qualen herab!
Herab auf Mizraim!
Doch Friede des Himmels
Entblühet den Thälern
Des ſeligen Goſens.

Es ſteigen die Berge,
Es ſinken die Berge,
Es tanzen die Wogen,
Des ſchilfigen Meers.

Im Schooße der Tiefe
Ruhn friedliche Thäler,
So ſchlummert der Säugling
Im Arme der Mutter.

Wer wandelt die Thäler
Der grünlichen Tiefe?
Wer wecket den Säugling
Im Arme der Mutter?

Es hüpfen die Thäler
Wie Lämmer der Weide,
Sie heben ſich kühn
Zu Bergen empor.

Wie wandelt ſo ſchnell ſich
Die ſonnige Flur!
Jezt blau wie der Himmel,
Mit funkelnden Sternen;

Dann grünlich und lächelnd,
Im Reize der Jugend,
Jezt ſtreuet der Winter
Die ſchneeigen Flocken.

O! wendet euch wieder,
Ihr friedlichen Thäler,
Zu kühleren Grotten,
In heimischer Tiefe!

Dort blühe ihr, im Reize
Der lieblichsten Jugend,
Die grünlichen Locken
Verwehet kein Sturm.

Wie zwischen ewig gegründeten Mauren,
Hellschimmernden, kristallenen Mauren
Gehet es sorglos und ruhig einher;
Es folgen die Stolzen mit Reuter und Wagen;
Da stürzen wie Bäche die Mauren zusammen,
Die Rosse, die Wagen, die Stolzen sie sinken
Hinab in die Tiefe der ewigen Nacht!

Es lagert sich um dich, in nächtlicher Wolke,
Der Engel des Herrn.
Es wandelt vor dir in leuchtenden Flammen
Der Engel des Herrn.

Du hebst im mächtigen Gebet
Zu deinem Gott die Arm' empor.
So wie du betest, sieget dein Volk!
Ermüdet sinken sie dir nieder,
Die Pfeiler an dem Tempel Gottes,
Da fliehet erschrocken dein Volk!

Der Sinai bebet
Vom Donner des Herrn.
Verzehrende Blize
Fallen herab!

Im

Im furchtbaren Wetter
Im tödtenden Dampfe
Im Beben der Erde,
Im Hall der Poſaune
Redet der Herr!

Es ſinket aufs Angeſicht nieder
Mit Blässe des Todes bedeckt
Das hetzende Volk;
Es ſchwöret den Bund
Ewiger Treue.

Doch wagets nicht Einer
Dem Berge zu nahen,
Dem ſchreckenden Zelte
Der Gegenwart Gottes.

Du naheſt dich ihm,
Erwählter des Herrn,
Durch Wetter und Dampf.
Und heilige Nacht!

Es giebt dir der Herr
Die Tafeln des Bundes;
Du zerſchmetterſt die Tafeln
Im heiligen Zorn.

Du flehſt um Erbarmen
Fürs ſündige Volk,
Da findet der Sünder
Erbarmung beim Herrn!

Gott redet mit dir
So redet zum Freunde
Vertraulich der Freund!

Denn Moſes hat Gnade
Gefunden vor Gott!
Gott kennt ihn mit Namen!
Der Ewige ſpricht's!

Du größter der Seher, du ſchauſt in der Höle,
Was nie noch ein Sterblicher ſchaute vor dir!
Die Herlichkeit Gottes ſtralt in der Höle;
Anbetend im Staube ſinkeſt du hin!

Herr! Herr Gott, barmherzig und gnädig
Geduldig! von großer Gnade und Treue!
Verzeiher der Miſſethat, der Uebertretung und Sünde!

So bebte voll himliſchen Preiſes
Mann Gottes, die Lippe dir,
Als wallete, freundlich und hehr,
Vorüber dem Auge des Menſchen
Die Güte des Herrn!
Die Herlichkeit Gottes,
Vor welcher der Cherub
Sein Antliz verhüllt!

Da leuchtet dein Antliz,
Des Sterblichen Antliz!
Da decket ein Schleier
Des Sterblichen Antliz!
Wer waget, zu ſchauen
In's Antliz des Mannes
Den ſichtbar die Herlichkeit Gottes beſtralt?

Es zittert der Nebo
Vom Donner des Herrn!
Der Sturmwind zerreißet
Die Klüfte des Nebo!

Digitized by Google

Du ſinkſt in die Klüfte
Des flammenden Nebo!
Es ſchleuſſet dein Grab
Der Ewige zu!
Kein ſterbliches Auge
Wage zu ſchauen
Des Heiligen Grab! —

Es rollen Jahrhunderte
Ueber dir hin,
Du ſchweigſt in den Klüften
Des einſamen Nebo!

Durchdringeſt du Todter
Die Klüfte des Nebo? —
Was ſtralt auf Tabors
Heiliger Höh?

Du ſtraleſt auf Tabors
Heiliger Höh!
Erhellet vom Lichte
Des ewigen Sohns!

Du redeſt mit dem,
Der Himmel erſchuf!
Die Liebe war, Liebe!
Ewig die Liebe!

O ſelige Mutter
Du hältſt ihn, den Knaben
Den Führer des Volkes,
Den Herlichen Gottes!
Es preiſen dich ſelig die Enkel der Enkel
Es preiſet dich ſelig, der Himliſchen Chor!

2.

Des Herrn Geheimen Hofrath Schlossers Schreiben an Herrn * * *, worinn einige Ursachen enthalten sind, warum die Berliner Monatsschrift bisher in Bekämpfung der Zauberer und des Aberglaubens noch nicht so glücklich gewesen ist, als man zu hoffen Ursache hatte.

Allerdings habe ich die Naenias galeatas (gewaffnete Klagelieder) gelesen, welche die Berliner Monathschriftsteller meinem Urtheil, über ihren Kampf, für die Frau von Reck, wider den Grafen Cagliostro, entgegen gesetzt haben. Die Herren sind zwar sehr böse geworden, aber Sie, mein lieber Freund, haben dennoch Unrecht, wenn Sie dieselben deswegen unter die übellaunigen Leute zählen wollen, welche, wie ich glaube Brantôme irgendwo sagt: Mettent l'épée à la main parcequ'on les avoit nommés Beaufils. Sie müssen sich erinnern, daß die Herren für eine Dame gegen einen Zauberer kämpfen, und da kan man schwer sein kaltes Geblüt behalten. Was mich betrift, so hätten Sie freylich etwas weniger Ursache gehabt, so gar böse zu werden. Sie haben mich Rahmentlich unter den unzähligen Zuschauern ihres Kampfs hervorgerufen, um über diesen Kampf zu richten. Hätten sie schon gesiegt, wie gern hätte ich ihnen das Jo Triumphe! zugerufen; aber da ich sah, daß ihr Feind noch so manches für sich hatte, womit er ihnen, ohne einmal zu seinen Zauberkünsten zu greifen, ihre Lorbeere aus der Hand reissen konnte; so habe ich es meiner Pflicht gegen die gute Sache gemäs gehalten, ihnen zu sagen, wie viel noch an ihrem Sieg fehle. Wie manche Armee, wie mancher Ritter, ist nicht schon, bey der größten Ueberlegenheit,

aus

Digitized by Google

aus dem Felde geschlagen worden, weil sie zu früh ihren Feind besiegt glaubten? Auch die Warnung, die ich diesen Herren gab, daß ihre Rüstung noch etwas zu blöde, zu papieren wäre, hätten sie mir danken sollen. Doch, da es sie einmal schmerzte, zu sehen, wie weit sie noch vom Ziele waren, so mußten sie natürlich ihren Verdruß irgend an etwas auslassen. Sie wissen, mein Lieber, wie wahr es ist, was Montagne von einer solchen Lage der Seele so unnachahmlich sagt: Que l'ame decharge ses passions sur les Objets faux quand les vrais lui defaillent. Quand elle est une fois ebranlée & emue, elle se perd en soi même, si on ne lui donne prise, & faut toujours lui fournir Objet où elle s'abbatte & s'agisse — Dans ses passions, elle se pipe plus tôt elle même, se dressant un faux Subject & fantastique, voire contre sa propre croiance, que de n'agis contre quelque chose.

Lassen Sie uns also billig seyn! Wenn der erste Augenblick des Verdrusses vorüber seyn wird, so werden diese Herren sich schon von selbst wieder begreifen; und wer weiß, ob nicht vielleicht die Zauberer, mit welchen sie sich immer so viel zu thun machen, selbst bey dieser Sache mit im Spiel waren? Wenigstens geht es nicht ganz mit rechten Dingen zu, daß diese Herren, alles was ich schreibe, und was diejenigen, die ihnen zu wider sind, Jacobi, Lavater, Stark, u. s. w. schreiben, immer anders verstehen, als alle andere Leser. Wie leicht kann es also seyn, daß sie auch wohl selbst anderst schreiben als sie wollen?

In der That habe ich schon öfter diese Besorgniß gehabt; ja ich glaube beynah, daß eben diese Zauberer, diesen ihren Antagonisten noch einen andern schlimmeren Streich spielen, und ihnen manchmahl mitten im Schlag, sogar die Waffen in der Hand vertauschen. Denn oft brauchen sie welche, die man von ihnen auf keine Weise,

Digitized by Google

hätte vermuthen sollen, und nicht selten verwunden sie sich selbst. Bey ihren heftigsten Ausfallen, wenn sie da schnauben und schwitzen, wollen einige sogar die bösen Zauberer selbst gesehen haben, wie sie vor ihnen stehen, und sie nur auslachen.

Doch lassen Sie uns ernstlich seyn bey einer Sache, die, wenn einige Nachrichten, welche aus Berlin, Stockholm und London datiren, wahr sind, in der That anfängt ernstlich zu werden. Ich gestehe Ihnen, mein Lieber, daß ich die gute, auch patriotische Absicht der Berliner Monathschrift in ihren Streitigkeiten gegen die Zauberer und gegen den Aberglauben gar nicht mißkenne; und wenn ich neulich ein wenig über sie lächelte; so geschahe es nur um sie aufmerksam auf die Art zu machen, wie sie bisher sich in dieser Sache betragen haben. Sie sind zu böse geworden, um mich zu verstehen, und ich sehe also, daß ich mich deutlicher erklären muß. Ich thu es am liebsten gegen Sie, mein Lieber, und überlasse es Ihnen ganz, diesen Brief bekannt zu machen, wenn Sie glauben, daß er nützlich seyn kann; oder ihn zu unterdrücken, wenn Sie das nicht glauben; denn das wissen Sie von mir, daß es mir gar nicht darum zu thun ist, in irgend einer Streitigkeit das lezte Wort zu haben.

Es ist zwar schon viel darüber geschrieben worden, wie man den Aberglauben und seinen Anhang, die Zauberey, die Zeichendeuterey und dergleichen unter dem gemeinen Volk ausrotten soll; auch hat man, glaube ich, sogar Preise auf die Erfindung der besten Mittel zu diesem Zwecke gesetzt; und da zu unserer Zeit ohnehin, alles am Frauenzimmer, an unsern Kindern und an dem gemeinen Volk bessern will, weil alles glaubt, dieses Holz lasse sich am leichtesten schnitzen; so sind auch eine Menge Vorschläge geschehen, wie man hierbey zu Werk gehen müsse. Der Aberglaube, mit dem die Berliner Monatschrift kämpft, ist aber nicht der, welcher unter dem Volke im

Schwang

Schwang gehet: sondern sie setzen sich vornehmlich dem entgegen, welcher unter den Vornehmern und Grossen hier und da schon Wurzel gefaßt haben soll; und mich dünkt, Sie haben Ursache genug, mit allen Kräften wider ihn zu streiten. Sie sind auch nicht die ersten, die in diesen Schranken gefochten haben. Ohne der Alten vor und nach dem Lucian zu gedenken, hat schon Charron in seinem Werk von der Weisheit, und der so reichhaltige, so vergessene la Motte le Vaïer, welche beyde zu der Zeit gelebt haben, da die Zauberey, Sterndeuterey und Goldmacherey in Frankreich am Hofe und im Herz der besten Gesellschaft sich fest gesetzt hatte, sich viele Mühe gegeben, diese Auswüchse, nicht des Verstandes, sondern der Einbildungskraft, auszurotten.

Der letzte sagt in einem Brief sur les caractéres magiques, bey Gelegenheit der Geschichte eines Vogels, den die Auguren beobachteten, und den ein Jude verwunderte: Ces libertés pourtant & ces lumiéres d'esprit de quelques Particuliers n' empechoient pas, non plus qu'aujourdhui, que la Multitude ne fut seduite par ceux qui profitoient de sa Credulité; cependant les rois, les Dictateurs & les premiers Monarques du monde faisoient partie de cette Multitude. (Vol. II. p. 550. Ed. in f.) Eben deswegen hat dieser Philosoph es auch nicht für zu gering gehalten, drey lange Artikel gegen die Sterndeuterey (Astrologie judiciaire); die Goldmacherkunst (Chimie, wie man sie damals sich dachte); und gegen die Zauberey (Magie) dem Unterricht, den er für den Dauphin, nachher König Ludwig den 14ten, schriebe, einzuverleiben. In dem Uebergange zu der ersten dieser drey Abhandlungen sagt er: Ces trois vaines occupations d'esprit sont la plus certaine ruine des princes & de leurs Sujets qui s'y adonnent; und am Schluß der letzten bemerkt er sehr richtig: Que la Magie n'a rien qui doive obliger un Monarque a sa recherche, où que ce,

Digitized by Google

qui lui en pourroit donner quelquefois vie, n'est bon qu'a troubles les plus beaux jours de sa vie & le rendre malheureux au milieu de ses plus grands contentemens. In dem ganzen Lauf seiner Abhandlung meint er aber so viele grosse Namen von Pharao und Saul bis auf seine Zeit, daß man ihn nur zu lesen braucht, um sich zu überzeugen, daß es viel schwerer und wichtiger ist unter den Grossen dieses Uebel auszurotten, als unter den Kleinen und Geringern.

Man könnte, wenn man wolte, sein Verzeichniß noch sehr vermehren und dasselbe bis auf unsere Tage fortsetzen; und da dieses Uebel beynahe täglich mehr überhand nimmt, so scheinet es fast, daß die Mittel, womit man es unter uns ausrotten will, dasselbe vielmehr weiter ausbreiten und blühender machen.

Es ist demnach wohl keine überflüssige Arbeit, vor allen Dingen diese Mittel zu prüfen, und obgleich unsere Antagonisten des Aberglaubens reizbarer sind als die Zauberey selbst, die, nach dem Bericht der Frau von der Recke, wenn man sie nur schief ansieht, einem Fieber und Koliken anzaubern, so hoffe ich dennoch, daß Sie meine gute Absicht nun, da ich mich ganz offenherzig erklären will, nicht mißkennen werden.

Das erste und gemeinste Mittel, den Aberglauben überhaupt also auch seinen Anhang die Magie und Sterndeuterey zu bekämpfen, ist von jeher der Unglaube gewesen. Schon Plutarch hat dieses Mittel in seiner Declamation gegen den Aberglauben (Δεισιδαιμονια) angewendet; und Bayle, dessen weitläuftiges Werk über die Cometen, ein bloßer Commentar über diese Declamation zu seyn scheinet, hat eben diese Heilungsart gewählt: Beyde aber haben nicht läugnen können, daß die Cur die sie anwendeten, nicht sowohl gesund mache, als vielmehr nur eine andere Krankheit gebe, die sie jedoch für weniger gefährlich und nachtheilig hielten. Ich will jetzt nicht unter-

Digitized by Google

genheit die Antagonisten des
ven, ob, wenn dessen Ver-
pischen Gott, den unsere
oder die erste Substanz
zu anatomiren, wie
berglaubigen anato-
unerschütterlichen
en noch härter,
der Gott des
erscheinen?
hundert
enschen
per-
des
, den Aberglauben einflößt. Fliessen nun beyde dieser Ströme aus der Quelle eines und desselben Irrthums, nämlich aus der Unwissenheit der göttlichen Dinge: so ist es sehr begreiflich, wie leicht der Unglaube auf Aberglauben, und dieser wieder auf jenen führen kan.

Die beruffene Standhaftigkeit der Seele (ἀταραξία), der Zweck aller alten Philosophen, und die größte Wohlthat, die Plutarch und Bayle dem Unglauben zuschreiben, ist offenbar nicht jedermanns Sache; vielmehr ist es sehr richtig, daß, wie schon so viele, und sonderlich Bolingbroke in seinem Versuch über die Philosophiam primam bemerkt hat, der natürliche Drang der Menschen die ersten Ursachen der Dinge zu wissen, und ihr, sey's Glaube, sey's Anmassung, einer von den Zwecken der Schöpfung zu seyn, die Menschen immer nöthigen, Gott oder Götter zu glauben. Der Unglaube an Gott und göttliche Dinge ist also ein unnatürlicher Zustand; er giebt folglich der menschlichen Seele keine bleibende Gesundheit, sondern macht sie nur begierig, jede Geburt der Phantasie, die ihr etwas halb befriedigendes giebt, zu ergreifen. Ist diese

Phan-

Phantasie nun schon angesteckt gewesen vom Aberglauben, so ist der Rückfall beynahe unvermeidlich.

Die neuern Philosophen haben diese Bemerkung so gut übersehen, als die Alten. Sie sind vielmehr noch weiter gegangen und haben den Unglauben nicht mehr nur für eine Arzeney des Aberglaubens ansehen wollen, sondern er schiene ihnen eine heilsame Diät, welche sie sich bemühten überall einzuführen: und in dieser Absicht sind sie so eifrig zu Werk gegangen, daß sie überhaupt alles, was Glaube heißt zu vertilgen suchten, und immer höchst aufgebracht wurden, wenn ein Philosoph irgendwo gestand, daß er sich nur durch den Glauben, wie durch einen Salto mortale, über die Untiefen der Speculationen retten könne. Um diesen ihren Eifer desto mehr zu beschönigen, wenigstens desto leichter bey der Klasse von Menschen, unter welcher sie den Aberglauben ausrotten wollten, Eingang zu finden; erhoben sie dagegen desto mehr die Kräfte des menschlichen Verstandes, und hängten ihr Schild aus, wodurch sie sich zu dessen Rittern bekannten. In der That schien es, diese Behauptung müsse der Eitelkeit der Grossen und der Vornehmen schmeichlen; allein, da diese ihre Eitelkeit mit ganz andern Dingen, als mit ein paar philosophischen Sätzen befriedigt sehen wollten; da der Verstand ihnen das, was sie am liebsten suchten, nicht gab, ja nicht einmahl zu suchen rieth; da er selbst in den gemeinsten Dingen die Neugierde oft nicht zu befriedigen wußte: so giengs ihm, wie es allen denen Leuten zu gehen pflegt, von welchen man zu viel Rühmens macht; es wurde bald auch das nicht mehr an ihm geschätzt, was wirklich Gutes an ihm ist; sondern man warf ihn ganz weg, und that seinen Salto mortale ehe noch alle Rettung auf einem andern Wege verlohren war.

Jener übertriebene Eifer unserer Philosophen stellte also den Feind, den sie bekämpfen wollten, dadurch gerade in seinen Vortheil, daß sie dem bescheidenen Verstande

seine

Digitized by Google

seine Achtung bey den Leuten, die sie bekehren wollten, nahmen, und ihnen an dem anmassenden Verstande einen sichern unfehlbaren Führer versprachen, der er doch unmöglich seyn konnte.

Der bescheidene Verstand läßt dem Herzen seine Wünsche, seine Hofnungen, sein kindliches Vertrauen auf den Schöpfer aller Dinge, ob er ihn gleich nicht kennt; und gerade, weil er ihn nicht kennt, so erlaubt er auch der Phantasie ihre Dichtungen und süsse Träume von ihm. Er begnügt sich nur die Ansprüche des Herzens zu reinigen und zu heiligen, und die Dichtungen der Phantasie zur Weisheit zu richten; dann schafft er aus ihnen das was wir den weisen Glauben nennen, den Freund, den Lehrer des Lebens, den Entzifferer der Gegenwart und der Zukunft, der keinen Sterndeuter braucht; den einzigen Talisman, gegen den kein Zauberer etwas vermag. Der anmassende Verstand hingegen zerstöret alles, und kann nie etwas bauen. Aber dem Herzen kan er seine Ansprüche doch nicht zerstören. Die werden unter seinem Drucke oft nur dringender, nur lebendiger; und kommt dann entweder die eigene Phantasie, oder die Gauckeley des Betrügers ihnen zu Hülfe, so räumt der Prahler am ersten das Feld, und überläßt den Trostlosen ganz der Herrschaft des unweisen Glaubens! Jede Bemerkung von den tausend und tausend Irrthümern des Verstandes, von den unzähligen seiner Behauptungen, die eine spätere Erfahrung widerlegt hat; alle die Mißgriffe desselben, wovon die Gelehrten-Geschichte und die Philosophische wimmelt, sind in der Hand des Betrügers Waffen gegen ihn; und wird er nur einmahl über einer Sophisterey ertappt, — wie will er aber diesen ausweichen, wenn er seinen Prahlereyen nur halb gnügen will? — so ist er ganz verlohren. Umsonst wird er dann seine kindischen Anmassungen fahren lassen, und sich in den Kreis des bescheidenen Denkers zurück ziehen wollen! Sein Credit ist ihm einmahl genommen,

und

und nun sitzt der Aberglaube auf seinem Thron, unumschränkt und ohne Controlle.

Die Geschichte des Aberglaubens scheint mir zu beweisen, daß das eigentlich der einzige Weg ist, auf dem er Feld gewinnen kan. Die alten schönen egyptischen Einrichtungen der älteren Weisen, deren Diodor gedenkt, und die für so viele Offenbarungen und Götterspruche galten, waren dahin, als Pharao's Zauberer sprachen; die schöne zweckmäßige Religion der Juden war schon halb verdrängt, als Saul das Weib von Endor befragte; Numas und der Etrurier ehrwürdiges Heidenthum war mit den übrigen römischen Tugenden verraucht, als Tiberius und seine Nachfolger sich den Zeichendeutern Preiß gaben; und was aus der christlichen Religion zur Zeit der Carolinger und nachher um die Zeit der Reformation geworden war, als man in Deutschland und Frankreich und Spanien, England und Italien fast keinen Schritt thun konnte, ohne Zauberern und Wahrsegern zu begegnen, weis jedermann. Auch weis jedermann, wie es bei uns, nun, da wieder alles so voll Zauberer und Zeichendeuter seyn soll, mit der Religion aussieht!

Scheint Ihnen also, mein Lieber, scheint Ihnen der Unglaube und die Prolegomena mit dem ungelähmten Verstand, die wir täglich uns vorsagen lassen müssen, eine gute Waffe, gegen eben den Feind, der sich immer und beynah allein aus den Trümmern des ächten weisen Glaubens, welcher Menschen und Völker so glücklich machen kann, seinen Thron gebaut hat? Finden Sie es also gut, daß die, welche dieses Abentheuer bestehen wollen, so alles zertrümmern was auf dem weisen Glauben ruht. Man hat wohl ehe gesehen, daß man Provinzen verwüstete, um dem Feind das Eindringen zu verwehren; aber, gegen den Aberglauben ist diese barbarische Kriegslist übel angewendet; sie macht diejenigen verhaßt, welche sie brauchen,

und

und schadet dem Aberglauben nicht, weil er am liebsten wohnt, wo die Wüsteney am grösten ist.

Der zweyte Fehler, den unsere Antagonisten des Aberglaubens begehen, bestehet darinn, daß sie zu ängstlich auf alles gespannt sind, was nur einen Schein von Aberglauben an sich zu tragen scheint. Die Talmudisten haben bekanntlich um das Gesetz Mosis einen Wall oder eine Hecke von Menschensatzungen gelegt, in der Hofnung, daß, da der schon sehr stark im Bösen seyn müßte, der nur durch diesen Wall dringen würde, das Gesetz desto sicherer dahinter liegen werde. Eben einen solchen Wall wollen nun, wie es scheint, die neuen Philosophen um ihr Verbot des Aberglaubens legen. In dieser Absicht untersagen sie von allen Dingen allen Zweifel an der Kraft des menschlichen Verstandes, und nehmen es uns, die wir bescheiden in so vielen Dingen mit dem Glauben uns behelfen, sehr übel, wann wir über diese Prahlerey die Achsel zucken. Ferner, wenn Jemand sich etwa einfallen läßt, wir auch mein Fall hier und da gewesen ist, eine Verbindung, einen Zusammenhang der Menschen, mit höhern, bessern Geistern zu ahnden, als die sind, welche in den basen Menschen wohnen; so schreyen sie gleich über Schwärmerey und Aberglauben; und wagt unser einer gar zu sagen, daß diese Idee ihm theuer und lieb wäre, daß es eine schöne Idee wäre, welche die bescheidene Philosophie eher bestätige, als verdamme; so speyen sie in den Busen, als wenn einer die Eumeniden genannt hätte. Und unterstehe sich einer endlich gar, wie unser Freund Lavater, zu behaupten, daß das Gebet des reinen Herzens Gottes unmittelbare Hülfe aufrufen könne; so lärmen sie, als wenn sie ihn schon sähen Kreise machen, und den Mond herunterrufen.

Unstreitig können Betrüger und Betrogene grossen Mißbrauch von allen diesen Meynungen, Lehrsätzen, Hofnungen und Ahndungen machen; aber sie werden es nicht eher,

eher, als wenn Menschen, entrüstet über die Blössen des anmassenden Verstandes, auch den bescheidenen Verstand; von sich gestossen haben. Wer an der Hand des bescheidenen Verstandes dahin wandelt, der wird gelernt haben, wie die Seele gestimmt seyn muß, wenn sie in dem Geiste beten soll, den Lavater voraussetzt; wer von ihr sich führen läßt, wird wissen, wozu wir die bessern Geister brauchen, mit denen wir zu leben wünschen.

Kennen die Philosophen Gott und göttliche Dinge genug, um zu beweisen, daß diese Meynungen falsch sind; daß sie auf dem Wahne des Unmöglichen beruhen; so laßt sies beweisen! Sind sie aber hiezu nicht im Stande, so würden sie dem Aberglauben, den sie bekämpfen, keinen empfindlichern Stoß beybringen können, als wann sie eben diese Meynungen, in ihrer ganzen Schönheit und Würde hinstellen hülfen. Ein Glaube, selbst ein Aberglaube, der die Menschen besser, reiner, wärmer, edler machen kann, ist kein so übles Geschenk für die schwache Menschheit, daß man ihn spröde verwerfen müsse. Sie wissen was Baco so richtig sagt: Ecquis dubitat, si e mentibus hominum tollerentur Opiniones vanae, spes blandae, aestimationes rerum falsae, imaginationes ad libitum, & id genus alia, quin multorum animi relinquerentur dejecti, marcidi, atrae bilis & languoris pleni, ac sibimet ipsis ingrati & displicentes. Serm. fid. I. Das ist also kein gemeiner Wohlthäter des menschlichen Geschlechts, der, wenn wir denn doch an Meynungen, Hofnungen, Phantasien zehren müssen, uns solche giebt, die uns nicht allein froher und zufriedener, sondern auch besser und edler machen.

Das zweyte, was ich also von den Antagonisten des Aberglaubens bitten wollte, wäre, daß sie den Zaun, den sie um das Verbot des Aberglaubens gelegt haben, wieder einreissen, und vor allen Dingen, einen bestimmten Begrif angeben möchten von dem, was sie Aberglauben nennen.

Digitized by Google

nennen. Ich gebe gern zu, daß sie alles das für Aberglauben halten, was bestimmten, vollständigen, öftern Erfahrungen widerspricht, und wogegen keine eben so bestimmte, vollständige, öftere Erfahrungen angegeben werden können; Ferner, alles das soll Aberglaube unter den Menschen seyn, was den ersten Gesetzen unsers Bewußtseyns widerspricht; ferner soll das Aberglaube seyn, was, wie Plutarch sagt: Gott den Gütigen, grausam macht, den Barmherzigen, tyrannisch; den Versorger der Menschen, zu ihrem Quäler; den Heiligen, thierisch und wild; auch das soll Aberglaube seyn, was das Herz des Menschen enger, feindseliger, lüsterner, geiziger, ehrsüchtiger; was seinen Geist stumpfer, seinen Muth weibischer, seine Aussichten trüber, seine Hofnungen kindischer macht; was seine Freuden stört, Freunde trennt, Vaterlandsliebe kühlt, und alle Nerven lähmt. Endlich soll auch das Aberglaube seyn, was das ganze Verhältniß gegen Gott und den Menschen so hinstellt, wie Charron es beschreibt: Le Superstitieux, sagt er, ne laisse vivre en paix ni Dieu ni les hommes. Il appreliende Dieu chagrin, despiteux, difficile à contenter, facile à se courroucer, long à s'appaiser, examinant nos actions à la façon humaine d'un juge bien sévère, espiant & nous guettant au pas; ce qu'il tesmoigne assés par ses façons de le servir qui est tout de mêmes. Il tremble de peur, il ne peut bien se fier ny s'asseurer, craignant n'avoir pas assés bien fait & avoir obmis quelque chose, pour laquelle obmission tout peut-être ne vaudra rien. Il doute si Dieu est bien content, se met en peine de le bien flatter pour l'appaiser & le gagner, l'importune de prières, voeux, offrandes, se feint des Miracles, aisément croit & reçoit les supposés par autres, prend pour soy & interprete toutes choses encore que purement naturelles, comme expressément faites & envoïées de Dieu, mord & court à tout ce que l'on dit

comme au hasard, font Soucieux-generalement, n'estimant pas assés Dieu, le rappellant & ravallant à soy, jugeant de luy, selon soy même & l'affublant de ses humeurs.

(Charron de la Sagesse L. II. C. 5. §. 10.)

Alles das soll denn immer Aberglaube seyn, soll sich sen die Ruthe und gebrandmarkt werden vor allen Augen. Wer wer alles Aushlicken über diese Menschenmarche verbieten will; wer, wo alles in der Natur an einen grossen Ring zusammen zu hängen scheint, die Kette da abbrechen will, wo die Menschenclasse in die Geisterclasse einzugreifen scheint; wer wagen will, Gottes Gehör auf unsere Stimme, nach Menschenphilosophie, zu bestimmen; Gottes Raabschluß, aus seinem Begriffe von Gottes Wirksamkeit, zu beurtheilen: Genug, der ist so feindselig abergläubisch, als immermehr das Original ist, das Charron in der Stelle, die ich eben anführte, gezeichnet hat.

Die Vertheidiger des Unglaubens alle, bis auf unsre Zeiten, haben, wenn sie den Aberglauben bestreiten wollten, einen Trugschluß des Plutarchs nachgebetet, den ich vorhin schon anführen wollte, der mir aber hier auffallender zu statten kommt. Plutarch sagt: Wer da leugnet, daß ein Plutarch wirklich sey, beleidige mich lange nicht so sehr, als wer sagte, der Plutarch ist, aber er ist ein unzuverlässiger, veränderlicher, zorniger, rachgieriger Mensch, u. s. w. Und so meynen sie denn, werde Gott, wenn auch einer wäre, weniger beleidiget, wenn man ihn leugne, als wenn man ihn so hinstelle, wie die Abergläubigen ihn beschreiben. Das mag seyn: aber von einer Beleidigung Gottes ist nicht die Rede; sondern davon, ob, wer lebt ohne Gott zu glauben, nicht eben so, oder nicht noch unendlich elender ist, als wer mit einem Gotte lebt, wie der Abergläubige sich ihn denkt? Ich will auch hier nicht die, mir ziemlich abgeschmackt scheinende Paralelle des Aberglaubens und des Unglaubens prüfen; aber ich

wollte

Digitized by Google

müsste nur bey dieser Gelegenheit die Antagonisten des Aberglaubens bitten, zu überlegen, ob, wenn dessen Vertheidiger anfangen den philosophischen Gott, den unsere Philosophie demonstriren kann, oder die erste Substanz, oder das Ungefähr u. s. w. eben so zu anatomiren, wie Plutarch und Charron den Gott der Abergläubigen anatomiret haben; ob der dann nicht in seiner unerschütterlichen Verkettung der Ursachen und der Wirkungen noch härter, noch hoffnungswürdiger erscheinen wird, als der Gott des Abergläubigen? Und wie wird der Mensch da erscheinen? Umsonst wird ihre philosophische Theologie in hundert Morgenstunden sich drehen und wenden, um den Menschen wieder mit sich, und mit dem philosophischen Gott zu versöhnen; immer wird er sich selbst ein todtes Werkzeug des Ganzen nennen, das nicht mehr werth ist, als die Kerze, die vor ihm brennt; und immer wird sein Gott dann die lächerliche Figur machen, die Lucians Jupiter am Gängelbande, oder vielmehr an der Bärenkette der Peyromene vor seinem Prometheus macht.

Wenn man so in seinem Cabinet sitzt und streitet und widerlegt; so denkt man sich oft den Gegner so blos und entkräftet, daß er gar keine Wehre entgegen zu setzen habe; denn muß man es aber seinen Freunden nicht übel nehmen, wann sie uns Nachricht von den Gegenminen bringen, die oft sich nicht begnügen, unsere Arbeit nur unnütz zu machen, sondern vielmehr den tödtlichen Schlag selbst auf uns zurück werfen.

Die Weisheit der Antagonisten des Aberglaubens hat also auch hier gefehlt, daß sie so viele Meynungen der Menschen, die doch so wohlthätig und nützlich sind, zu lauter Aberglauben hat machen wollen; und ich meyne, sie würden wohl thun, wenn sie sich besser mit diesen vertrügen. Das Corps der Freunde dieser Meynungen wird Ihnen doppelt nützlich, und nirgends schädlich seyn. Durch sie wird das Wanke, und Störrige ihrer Philosophie,

die alles mit Händen greifen will, etwas abgeschnitten werden, und durch sie werden sie in den Stand gesetzt werden, dem, den sie von dem schädlichen Aberglauben auf ihre Seite gebracht haben, wenigstens so lang etwas Positives zu geben, wovon er, ohne Jemand zu schaden, zehren mag, bis er stark genug in der Aracarie geworden ist, welche sich mit Nichts behelfen kann.

Der dritte Fehler, den ich an den Antagonisten des Aberglaubens bemerkt zu haben glaube, ist der, daß wenn sie irgendwo einen Mann entdeckt haben, der den Aberglauben zu begünstigen und zu befördern scheint, sie gleich gar nichts gutes mehr an dem Mann sehen wollen, noch zugeben, daß jemand ein gutes Wort für ihn spreche. Ich will jetzt nicht untersuchen, ob dieses gerecht und billig ist, denn es giebt eine Philosophie, welche glaubt, daß wenn der Endzweck gut ist, alle Mittel erlaubt seyen. Ich will nur bemerken, daß diese Art den Aberglauben zu bekämpfen, sehr gefährlich ist, indem sie diejenigen, welche sich ihrer bedienen, oft lächerlich, oft bey den Leuten, die sie bekehren wollen, verdächtig macht.

So sehr es dem le Vaier darum zu thun war, seinen Dauphin gegen die Magie einzunehmen, so bemerkt er doch selbst mit vielem guten Sinne: Que la même ignorance melée d'envie à fait nommer Sorciers ou Enchanteurs les plus rares hommes de tous les Siécles, puisque Socrate, Pythagore, ni galieu n'ont pu éviter cette Medisance, & que J. C. même fut Calomnié par les Juifs de ne faire ses miracles, que par le moïen des Démons. Il y a aussi les animolités & les interéts des particuliers, aussi bien que des princes, qui causent souvent le même effet. Apulée fut accusé de Magie par les parens de sa femme, qui s'etoient resolus de le perdre par là. Quelques Papes, comme Silvestre second & Gregoire septiéme ont été decrié de même, le premier par ses enemis, qui persuaderent aise-

aiſement dans un Siécle d'ignorance, que les Mathematiques ou il excelloit etoient pleines d'inventions diaboliques, & le ſecond par les partiſans de l'Empereur Henry IV., qu'il avoit excommunié plus d'une fois. Notre france a bien eu de la peine à Sauver l'honneur de la Pucelle Jeanne que la fureur des Anglois fit bruſler à Rouen comme ſi elle eut été une infame Sorciére. Et nous ſavons qu'aux païs de la Lorraine, où les Seigneurs des fiefs confiſquoient les Corps & les Biens de ceux qui etoient condamnés pour Sortilége, on y en voïoit plus qu'en tout le reſte de l'Europe. Ce n'eſt donc pas ſans ſujet que le Parlement de Paris procéde avec grande retenue toutes les fois qu'il connoit de ce crime, veu qu'outre les fauſſes accuſations, on voit encore ſouvent de pauvres Idiots & de ſimples femmes qui avouent des choſes qui ne furent jamais. (Vol. I. p. 146.)

Hierzu kann man noch ſetzen die Geſchichte der Tempelherren, die mit dem, was le Vaïer von Lothringen ſagt, viel Aehnliches hat; und Naudäus hat eine ganze Liſte von groſſen Leuten, die der Magie ungerechter Weiſe beſchuldigt worden ſind, geſchrieben; über dis haben wirklich groſſe Männer, denen man ſo viele andere Verdienſte nicht abſprechen kann, wie z. B. Agrippa, Cardanus, Tycho ſich mit der Sterndeuterey, auch wohl mit der Magie ſelbſt abgegeben; kann man ſelbſt Schwedenborg ſeine Verdienſte als Metallurg abſprechen? Was müſſen denn nun die Vertheidiger des Aberglaubens, Betrüger oder Nichtbetrüger, für Land über uns gewinnen, wenn wir fortfahren, jedem, der ſich mit dieſen Dingen abgiebt, ſo alle Ehre abzuſchneiden, und ihn blos deswegen ganz in den Koth zu treten? Wie viel muß alles, was gegen den Aberglauben von uns geſagt werden kann, an ſeiner Stärke verlieren, wann deſſen Prieſter ihren Schülern ſagen können:

„Sehet an, wie die Feinde unserer Kunst von uns und unseren Freunden reden. Ihr kennt den für einen guten, jenen für einen fleißigen, diesen für einen uneigennützigen; den dort für einen scharfsinnigen, den andern für einen gelehrten, friedfertigen, tapfern, stillen, treuen Mann; aber hört diese Leute von ihm reden! Blos weil sie Freunde unserer Kunst sind, wird ihre Güte, Bosheit; ihr Scharfsinn, Dummheit; ihre Gelehrsamkeit, Unwissenheit; und kein Werth wird mehr an ihnen erkannt. Glaubt mir, es ist blos Feindschaft und Leidenschaft und Eigendünkel, der sie gegen uns aufbringt, und so wahr sie hier sind, so wahr sind sie auch, wann sie unsere Kunst für Betrug ausgeben.“

Sagen Sie, mein Lieber, ob nicht ein so flacher oben liegender Beweiß eines ungerechten Urtheils in einem Punkt, das ganze Urtheil verdächtig machen muß?

Blos um unsere Antagonisten des Aberglaubens, die sich seit etlichen Jahren auch auf die Art in ihrem Eifer so oft vergessen haben, wieder auf ihren Thron der Gerechtigkeit zu setzen; blos um ihnen wieder Gelegenheit zu geben, neuen Credit zu erwerben, habe ich neulich ihnen zu bemerken geben wollen, daß es noch nicht Zeit gewesen ist, über den Grafen Cagliostro abzusprechen, und ihn ganz zu verdammen.

Ich bin weit entfernt, die Frau von Recke unter die femmes simples zu zählen, qui avouent des choses qui ne furent jamais; und nun da die Berliner Monathschrift sogar Monarchen und Starosten zu Zeugen aufführt, nun könnte man ohne ein Scandalum magnatum zu begehen an den Thatsachen, welche die Frau von Recke anführt auch nicht einmal im Scherz mehr zu zweifeln wagen. Aber auf uns, die wir uns mit der Magie nicht abgeben, kommt es ja nicht an; sondern es kömmt darauf an, was die Magiker selbst noch für Schlupfwinkel finden, den armen Grafen heraus zu reden. Und so lang Cagliostro

nicht

Digitized by Google

nicht selbst sich erklärt, so lang keine Obrigkeit ihn zwingen kann, sich zu erklären; so lang die Frau von Recke, wenn man sie fragt, warum sie nun anders von dem Grafen denkt als ehemahl? mehr nicht sagen kann, als:

Αλλοιος μοι, ἐπει Φανης παρος ἠ Πριν ἐων

Freund! du scheinst mir nicht mehr der, der du mir schienst)

so lang können die Magiker noch sehr viel für ihren Freund sagen. Wir mögen denn noch so böse werden, knirschen, stampfen, schäumen und fluchen, die arme Seele des magischen Eleven bleibt immer in ihren Klauen.

Gesetzt aber, sie könnten auch nichts mehr von der Seite der Magie für ihn sagen, so würden sie doch immer den Berliner Kämpfern, die den Mann, ärger als die la Motte, verfolgen und ganz unterdrücken wollen, den völligen Sieg streitig machen, so lang sie noch beweisen können, daß der Graf, wenigstens vielen unglücklichen Leidenden das Leben gerettet hat. Wie leicht könnten sie also ihren Eleven von der magischen Seite weg sehen machen, und alle unsere mühsame Beredsamkeit gegen ihn mit der einzigen Bemerkung daniederschlagen, daß diese Herren schon dadurch sich ihres Richteramts verlustig gemacht haben, weil sie den für einen plumpen Charlatan ausgeben, der doch so manche Kranke, an welchen die ganze Facultät verzweifelte, ihren Männern, ihren Kindern, ihren Freunden wieder geschenkt hat. Und was, mein Lieber, glauben Sie, daß ich für eine Figur spielen würde, wenn ich mit den Herren Monathschriftstellern eingestimmt hätte, und nun diese Magiker mich aufforderten mit der Frage: ob er nicht auch einige meiner Freunde mir wiedergeschenkt habe? O gewiß, ich wollte lieber eine so arge Bestie seyn, als die Madame Pernelle, ehe ich diese Demüthigung ertrüge; zumahl da ich dieser Frau das gar gerne nachspreche, was Moliere, den die Herren Berliner

Mm 2 gut

linen Monathschriftsteller, in das magische Handwerk pfuschend, zu beschwören belieben, sie sagen lässet.

Doch, wenn es am Ende Cagliostro nur allein wäre, den die berliner Monathschrift so unbarmherzig behandelt hätte, so könnte sie noch vielleicht den Magiker überschreyen, der sie einer leidenschaftlichen Ungerechtigkeit beschuldigen wollte. Aber wenn dieses denn noch Einer Eleven andre Männer, die Lavater, die Garve, die Jacobi, und wer weis, wen mehr, anführte, und ihnen an diesen, der Nation ehrwürdigen Namen beweis, daß die berliner Monathschriftsteller alles, was nicht mit ihnen ist, wie Türken die Mohren behandeln? — Armer Eleve des Magikers, wer wird dir über deine Verführer die Augen öffnen, wenn du die würdigsten Leute, denen niemand Hochachtung und Ehrfurcht versagen kann, von deinen Bekehrern auch für Volksverführer verschreyen hörst? Wer wird dich retten, wenn du dir selbst gestehen muß, daß du lieber ein solcher Verführer, als einer dieser Bekehrer seyn wolltest.

Der vierte Fehler, den die Antagonisten des Aberglaubens begehen, ist, dünkt mich, der, daß sie sogar viele Anonymen für sich streiten lassen. Ich habe von den hösen Magikern schon oft hören müssen, daß diese Art zu streiten derjenigen nicht ungleich wäre, welche man in Italien praktizire, und die dort das Reisen sehr unsicher machen soll. Freylich ist das ein wenig hart, denn ein Urtheil, eine Nachricht, ein Anekdöchen kann ja sehr wahr seyn, wenn gleich der Mann, der es ins Publikum bringt, seinen Namen nicht nennt; die Magiker bedienen sich ja selbst so vieler Anonymen, Geister, und Kobolte, und nennen sie auch einige mit Namen, so weiß doch niemand, wo sie zu Hause sind. Auch hat ein sehr ehrwürdiger Gerichtstuhl ihre Anonymität sogar gebilligt, und sie haben gesiegt, da Herr Starck neulich darüber klagte. Dennoch können wir nicht läugnen, daß

daß den Magikern noch immer vieles gegen dergleichen Schleichwege zu sagen übrig bleibt. Das unaufgeklärte Publikum; und die Schüler der Magiker sind ja die unaufgeklärtesten aller Menschen; das unaufgeklärte Publikum findet doch immer, ich weiß nicht was für eine Schlechtigkeit darinn, wenn man von Personen etwas ehrenrühriges, das sie um Amt, Würde, guten Namen verdiente, allgemeine Achtung bringen kann, ausbreitet, und nicht dazu steht mit seinem eigenen Namen. Auch haben die Gesetze dergleichen Dinge hier und da sehr scharf gebrandmarkt, und ich sehe nicht, wie das Band der menschlichen Gesellschaft länger bestehen kann, wenn man diese Art von litterarischen Stilleraden duldet, die einige für das non plus ultra des Sicilianismus halten wollen. Schon jetzt traut man fast keinem Fremden den Zutritt in sein Haus zu verstatten, wenn er nicht eidlich angelobt, daß er kein Reisebeschreiber sey, weil man so oft bemerken muß, daß solchen fahrenden Autoren die Pflichten der Gastfreyheit nicht mehr heilig sind. Vor diesen kann man sich indessen doch hüten, wenn sie sich nennen. Wird aber die Anonymität bey Persönlichkeiten einmahl, als ein öffentliches Handwerk getrieben, so kann kein Nachbar den Nachbarn, kein Freund den Freund, nicht der Bruder den Bruder, und kaum der Vater noch den Sohn in sein Haus lassen! Tausend Dämonen des Unfriedens, Mißtrauens und des Hasses, welche die Magiker beschwören könnten, thun weniger Schaden, als ein oder zwey solcher anonymen Pasquillanten. Fürchtet man sich vor den Dämonen; so kann man sich bey den Magikern einweihen lassen, oder ein Amulet von ihnen kaufen, und läuft nicht mehr Gefahr, als ein wenig ausgelacht zu werden. Aber wer sich bey der Club der Anonymen einweihen lassen wollte, würde Ehre, Ansehen und Gewissen zugleich verlieren. — Wirklich, diese Art Krieg zu führen, sollten die Herren Anto-

gotischen des Aberglaubens allenfalls den Chozimern und Belgradern, oder ihren Belagerern überlassen, und selbst da sorge ich, würde die Fahne Mahomets sich davon wegwenden. *)

Endlich machen auch noch einige von den Lesern, die mit nichts zufrieden sind, allerley Ausstellungen an den Aufsätzen, welche die berliner Monathsschrift den Magikern und überhaupt dem, was sie Aberglauben nennen, entgegen setzen. Diese Kritiken alle sind aber theils nicht zu heben, theils bloß aus Mißgunst ersonnen. So sagen zum Beyspiel einige, diese Aufsätze wären meist sehr langweilig. Man läse oft ganze Seiten, in welchen gar nichts zu finden wäre, und stoße man ja einmal auch auf einen Gedanken, so werde er bis in das Unendliche ausgesponnen. Freylich wird das, wenn dem so ist, den Vornehmen und grossen Anhängern des Aberglaubens, diese Aufsätze nicht sehr empfehlen; denn je vornehmer einer ist, dasto geschwinder möchte er gern von allem abkommen, mit dem man viel zu thun hat; aber den Verfassern dieser Aufsätze gereicht selbst diese Einrede zur Ehre, und ist ein Beweis von der Vortrefflichkeit ihrer Gedanken. Denn eben diese Dauerhaftigkeit ist ja bekanntlich die vorzüglichste Eigenschaft des Goldes, des vortrefflichsten aller Metalle, eine Eigenschaft, welche die

*) Wir haben Hofnung, daß die berlinor Monathsschrift auch nun diese Art zu fechten gutheißen wird, denn die gelehrte Zeitung, die mit dem Anfang dieses Jahrs zu Berlin, dieser (wie es in der Anzeige heißt) Königin der Städte, (denn Wien ist die Kaiserin der Städte) diesem Hauptsitz der vaterländischen Litteratur, dieser Mutter der gesunden Kritik herauskommt, bittet höflich, sie mit Entdeckung anonymischer, aber pseudonymischer Schriftsteller zu unterstützen. Welche Bitte die Verf. der berliner Monathsschrift denn ihren Landsleuten wohl lieber als ihren Gerichten gewähren dürften!

die Alchimisten bisher ihren Produkten nicht haben schaffen können; und daß diese Schriftsteller manchmal ganze Bogen aus Nichts schaffen, beweist ihre literarische Allmacht! Diese Vorwürfe sind also bloß aus Neid ersonnen.

Ferner sagen einige, wenn diese Herren böse würden, das ihnen oft begegne, so bedienten sie sich gewöhnlich sehr platter und harter Ausdrücke. Sie hätten es dem Cagliostro sehr übel genommen, daß er in einer Sprache, die ihm nicht geläufig ist, sich des Ausdrucks j'ai travaillé comme un Boef gegen sich selbst bedient habe; nun brauchten sie zwar solche Ausdrücke nicht gegen sich selbst, aber gegen andere, und gegen die ehrwürdigsten Personen hätten sie sich nicht selten noch viel schlimmere erlaubt; wer das sagt, muß noch nicht recht bedacht haben, daß diese Herren in einen heiligen Krieg verwickelt sind. Im Krieg, und zumal im heiligen Krieg, schweigen aber, wie jeder weis, alle Gesetze, also auch die Gesetze der Höflichkeit, und jedes Kind weis, daß man sich zur Zeit der Noth in solchen Fällen aller Waffen bedienen könne, wie man sie findet. Sagt ja schon Virgil: Iamque faces et saxa volant, wie Martinus Scribleru in seinem Virgilius restauratus (v. Swifts Works Vol. IV. p. 167.) statt der gemeinen Lesart richtig liest; folglich fällt auch dieser Vorwurf weg.

Auch das ist eine unbillige Beschuldigung, wenn einige diesen Herren vorwerfen, daß wenn man gleich hundertmal etwas offenbar widerlegt habe, sie doch hundertmal, wie die Mücken wieder damit hervor kommen. Diese Mückenhaftigkeit ist bekanntlich nach dem Homer ein Geschenk der Götter:

Aber Minerva gab ihm den Muth einer Mücke
In die Seele (Il. XVII. 570.)

Und wann gleich Voltgin diesen Mückenmuth für keine große Eigenschaft an einem Helden halten will;

so bemerkt doch Breitinger in seiner Abhandlung von den Gleichnissen S. 403 sehr scharfsinnig, daß man blos auf die Vermessenheit und Hartnäckigkeit der Mücke sehen müsse, um zu begreifen, wie ihr Charakter auf einen Helden passe, und ihm Ehre machen könne.

Etwas zweckmäßiger möchte der Vorwurf seyn, daß, wie einige Leser der berliner Monathschrift behaupten, in den Aufsätzen gegen den Aberglauben, den Cryptocatholicismus u. d. gl. sogar wenig, und meist ganz verlegner und abgenutzter Witz aus den Zeiten des Moliere, Liskow und Rabeners zu finden sey. Ob dieser Vorwurf gegründet sey, traue ich mich nicht zu behaupten, aber richtig ist es, nach der Meynung einiger tiefsinniger Philosophen und Menschenkenner, daß Witz die beste Waffe gegen den Aberglauben ist, und wenn also die berliner Antagonisten des Aberglaubens sich dieser nicht bedienen, so setzen sie wirklich ihre Gegner sehr in den Vortheil.

Indessen überzeugt uns die Mühe, welche sie sich ausserdem geben, ihrem Feind überlegen zu scheinen, daß sie wenigstens mit Fleiß und aus Bosheit nichts von ihrem Witz verhehlen, sondern, daß sie gern damit schaden möchten. Sollten sie also, wie ich nicht glaube, irgend etwas davon bey sich behalten, so müßte es gewiß nur ein rohes inländisches Produkt seyn, daß nach den bekannten preußischen Landesgesetzen nicht ausgeführt werden darf.

Lassen Sie uns also, mein Lieber, mehr nicht von ihnen fodern, als sie leisten können, und zufrieden seyn, wenn sie sich nur künftig in acht nehmen, die Blößen, deren ich oben gedacht habe, nicht mehr zu geben. Aber freylich wird dadurch nur verhindert, daß die Weisheit der Nation nicht mehr Feld gegen den Aberglauben verliere; wohingegen der Wunsch aller Patrioten und Philosophen dahin geht, das wieder zu gewinnen, was schon verlohren worden ist. Und wie soll man da helfen?

Ich weiß hier in der That kein besseres Mittel, als daß etwa Herr Professor Klein in Mannheim, oder Herr Herrmann in Frankfurt, oder sonst ein spekulativer Kopf einen Preiß darauf setze, wer das beste Mittel zu Ausrottung des Aberglaubens unter den Großen und Vornehmen finden könne? Wahrscheinlich wird so etwas unsere Philosophen und Patrioten ermuntern, den Herren berliner Monathschriftstellern zu Hülfe zu kommen. Denn ihr Unternehmen ist wirklich zu schwer für sie, und das Uebel liegt tiefer, als man glaubt! Selbst Plutarch scheint es nicht ergründet zu haben, wann er blos die Ungelehrigkeit und Unwissenheit in göttlichen Dingen für die Quelle desselben halten will. Auch le Vaier irrt sich, wenn er glaubt, daß man mit bloßem Raisonnement und durch Enthüllung der Betrügerey einiger Magiker der Sache genug thun könne. Charron hat zwar ein besseres Mittel, nemlich die Verbindung der Frömmigkeit mit der Rechtschaffenheit vorgeschlagen, allein, er hat nicht gezeigt, wie man es angreifen müsse, diese Verbindung zu Stand zu bringen, welche alle Tage schweren wird.

Es scheint unsere großen, vornehmen und reichen Leute sind, wie Alexander, nicht mehr mit dieser Welt zufrieden, welche sie überdespotisirt, ausgekauft und ausgenossen haben; und sie wünschen deswegen sich auch noch auf das Unterirrdische und Ueberirrdische auszubreiten, zu welchem Endzweck ihnen ein magischer Kammerdiener, Finanzrath, oder Ami de la Maison sehr nützlich zu seyn scheint. Wenn man es also nicht dahin bringen kann, daß sie auf das Unterirrdische ganz Verzicht thun, das Irrdische mit männlicher Weisheit und Bescheidenheit genießen, und Seele für das Ueberirrdische bekommen; so wird man den Aberglauben nicht wohl unter ihnen ausrotten. Wie man aber das ausrichten könne,

das

Digitized by Google

das muß wie gesagt, niemand ein Preisfragen-Beantworter angeben.

Leben Sie wohl.

Karlsruh, den 29 März 1788.

Schlosser.

3.

Sinngedichte.

1. Auf eine verstorbene Königliche Maitresse.

O! gönnt ihr doch die süße Ruh!
Warum? — was braucht ihr noch zu fragen?
Sie trug ja eines Königs Last,
Und die ist wirklich schwer zu tragen.

2. Der Landesvater.

Mit größerm Rechte, ist wol noch kein Regent,
Der Vater seines Volks genennt.
Er steht ja nicht auf Mann und Ahnen,
Liebt Schönheit, wo er sie nur findt,
Woher dann viele Unterthanen
Auch wirklich seine Kinder sind.

3. Klagen eines Dichters.

Wenn ich ein schönes Fräulein wäre,
So hälfe mir der Herzog wol,
So aber liebt mich nur Apoll,
Und dessen Gunst hilft nicht fürs Leere,
Nun, Freunde, sagt! wer helfen soll,
Denn auch mein Weib ist nicht Cythere,
Und ach! — mein Herzog nicht Apoll.

4. Zwei-

Digitized by Google

4.

Zweiter Versuch, über die Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten, des Hrn. Prof. Kant.*)

Es war ein Unglück für die Philosophie in allen ihren Perioden, daß sowohl Plato und Aristoteles in den philosophischen Systemen die Erfahrungsbegriffe und die Begriffe der reinen Vernunft verwirrt durch einander lagen; so verwirrt wie nur immer, um mit der Schrift zu reden, Fleisch und Geist oder Sinnlichkeit und Vernunft in der sittlichen Natur des Menschen sich mischen, bestreiten und im ewigen Kampf gegen einander liegen. Ich möchte diese Verwirrung der Begriffe die Erbsünde der Philosophie nennen: denn diese philosophische Erbsünde hat mit der theologischen einerlei Quelle, die zusammengesetzte Natur des Menschen: und so wie es in der Theologie Irrlehrer gegeben, die den Menschen zu einem Thier zu demonstriren wagten, und ihm seine höhere Natur wegkonnten: eben so ist ein Theil unserer Philosophen leider so weit gekommen, daß sie der Vernunft alle reinen Begriffe absprechen.

Es war demnach nicht Wunder, wenn die Kantsche Grundlegung zu einer Metaphysik der Sitten so vielen Missverständnissen ausgesetzt war, als wie es in öffentlichen Anzeigen und ganzen Büchern geschehen, und daß sie also mit der Kritik der reinen Vernunft einerlei Schicksal hatte: denn so wie Kant in dieser das Vermögen der reinen spekulativen Vernunft begründet und ausgemessen, eben so hatte er in seiner Metaphysik der Sitten den Zweck, für die reine praktische Vernunft ein gleiches zu thun.

Zwar

*) D. M. Aug. 787. S. 104—118.

Zwar konte Kant durch den in der Philosophie noch nie gehörten Titel seines Werks; Grundlage zu einer Metaphysik der Sitten, vor leichtsinnigen Angriffen einigermaßen sich gedeckt glauben: aber man kante bis dahin nur Sittenlehren in der Philosophie: und so ward denn auch Kants Werk als eine Sittenlehre, nach den gewöhnlichen Principien angesehen und beurtheilt: man fand alles zu allgemein, zu unbestimmt, überflüssig und unpopulär: ohne zu bedenken, daß Kant nicht eine Sittenlehre, sondern eine Metaphysik der Sittenlehre, und dies nicht einmal, sondern nur eine Grundlage zu einer Metaphysik der Sitten geben wolte.

Man erlaube mir hier, auf einen Seitenschritt überhaupt die Anmerkung zu machen, daß der ganze Streit, den Kants Gegner bisher wider ihn geführt, einige wenige der neuesten ausgenommen, nur zu sehr dem gewisser alter Fechter ähnlich ist, die mit verbundenen Augen zu streiten pflegten. Kant kan noch immer nichts anders, als ihnen wie ein Mann den man überschreien will zurufen: Versteht mich erst. Denn ich sehe noch gar nicht, daß man in diesem Streite, wie man's zu nennen pflegt, statum quaestionis formirt, und den wahren Augpunkt gefaßt hat. Im Gegentheil sieht man mit Verwunderung in dem ganzen Werk eines bekanten Philosophen wider Kanten, kaum zwei Seiten, die Kant unmittelbar treffen.

Ich werde demnach versuchen, diesen Mißverständnissen des Kantschen Moralsystems für zukünftige Prüfungen, deren es so würdig ist, vorzubeugen: wiewohl der Herr Professor, der jede Zeile mit dem Geist des Tiefsinns und der Präcision niederschreibt, mir kein anderes Verdienst übrig gelassen, als dasjenige, welches der um ein algebraisches Werk haben würde, der zu den allgemeinen Formeln desselben die Exempel in Zahlen hinzusezte. Ich werde nemlich nichts anders thun, als seine allgemeinen

Säze

Säze mit Beispielen zu erläutern, und hier und da aus bekantern, faßlichern Gesichtspunkten darzustellen suchen.

Das Kantische Werk also zerfällt nach seiner eigenen Anzeige in drei Abtheilungen: Von der gemeinen sittlichen Erkentniß, (des gemeinen Menschensinnes) die ihm, wie sie immer thut, unleugbare, allgemein anerkante Thatsachen liefert, geht er zu der philosophischen über, welche aus diesen beobachteten Thatsachen Folgen zieht, und bestimte Erklärungen bildet: dann erhebt er in dem zweiten Stück der Metaphysik der Sitten diese Folgerungen und Erklärungen zu ihrer höchsten Allgemeinheit, und sucht dieselbe zu beweisen und zu begründen, und in ihrem ganzen Umfange auszumessen, — ein Verfahren, ähnlich dem eines Mathematikers, der irgend einen Saz in der Erfahrung als wahr befunden, und nunmehr zu den obersten Vernunftgründen desselben hinaufsteigt, und ihn in allen seinen Verbindungen mit verwandten Sätzen, und in allen Folgen seiner Fruchtbarkeit und Anwendbarkeit darzustellen versucht. In dem dritten Abschnitt der Kritik der reinen praktischen Vernunft, legt er sich endlich die größte und lezte Frage vor, die der Philosoph bei seinen Untersuchungen sich vorlegen kan: Wie ist Moral möglich? eine Frage, deren Beantwortung nothwendig, so wie alle Fragen der Philosophie über die Möglichkeit der Dinge, in Unbegreiflichkeit sich verlieren muß.

Moral ist das unmittelbarste Product des gesunden Menschenverstandes, — in ihrem ganzen Umfange, in allen ihren Grundsäzen und allen Folgen, durch ihn und für ihn gemacht: alle Prinzipien einer Sittenlehre müssen also aus demselben, als aus ihrer Quelle abgeleitet, — alle Resultate dieser Prinzipien an demselben, als an ihrem Probierstein geprüft werden: (so wie überhaupt die Philosophie nichts anders, als Entwickelung des gesunden

Digitized by Google

Menschenverstandes ist, bei welcher es also unter allen Wissenschaften am wenigsten zu lernen giebt: eine Wahrheit, die, so allgemein sie auch von unsern Philosophen angenommen zu werden scheint, durch die Kantsche Philosophie erst begründet und bestätigt werden.)

Kant mußte also auch nothwendig von den Beobachtungen der gemeinen sittlichen Erkentniß ausgehen, wenn es ihm um gründliche Prinzipien und erwiesene Resultate in seinem System der Sittenlehre zu thun war: Der erste Abschnitt seines Werks liefert daher auch beinahe nichts anders, als allgemein anerkante Säze des gesunden Menschenverstandes, von denen es also auffallend gnug ist, daß man sie Kanten nicht zugeben, und ihn hypothetischer Prinzipien beschuldigen wollen.

Der erste Saz, von dem er ausgeht, und von welchem das ganze Kantsche Werk der Grundlegung der Metaphysik der Sittenlehre gleichsam nur ein Kommentar ist, ist der: Es kan überall nichts als ohne Einschränkung gut gedacht werden, als ein guter Wille.

Ein guter Wille ist das Prinzip guter Handlungen. So wie wir also guten Handlungen einen Werth beilegen, und zwar nicht allein wegen ihrer Anwendbarkeit in der Reihe der Dinge, (die den Grund aller Schäzung und Würdigung ausmacht, und bei welcher allein gute Handlungen vernünftiger Wesen nur den Werth lebloser Dinge haben würden) sondern vorzüglich wegen der in dem Handelnden selbst vorausgesezten Absicht eine solche Anwendbarkeit in der Reihe der Dinge hervorzubringen: so muß auch der Werth als das oberste Prinzip guter Handlungen, durch welches sie allein möglich werden, einen größern Werth als die guten Handlungen selbst, und, wenn wir gute Handlungen vernünftiger Wesen über alles würdigen, was wir uns denken können, einen unbedingten Werth, einen Werth an sich selbst haben: denn derselbe enthält nicht allein den Grund aller möglichen Anwendbar-

Digitized by Google

barkeit, welche jeder guten Handlung eigen ist, sondern auch aller möglichen guten Absichten, die sich der Handelnde vorsezen kan.

Man hat es Kanten vorgeworfen, daß er dem guten Willen nicht eine Erklärung von dem, was gut ist, vorausgeschickt. Aber deren bedurfte es hier nicht. Denn gut hat hier keinen andern Sinn, als den wir ihm gewöhnlich beilegen, anwendbar in der Reihe der Dinge, worunter wir, wie schon angemerkt worden, jede Art von Schäzung begreifen. Denn alles Gute läßt sich in der Reihe der Dinge brauchen und anwenden, und paßt in dieselbe, als ein Theil von ihr: alles Böse zerstört die Natur der Dinge, und läßt sich, so lange die Reihe der Dinge unverrückt ist und jedes bleibt, was es durch seine Natur ist, nirgends anwenden, nirgends brauchen. Wenn also Kant dem guten Willen einen uneingeschränkten, unbedingten Werth beilegt: so heißt das nichts anders, als daß der gute Wille eines vernünftigen Wesens die uneingeschränkteste, unbedingteste Anwendbarkeit auf die Natur der Dinge in sich enthält. Denn nach dem ihm eigenthümlichen Vermögen, Zwecke und Absichten zu bilden, erkennt er nicht allein die Natur der Dinge und ihre Anwendbarkeit, (so viel nämlich beides in seiner Sphäre liegt) sondern macht auch jene Anwendbarkeit möglich.*)

In der Idee, die wir uns von der Gottheit bilden, ist der gute Wille, oder wie wir uns hier auszudrücken pflegen, der beste Wille der Hauptbegrif, und derjenige, wodurch jene Idee allein Interesse für uns haben kan. Eine nach ewiger Nothwendigkeit handelnde Ursache der Dinge würde uns ehrfurchtsvollen Schauer einprägen,

*) Der vollständige Begrif von dem guten Willen kan hier unmöglich schon gegeben, und muß bis am Ende erwartet werden. Ich gehe analytisch, und steige also von unvollständigern Erklärungen (gleichsam definitiones ad interim) zu immer vollständigern auf.

Digitized by Google

aber nie wahre Achtung oder Liebe für ſich in uns erwecken können — Gefühle, die wir nur für moraliſche Weſen, für Weſen mit einem (guten) Willen begabt, haben können: denn ſelbſt der eingeſchränkteſte gute Wille würde mehr Achtung und Liebe für ſich in uns erwecken, als die wohlthätigſte, aber nach Geſezen einer ewigen Nothwendigkeit handelnde Urſache der Dinge.

Um dieſen Saz von dem unbedingten Werth eines guten Willens noch lebendiger ſich vorzuſtellen, denke man ſich einen entgegengeſezten böſen Willen in einem Menſchen: und nun werden Glücksgüter, Verſtand, Wiz und jede Art von Geſchicklichkeit, ja ſelbſt die moraliſchen Fertigkeiten, Enthaltſamkeit, Mäßigung der Leidenſchaften, Gerechtigkeit in einzelnen Fällen u. ſ. w. eben ſo viel Werkzeuge der Bosheit, von welchen zur Zerſtörung der Natur der Dinge der furchtbarſte Gebrauch gemacht werden kan.

Ein guter Wille iſt als ein ſolcher, ein unveränderliches Prinzip und Vorſaz immer gut, und nach den beſtmöglichſten Einſichten in die Natur der Dinge, alſo nach den beſtmöglichſten Zwecken zu handeln, (wie dies aus dem vorhergeſagten unmittelbar folgt); es kan alſo für einen guten Willen keine Zeit, keinen Ort, keine Gelegenheit oder irgend eine Verbindung der Dinge geben, wo er nicht auch als ein ſolcher gut handeln ſolte: ſo viel dies nämlich die jedesmaligen Grenzen ſeiner Einſchränkung, (denn der gute Wille des Menſchen iſt ein eingeſchränkter Wille) erlauben.

Wenn Kant p. 3. ſagt: „Der gute Wille iſt nicht durch das, was er wirkt oder ausrichtet, nicht durch ſeine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgeſezten Zwecks, ſondern allein durch den Willen, d. i. an ſich, gut für ſich ſelbſt betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu ſchäzen, als alles, was durch ihn zu Gunſten irgend einer Neigung, an der Summe aller Neigungen nur immer

zu

Digitized by Google

zu Stande gebracht werden könte: so stimmt dies mit unsern bisherigen Erläuterungen, wo wir uns so oft der Ausdrücke von Zwecken und Absichten bedienten, folgendermaßen überein.

Alle guten Zwecke und Absichten, die wir uns vorsezen müssen, um rein moralisch zu sein, unter denen des guten Willens, als den allgemeinsten, höchsten und lezten subsumirt werden, und zu demselben übereinstimmen. Diese höchsten und lezten Zwecke aber betrachten jede Handlung in ihren fernsten, äussersten Folgen, in sofern sich dieselben auf ein Ganzes beziehen, welches in der Moral die ganze Menschheit und ihr Bestand ist. So haben die Handlungen der Gerechtigkeit, der Güte und Menschenliebe, die ein Cäsar in einzelnen Fällen ausübt, keine reine Sittlichkeit, so uneigennüzig sie auch gegen die Personen, an denen sie ausgeübt würden, scheinen mochten, ja oft wirklich waren. Denn der lezte Zweck, welchem Cäsar alle seine übrigen Plane und Zwecke unterordnete, war nicht der Zweck eines guten Willens, eines Willens, der auf das Wohl des Ganzen, ich will sagen, auf das Wohl des römischen Staats, auf die Aufrechthaltung der Rechte der Menschheit Rücksicht nahm: sein lezter Zweck war die Unterdrückung seines Vaterlandes, die Entweihung der heiligen Rechte der Menschheit, als z. B. des Eigenthumsrechts, der Freiheit u. s. w. Eben dies trift die Handlungen der Gerechtigkeit oder auch der gegenseitigen Liebe und Eintracht, welche oft verschworne Räuber gegen einander auszuüben pflegen, und ohne welche sie als Gesellschaft nicht bestehen könten. Die besondern guten Zwecke und Absichten mögen immer da sein; der gute Wille, der auf die Erhaltung des Ganzen der menschlichen Gesellschaft und ihrer grossen Rechte abzweckt, mangelt; und mit ihm zugleich also auch die reine Sittlichkeit.

Wenn Kant auf eben dieser Seite seinen Saz von dem guten Willen als uneingeschränkt und an sich gut so weit ausdehnt, daß er sagt, die Möglichkeit oder Fruchtlosigkeit eines guten Willens, (dem es also einen seiner höchsten und lezten Zwecke durchzusezen entweder gelingt oder nicht gelingt) kan diesem Werthe weder etwas zusezen noch abnehmen; so ist dies eine Behauptung, die, so befremdend sie auch manchen geschienen, den Aussprüchen des gesunden Menschenverstandes auf keine Weise widerspricht. Wem erscheinen die Bemühungen eines Cicero, eines Cato und anderer römischen Patrioten an dem Rande der Republik, um diese Republik aufrecht zu erhalten, deswegen weniger achtungswürdig oder weniger sittlich, weil sie fruchtlos waren: Freilich würde die Vorstellung einer wiederhergestellten Republik die Einbildungskraft mehr erfüllen: aber die Sittlichkeit jener ächtpatriotischen Bemühungen würde dadurch nicht reiner, sondern nur dem menschlichen Auge sichtbarer gewesen sein.

Eben so müssen wir, wenn wir uns die Idee eines künftigen Gerichts über die sittlichen Handlungen der Menschen entwerfen, es als eine Maxime des allwissenden Richters annehmen: daß er in seinen Urtheilen oft den Willen des Menschen für die That annehmen, und vielleicht in nicht seltnen Fällen den guten Willen des einen, der That des andern vorziehen wird, je nachdem er aus den mitbegleitenden Umständen nach seiner Allwissenheit erkant, daß der, der nur den guten Willen ohne die That hatte, unter jeden andern Umständen es zur That selbst gebracht haben würde.

Dies also, und nichts anders, wolte Kant sagen, wenn er behauptet, daß der gute Wille allein durch das Wollen, d. i. an sich und für sich selbst gut, und daß die Nüzlichkeit desselben gleichsam nur die Einfassung um das selbstglänzende Ziel des guten Willens sei.

In

In diesem Saz, daß ein guter Wille einen uneingeschränkten, unbedingten Werth, einen Werth an sich selbst hat, liegt die ganze Moral, und alles übrige, was nachher vorgetragen wird, ist nur nähere Entwickelung desselben. Eben dadurch ist der Mensch das vornehmste Geschöpf in der Schöpfung, (so wie wir dieselbige ansehen können) weil er ein Vermögen hat, sich dasjenige zu erwerben, was den unbedingtesten, den höchsten Werth in der Reihe der Dinge hat, — einen guten Willen. Durch eine bloß spekulative Vernunft, ohne diesen praktischen Gebrauch derselben, würde er nur einen bedingten, einen zufälligen Werth haben, so wie die gesamte leblose und unvernünftige Natur — würde er, wie diese, etwa von einem Wesen höherer Gattung in der Reihe der Dinge irgendwo eingepaßt, irgend wozu gebraucht werden können: aber durch einen guten Willen wird er in dieser Reihe der Dinge gleichsam selbst dieses höhere Wesen, kan gleichsam sich selbst brauchen, selbst anwenden, zu den durch die Vernunft etwas ihm erkanten bestmöglichsten Zwecken.

Daß nun die Hervorbringung eines guten Willens der lezte Zweck der Natur in Ansehung des Menschen sei, sucht Kant auf folgende Art zu beweisen.

Die Natur gab dem Menschen ausser denjenigen Fähigkeiten, wodurch er gleich dem Thier sein Leben erhalten und seine Bedürfnisse herbeischaffen kan, ausser dem Instinkt noch die Vernunft zu:

Dieses Vermögen der Vernunft aber läßt sich von einer doppelten Seite ansehen.

Denn erstens ist die Vernunft ein Vermögen, die Natur und das Verhältniß der Dinge einzusehen. Dies ist jenes prometheische Feuer in dem Busen des Menschen, eine bewundernswürdige Fähigkeit, die nach dem Ausdruck Pindars τὰ τ' ἐνερθεν κεῖ' ὑπερθεν erforschte, die Himmel und Erde zum Gegenstand ihrer Untersuchung

machte, und die Höhen und Tiefen der Schöpfung zu erspähen, ia bis zu dem Schöpfer selbst vorzudringen wagte. Wissenschaften, Künste und Erfindungen sind die Töchter dieser Götterkraft in dem Menschen, und die Kultur, dieser leitende Genius der Menschheit, ging aus diesem Vermögen der Vernunft hervor, wie die Göttin der Weisheit aus dem Haupte Jupiters.

Dieses Vermögen der Vernunft nennt Kant das spekulative Vernunftvermögen.

Aber zweitens sind wir auch durch eben dieses Vermögen der Vernunft im Stande, die Instinkte unserer thierischen Natur nebst allen ihren Aeusserungen, als dem Begehrungsvermögen, den Leidenschaften zu beherrschen, und den Gesezen der Vernunft gemäs zu leiten: Kurz, unsere ganze Thierheit gewissen Gesezen der Einsicht in die Natur und Verhältnisse der Dinge gemäs, zu handhaben. So können wir die Begierde zu essen, zu trinken einschränken, um gewisse Zwecke z. B. der Gesundheit, des Anstandes zu erhalten. So opfern Patrioten und Helden nicht eine, sondern alle ihre Neigungen, das Leben selbst auf, — für das Wohl des Vaterlandes.

Und dis nennt Kant das praktische Vernunftvermögen. Der wesentliche Unterschied zwischen diesen beiden Kraftäusserungen der Vernunft ist der: Es fragt sich also: Wozu ist die eine und die andere von der Natur bestimmt?

Das spekulative Vernunftvermögen kan mit Recht als ein erweiterter Instinkt angesehen werden; Denn durch die Erkentniß der Natur und der Verhältnisse der Dinge, welche uns die Vernunft gewähret, erweitert sich der enge Wirkungskreis, auf welchen der thierische Instinkt den Menschen einschränkte, zu einer nähern Bekantschaft mit den umringenden Gegenständen der Schöpfung: ieder dieser Gegenstände wird, so weit er dessen fähig ist, Objekt des Begehrungsvermögens: Dadurch

durch vermehren sich die Bedürfnisse, so wie auch die Geschicklichkeiten denenselben abzuhelfen: nur wird jeder Sinn verfeinert und erhöhet, jede Art von Genüssen vermannigfaltigt u. s. w. Laß diese Gegenstände auch Gegenstände der reinen Vernunft sein, laß es mathematische Wahrheiten, die Grundsätze der Sittenlehre, die metaphysischen Spekulazionen über das Dasein und das Wesen einer ersten Ursache der Dinge sein: Die Vernunft wirkt in diesen ihren erhabensten Bestrebungen immer nur noch als erweiterter Instinkt, als ein erhöhter Sinn: Der ganze Einflus, der davon auf den Menschen zurückfließt, ist der, daß er geschickter, daß er klüger wird, daß er das Erdenleben mannigfaltiger genieſſen, und gleichsam leckerer kosten lernt; nicht aber daß er moralischer, daß er besser wird.

Aber wenn wir nun nicht allein mit Vernunft denken, sondern auch nach Gesezen der Vernunft zu handeln fähig sind, wenn wir jenes Begehrungsvermögen, für welches die spekulative Vernunft immer neue Gegenstände erfand, durch das praktische Vernunftvermögen auch leiten, einschränken, zu andern, als diesen begierlichen Zwecken, bestimmen können: Welche Absicht hatte die Natur, uns ein solches Vermögen mitzutheilen?

Ward uns dasselbe bloß verliehen, um den Instinkt nach Zwecken des Instinkts zu bestimmen (denn alle Zwecke, die nicht moralisch sind, sind Zwecke des Instinkts: Dahin gehören also z. B. die Zwecke der Kultur, der Anständigkeit, der Wohlthätigkeit, des Mitleidens, aus Absichten des Wohlgefühls u. s. w.) so scheint die Natur hier wirklich einen Umweg gemacht, und ihrer ökonomischen Sparsamkeit entgegen gehandelt zu haben. Denn es ist bekant, wie ungleich schneller, treffender, umfassender der Instinkt handelt, als die Vernunft; wie ungleich langsamer und schwerer alles von

statten geht, wo diese allein wirkt, so daß auch die unmittelbarsten Zwecke des Instinkts ihr von der Natur nicht anvertraut werden konnten. Aber sollen nicht vielleicht iene feinern, leckerern Genüsse des Lebens, die uns die Vernunft darbietet, leichtere Herbeischaffung der Lebensbedürfnisse, erhöhetes Vergnügen an den Werken der Natur, schöne Künste und Wissenschaften ein gnugwürdiger Gegenstand einer praktischen Vernunft sein, um uns den Weg von dem Instinkt durch Vernunft bis wieder zu Zwecken des Instinkts, gleichsam mit Rosen zu bestreuen?

Groß und unschäzbar groß sind die Vortheile, welche uns die kraftlosbemühte Vernunft erarbeitet hat: man muß sie nicht kennen, um sie herabzusezen: Ich räume sogar von ihnen ein, was man von denselben als Gründe der höchsten Schäzung einräumen muß, daß sie Vorbereitungsmittel der Sittlichkeit sind: aber als die lezten endlichen Zwecke der Menschheit sie ansehen, als das Ziel, wofür wir so viel arbeiten, uns mühen und kümmern, uns ein ganzes Leben von dem lebhaftesten Genüsse verkümmern sollen, wofür wir geboren werden, leben und sterben — dafür sie ansehen — wer kann es?

Man hat den Mann, der es zuerst wagte, seinem Jahrhundert diese grosse Wahrheit gleichsam ins Angesicht zu sagen, daß die hohe Tochter der Vernunft, Kultur, (denn unter diesem Namen befassen wir füglich iede Art von Ausbildung der spekulativen Vernunft) der Menschheit im Ganzen mehr geschadet, als genüzt, man hat, sage ich, Rousseauen deklamatorischer Uebertreibungen beschuldigt: Aber wer sieht nicht noch Wahrheit durch diese Deklamazion hindurch schimmern, die bei diesem Manne der Vertheidigung der Wahrheit immer nur Energie und Eifer zu leihen scheint. Ohne die Beispiele von grossen Männern hier anzuführen, die das, was man

Kultur

Kultur nennet, in einem hohen Grade besaßen, und die es frei von sich gestanden, daß sie es als Folgen dieser Kultur ansahen, wann sie mehr Bedürfnisse kennen gelernt, als sie hätten befriedigen können, wenn sie Gesundheit und sinnlichen Lebensgenus, — diese obersten Bedingungen des menschlichen Lebens verscherzt, — wenn sie ihr Interesse für Mensch und Menschenschicksal geschwächt fühlten; wenn sie von den wichtigsten aller ihrer Untersuchungen Zweifel an der Religion und über die Schicksale des Menschen nach diesem Leben davon getragen, u. s. w. ohne auf die Klagen dieser Männer mich zu berufen, Klagen, die ein jeder, dem Kultur ein Ernst ist, und der über den Gelehrten nicht den Menschen vergißt, freilich mehr oder weniger, aber doch immer rechtfertigen wird: (und ich glaube, einer jeden derselben träfe das wichtigste, träfe die Ruhe und Zufriedenheit der menschlichen Seele!) wer gestand bei der höchsten Wissenschaft, die er sich errungen, am Ende nicht das Sokratische: ich weis nichts! Wer brachte von der höchsten Kultur nicht Unzufriedenheit zur Ausbeute zurück? Der größte Weise (in dem Sinne der Kultur) gäbe noch dem Buch, das die gesamte Weisheit der ewigen arbeitenden Vernunft enthielte, dieses Motto: Es ist doch alles eitel.

Es ist auch daher von den scharfsichtigsten Beobachtern der menschlichen Natur von je her in den Menschen ein Sehnen und Streben angemerkt worden, welches durch keine Vergnügungen der Sinne, keinen Geschmack an den schönen Künsten, keine Vertiefung in den erhabensten Wissenschaften befriedigt, wenn gleich auf einige Zeit gleichsam hingehalten werden könnte. Dies ist die gröste Langeweile des Lebens, die die mehresten derjenigen fühlen, die, wenn ich so reden darf, den Becher des Lebens mit vollen Zügen trinken, und in jeder Art des Genusses desselben gleichsam schwimmen.

Dies

Dies ist jenes Gefühl einer in sich selbst gekehrten Schwermut, welches oft die feinsten, zu der höchsten Kultur ausgebildeten Menschenseelen trübt, und ihnen gleichsam wie Liebe zu einem fernen, unerreichbaren Gegenstande tief in der Brust liegt:

Mit diesem Stachel im Busen blickt also der Mensch in der weiten Schöpfung um sich herum, wirft das Auge von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde, und fragt: Was ist das, und wo ist es, das meine schmachtende Seele so sehnlich verlangt, das sie mit allen Vergnügen der Sinne und der Einbildungskraft, mit allen Schätzen der Erkenntniß zu erkaufen wünschet? Welches ist das beste Ziel aller meiner Wünsche und Neigungen? Kurz, was und wo ist Glückseligkeit? (Denn mit diesem Namen hat man diese so sonderbare Tendenz in dem Menschen bezeichnet.)

Ich glaube also, es ist offenbar, daß jener Ekel an den sinnlichen Vergnügungen jeder Art, nicht bloß ein aufwallendes Gefühl, ein Gefühl einer einstweiligen Geistesentschlafung, eine vorübergehende Laune der menschlichen Seele ist: Jeder, der über den Menschen, über seine Verhältnisse, über die ganze Würde der menschlichen Natur ernsthaft nachdachte, ward von diesem Gefühl ergriffen, und wer nicht davon ergriffen ward, kannte und würdigte den Menschen nicht. Man sieht also, es ist dies in unserer Seele ein höherer Fingerzeig der Natur auf erhabnere Gegenstände, als Gegenstände der Sinne: eine Weltenstimme, die uns immer ruft, der wir aber nicht immer lauschen; vor der wir uns zwar zuweilen betäuben mögen, aber doch nicht verhindern können, daß wir nicht endlich durch ihren warnenden Laut aufgeschreckt werden; man sieht also, sage ich, daß dieser Unzufriedenheit des menschlichen Geistes mit den irdischen Gegenständen die Idee von höhern und würdigern

Ende

Endabsichten seiner Existenz, einer Existenz um höherer, als sinnlicher Zwecke willen, zum Grunde liegt, welchen Zwecken einer höhern Existenz also auch als den obersten Bedingungen aller Glückseligkeit und alles ächten Lebensgenusses, diese Glückseligkeit — diese Lebensgenüsse selbst nachstehen müssen.

Und hier ist uns nun von allen für Menschen denkbaren Dingen, von allen ihnen erreichbaren Zwecken nichts übrig gelassen, als die Tugend, diese himlische Tochter eines guten Willens.

Dieser gute Wille aber ist als ein solcher bloß möglich durch einen praktischen Vernunftgebrauch. Denn ein guter Wille, dessen solche Wesen als wir sind, (halb Thier, halb Geist) fähig zu werden suchen sollen, besteht eben darin, daß wir den Instinkt beherschen und nach Gesezen der Vernunft leiten und bestimmen können; als worin eben, nach dem oben schon gesagten, das praktische Vernunftvermögen besteht.

Demnach wird das Vermögen einer reinen praktischen Vernunft, welches, wie vorher schon erinnert worden, den Zwecken der Sinnlichkeit eher hinderlich als fördernd war, (wenn es anders nicht wider alle Sitte der allweisen Natur, vergebens da sein soll) zu keinem andern Zweck der menschlichen Natur mitgetheilt worden sein, als um einen guten Willen, als das Prinzip reiner Tugend, in uns hervorzubringen.

Ein guter Wille also, ein Wille (man vergleiche unsere vorige Erklärungen) der zu allen Zeiten, an allen Orten, in allen Umständen sich nach den allgemeinsten und höchsten Zwecken, — nach Zwecken des Ganzen der Menschheit bestimmt, und alle seine Triebe und Neigungen mit Aufopferung alles sinnlichen Wohlgefühls nur zu dem hinleitet, was ihm die Vernunft als gut, groß und edel vorstellt, — — ein solcher guter Wille, sage ich, genießt nicht etwa bloß, wie

der

Digitized by Google

der sinliche Theil des Menschen, der Natur und ihrer Geschöpfe, beschauet sie nicht bloß, wie die spekulative Vernunft, sondern wirkt und handelt auch und zwar durch Selbstbestimmung mit der Natur gemeinschaftlich in ihrem großen Plan der Erhaltung und Glückseligkeit ihrer Geschöpfe, und ist gleichsam der großen Bildnerin συνεργος und Mitschöpfer.

Denn wenn die Natur weise handelt, so mußte die Erhaltung und das Wohlsein ihrer Geschöpfe der lezte Zweck der Schöpfung sein. Für ein Wesen also, das diese Natur in ihren großen Anlagen und Zwecken zu schäzen fähig ist. Für ein vernünftiges Wesen kan es keinen größern Zweck, kein höheres Ziel geben, als in jenem großen und erhabensten Plan der Natur, der Allseligkeit ihrer Schöpfung, selbst mitzuarbeiten, und gleichsam ein Gefährte ihrer göttlichen Beschäftigung zu sein.

So wie aber aus dieser umfassenden Anwendbarkeit auf den lezten Zweck der Natur der überschwengliche Werth eines guten Willens erhellt, eben so ergiebt sich derselbe auch aus einer nähern Erwägung der Natur dieses guten Willens.

Wenn ein Wesen, das einen Willen hat, eben dadurch über alles Leblose, so wie auch über alles Lebendige, das nur Instinkt hat, weit erhaben ist; wenn dieses Wesen durch Selbstthätigkeit, als eben soviel Anwendungen dieses Willens zu guten Zwecken, einen desto größern Werth, als ein solches hat: wenn es dieser Selbstthätigkeit sogar durch Aufopferung eines entgegengesezten Instinkts sich fähig macht: und wenn die guten Zwecke, nach denen es sich bestimmt, die höchsten, die würdigsten sind, welche es sich vorsezen kan: so muß dasjenige, was alles dieses in sich begreift und möglich macht, so muß ein guter Wille das höchste und würdigste Ziel sein, welches sich ein Wesen, das Vernunft und Willen hat, aufstecken kan.

Wenn

Digitized by Google

Wenn wir also auf eben die Art unter dem Wort Tugend alle und jede Aeusserungen eines guten Willens des Produkts eines reinen praktischen Vernunftvermögens verstehen, so wie wir oben unter dem Wort Kultur alle Aeusserungen der spekulativen Vernunft begriffen: so werden wir nunmehr sagen: Tugend ist die lezte Bestimmung des Menschen, wornach er in diesem Leben aufzustreben hat.

Es ist also klar, daß Kant auf keine Weise leugnen will, das Glückseligkeit nicht der lezte Zweck der Natur, so wie mit allen Geschöpfen also auch mit dem Menschen gewesen sein solte: und eben so wenig, daß die Tugend in den Händen der Natur, der alle Zwecke Mittel, so wie alle Mittel Zwecke sind, nicht ein Mittel waren, diese Glückseligkeit selbst zu befördern: sondern er will nur sagen, daß wir selbst nur dahin zu sehen haben, der Natur dieses große Mittel zu Erreichung ihres lezten Schöpfungszwecks, in ihrer möglichsten Vollkommenheit und reinsten Sittlichkeit gleichsam in die Hände zu arbeiten, damit sie von derselbigen zu ihren Absichten einen desto zweckmäßigern Gebrauch machen könne: — daß also die oberste Foderung der Natur an den Menschen diese sei: Handle so rein, sittlich und so vollkommen wie möglich: Die Wirkungen deiner Handlung überlasse der Natur.

Zu dieser Tugend in ihrer möglichsten Vollkommenheit und höchsten sittlichen Reinheit gehört nothwendig, daß wir dieselbe nicht als Mittel zu andern Zwecken, sondern als Zweck also, Tugend, als Tugend, ohne irgend eine andere Rücksicht ausüben.

Denn erstens: Alle Rücksichten und Bewegungsgründe, wodurch wir uns zur Tugend bestimmen wollen, ausser der Tugend um ihrer selbst willen, sind sinlich, und wirken also, als solche, nicht anders als durch Instinkt.

So

So viel aber der Instinkt in die Handlungen des guten Willens einstieße, so viel sind sie nicht Handlungen eines guten Willens, sondern guter Neigungen, die hier selbst den Willen bestimmen, da der Wille, als ein solcher die Neigungen bestimmen solte. Demnach wird durch alle sinliche Bewegungsgründe, die reine Selbstthätigkeit des guten Willens, mithin die reine Sittlichkeit der Handlung gestört und gleichsam getrübt.

Machet das Vergnügen und Wohlgefühl, welches nach der Einrichtung der allgütigen Natur, jede tugendhafte Handlung in dem Handelnden hervorbringt, zum Bewegungsgrunde eurer Tugend: so ists klar, daß ein solcher Bewegungsgrund unmittelbar als Instinkt wirkt.

Machet das Gefühl für fremde Glückseligkeit, die Vorstellung von dem Wohlgefühl, welches eure tugendhaften Handlungen, durch glückliche Wirkungen in ihnen hervorbringen werden, zu dem lezten Bewegungsgrund eurer Handlung: so liegt doch dies Gefühl für fremde Glückseligkeit mehr in dem sinlichen als in dem vernünftigen Theil eures Selbst, mehr in der Mischung eures Bluts, als in einer selbsterworbenen Fertigkeit. Und, wenn gleich immer der Einfluß des vernünftigen Theils eurer selbst in dies Gefühl für fremde Glückseligkeit euch eingeräumt werden mag, so ist doch alles, was sittlich darin ist, nur der Anwendung des reinen praktischen Vernunftvermögens, dem guten Willen zuzuschreiben, so wie alles übrige, den natürlich guten Anlagen und Neigungen, die also gar nicht zur Sittlichkeit mit gehören.

Es ist also erwiesen, daß durch diese und alle andere sinliche Rücksichten und Bewegungsgründe der Tugend, niemals eine reine Sittlichkeit erlangt, und alle Bedingungen eines guten Willens, des obersten Prinzips aller Tugend, erfüllt werden können.

Aber

Digitized by Google

Aber zweitens: Die Natur hat in dem Gange der Dinge die Einrichtung getroffen, daß tugendhafte Handlungen nur zu häufig aller sinlichen Endzwecke verfehlen: daß der Tugendhafte statt des Wohlgefühls Mißbehagen und Unzufriedenheit davon trägt, daß durch eine ungünstige Zusammentretung der Umstände, die Handlung der Tugend aller glücklichen Wirkungen ermangelt u. s. w., daß mir also alle Beruhigung in solchen Fällen einzig und allein aus der That selbst, aus dem Selbstbewußtsein, tugendhaft gehandelt zu haben, in diesen Fällen hernehmen können.

Eben so liegen oft alle glücklichen Folgen einer tugendhaften Handlung, (und die lezten gewis immer) jenseits unseres Gesichtskreises, und dennoch fühlen wir uns verpflichtet, selbst ohne diese Aussicht auf glückliche Wirkungen unserer Handlung tugendhaft zu handeln — Fälle, deren uns Geschichte und Beobachtung der menschlichen Schicksale so viele liefern! —

Es ist also offenbar, daß selbst die große Absicht der Natur, welche die Tugend, wie schon oben gesagt worden, zu einem Mittel ihres großen Schöpfungszwecks, der Verbreitung der Glückseligkeit ihren Geschöpfe machte, auf keine Weise immer und in allen Fällen erreicht werden könte; wenn wir jene sinlichen Zwecke zu den lezten Bewegungsgründen der Tugend machen wolten: indem die Kurzsichtigkeit unserer Erkentnis der Verhältnisse den Dinge sehr oft uns diese Bewegungsgründe nirgends würde entdecken lassen, mithin die tugendhafte Handlung selbst, wären Bewegungsgründe dieser Art, die einzigen und lezten, nicht hervorgebracht werden könte.

Wir haben es also eben sowol aus dem Wesen eines guten Willens, und aus dem Wesen einer reinen sitlichen Handlung als aus der Absicht der Natur, die sie dabei hatte, wenn sie uns die Tugend zur Pflicht machte, dargethan, daß bei der Hervorbringung derselben alle Rücksicht auf sinliche Zwecke entfernt werden müße.

Der einzige und lezte Bewegungsgrund also, der uns übrig bleibt, ist der, daß wir tugendhaft zu sein uns bestreben, — um der Tugend selbst willen.

Eine nähere Erläuterung hierüber giebt uns der Begrif der Pflicht. Pflicht also faßt in sich a) eine Verbindlichkeit, selbst wider unsre Neigung zu handeln.

Was Kant hierüber sagt und sagen konte, sind allgemein zugestandne Wahrheiten. Ich bemerke nur dies noch. Kommt zu einer Handlung, die Pflicht ist, noch eine unmittelbare Neigung hinzu, so wird die Handlung freilich dadurch leichter, aber sie gewinnt nichts an Sittlichkeit oder Verdienstlichkeit; denn sie ist ja nur sittlich, in sofern keine unmittelbare sinliche Neigung drin einfließt. Freilich können wir eine Neigung pflichtmäßig zu handeln durch Vernunft in uns hervorbringen: aber das heißt nur uneigentlich eine Neigung: indem es nichts anders ist, als eine Fertigkeit des praktischen Vernunftvermögens, die wir nicht als Instinkt von der Natur empfangen, sondern uns selbst erworben haben; und Handlungen, die das Produkt einer solchen Fertigkeit sind, sind ächt moralische Handlungen. Wollen wir uns ein praktisches Vernunftvermögen mit lauter solchen Fertigkeiten denken, so könte es in diesem Sinne heißen (aber in keinem andern) die Tugend ist eine Gewohnheit.

Eben so erhellet, was Kant p. 11. sagt, daß der Werth eines moralischen Karakters da anhebt, daß er eine Handlung nicht aus Neigung thue, sondern aus Pflicht.

Wer schäzte nicht einen wohlthätigen Mann, den die Natur mit Timonischen Neigungen geboren werden lies, vor einer andern wohlthätigen, aber weichgeschaffenen Seele — (ein Beweis, wie wenig der neuere Ton der Moralisten, der Ton der Empfindsamkeit auf ächte Moral hinwirkt.)

Ein Karakter der ersten Art scheint Sokrates gewesen zu sein, so wie er sich wenigstens gegen den Physiognomen Zopyrus erklärte — auch ist ein solcher Ka-

Digitized by Google

Karakter der eigentliche Karakter eines Philosophen, eines Weisen —

qui sibi res, non se rebus —
submittit. HORAT.

b) Der Begrif der Pflicht giebt uns auch folgenden Saz an die Hand: eine Handlung aus Pflicht hat ihren moralischen Werth nicht in der Absicht, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach welcher sie beschlossen wird, hängt also nicht von der Wirklichkeit des Gegenstandes der Handlung ab, sondern blos von dem Prinzip des Wollens, nach welchem die Handlung unangesehen aller Gegenstände des Begehrungsvermögens geschehen ist.

Um diesen Saz, der im Anfange dunkel scheint, sich zu erläutern, nehme man das schon oben angeführte Beispiel von dem Karakter des Cäsar. Alle Handlungen der Gerechtigkeit, Menschenliebe und Gnade, welche er vor seiner Erhebung auf den Königsstuhl Roms, den er über die Trümmern der Republik hinsezte, mogten den durch sie hervorgebrachten Wirkungen immer andern ächtsittlichen Handlungen gleich sein: mogten in der Absicht von ihm beschlossen sein, um in den gegenwärtigen Fällen Menschen zu schäzen und glücklich zu machen: aber die Absicht aller dieser Absichten, der lezte Zweck aller seiner Handlungen, in welchen diese mit allen ihren Absichten und Wirkungen, wie in einem Mittelpunkt sich verloren, die Maxime also und Bestimmungsgrund nach welchem alle diese Handlungen und Zwecke beschlossen wurden, diese war: sich durch jene Handlungen der Gerechtigkeit und Gnade, als Mittel, der Republik zu bemächtigen, und darüber die Rechte der Bürger und also der Menschheit überhaupt zu kränken. Diese lezte Maxime seiner Handlungen, dies Prinzip des Wollens war nicht moralisch, und dadurch also auch keine der nach dieser Maxime beschlossenen Handlungen.

Läge der moralische Werth der Handlung in der Wirkung derselben, oder, welches hieraus zugleich folgt, in

irgend einem Prinzip der Handlung, welches seinen Bewegungsgrund von dieser erwarteten Wirkung entlehnte: so konten alle diese Wirkungen, sie seien, welche sie wollen, Annehmlichkeit des Zustandes des Handelnden, oder auch Beförderung fremder Glückseligkeit, auch durch andere Ursachen, als durch einen reinen praktischen Willen hervorgebracht werden: und es brauchte also desselben in der Schöpfung nicht: da doch, wie wir oben gesagt, in demselben das höchste und unbedingte Gut allein angetroffen werden kan.

c) Der dritte Saz, den wir aus dem Begrif der Pflicht folgern, ist der: Pflicht ist die Nothwendigkeit einer Handlung aus Achtung für's Gesez:

Zum Objekt, als Wirkung meiner vorhabenden Handlung, kan ich zwar Neigung haben, aber niemals Achtung: und zwar eben deswegen, weil sie blos eine Wirkung, nicht eine Thätigkeit des Willens ist.

Wenn wir den Begrif der Achtung nur demjenigen beilegen wollen, was für uns die höchste Schäzung, den höchsten Werth hat: (und der gemeine Gebrauch dieses Begrifs bestätigt diese Bedeutung, die von jeder andern, welche man demselben vermischt, beizulegen pflegt, so leicht zu unterscheiden ist) so ists klar, daß wir für keine Wirkungen einer Neigung, mithin auch nicht für die Neigung selbst, eine Achtung haben können: (Neigung heißt uns hier immer, so wie wir diesen Begrif auch nie anders gebraucht haben, so viel als Trieb durch Instinkt). Mag diese Neigung nun meine oder eines andern sein: ich kan sie in dem ersten Fall bloß billigen, im andern bisweilen selbst lieben, d. h. sie als meinen Vortheil günstig ansehen. Die in ihren Wirkungen wohlthätigste Neigung konte noch immer nur der Gegenstand der Liebe, und nicht der Achtung in dem angegebenen Sinne sein.

Im Gegentheil, so wie das Lebendige vortreflicher ist, als das Leblose, so ist die Selbstthätigkeit, also der Wille selbst, vortreflicher, als die Wirkungen dieses Willens: dem-

Digitized by Google

demnach hat der selbstthätige Wille auch mehr Werth, als ein Leib des Instinkts, als eine Neigung.

Fragen wir denn aber weiter, woher hat der selbstthätige Wille diesen höhern Werth, und in welchem Falle kan er zum denselben, ja den höchsten, unbedingten Werth haben: so ist die Antwort: wenn er sich mit der ihm eigenthümlichen Wahl, nach allgemeinen Gesezen bestimmt, die seiner Neigung Abbruch thun. Denn eben dieser Abbruch, den er seiner Neigung thut, ist das, was seine Selbstthätigkeit im höchsten Grade beschäftigen kan.

Es ist also klar, daß ausser einem Willen, der sich durchgängig nach solchen Gesezen, die seiner Neigung Abbruch thun, bestimt, diese Gesezе selbsten, Gegenstände der Achtung sein können. Denn ein solcher Wille ist in mir die Befolgung, und gleichsam reelle, sichtbare Darstellung dieser Gesezе, die also auch, wie er, Gegenstände der Achtung sein müssen.

Demnach kan also mir das, was blos als Grund, niemals aber als Wirkung mit meinem Willen verknüpft ist, was nicht meiner Neigung dient, sondern sie überwiegt wenigstens diese von deren Ueberschlage, bei der Wahl ganz ausschließt, mithin das bloße Gesez für sich, ein Gegenstand der Achtung, und also ein Gebot sein.

Nun soll eine Handlung aus Pflicht den Einfluß der Neigung, und mit ihr jeden Gegenstand des Willens ganz absondern, also bleibt nichts für den Willen übrig, was ihn bestimmen könte, als objektiv das Gesez, und subjektiv reine Achtung für dies praktische Gesez, mithin die Maxime, einem solchen Gesez, selbst mit Abbruch aller meiner Neigungen, Folge zu leisten.

Demnach kan der Bestimmungsgrund des Willens, bei einer Handlung der Pflicht, kein anderer sein, als — Achtung für's Gesez.

Nun fragt man weiter; was kan das für ein Gesez sein, dessen Vorstellung auch ohne auf die daraus erwartete Wirkung Rücksicht zu nehmen, den Willen bestimmen muß, damit dieser schlechterdings und ohne Einschränkung gut heißen könne? Da wir nach den vorhergeschickten Säzen den Willen aller Antriebe beraubt haben, die ihm aus der Befolgung irgend eines Gesezes entspringen könten, so bleibt nichts als die allgemeine Gesezmäßigkeit der Handlungen überhaupt übrig, welche allein dem Willen zum Prinzip dienen sol, d. i. ich soll niemals anders verfahren, als so, daß ich auch wollen könne, meine Maxime sol

ein algemeines Gesez werden. Hier ist nun die bloße Gesezmäßigkeit überhaupt, (ohne irgend ein auf gewisse Handlungen bestimtes Gesez zum Grunde zu legen,) das, was dem Willen zum Prinzip dient, und ihm auch zum Prinzip dienen muß, wenn Pflicht nicht überall ein leerer Wahn und chimärischer Begrif sein sol.

Bei allen Pflichten, die wir als moralisch erkennen, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf der Grad der Verpflichtung, einer und der nemliche: wir fühlen uns z. B. nicht weniger verpflichtet, unser Versprechen zu halten, als, die Wahrheit zu reden ꝛc. und so mit allen moralischen Gesezen. Es muß also allen diesen besondern moralischen Gesezen ein allgemeines Prinzip zum Grunde liegen, als Ursache jenes gleichen Grads der Verpflichtung, der allen eigen ist: und dies ist nun nichts anders, als das eben abgeleitete allgemeine Prinzip des guten Willens: so zu handeln, daß ich wollen könne, daß meine Marime ein allgemeines Gesez sei.

Dieses oberste Prinzip eines guten Willens können wir also, um mit den Mathematikern zu reden, wie einen Lehrsatz ansehen, von welchem alle besondere moraliche Gesezе die Konsektarien Folgesäze sind, die also, als solche eben so allgemeingültig, so gewis und unumstößlich sein müssen, als dieser ihr Grundsaz selbst, von welchen sie gemeinschaftlich abgeleitet werden.

Die Probe dieses aufgefundenen obersten Grundsazes der Moral ist also sehr leicht, es ist die, daß wir denselben an alle besondere moralische Gesezе halten, und prüfen, ob sich diese alle aus ihm ableiten lassen.

Kant hat von einigen moralischen Gesezen die Beispiele gegeben, und es ist nichts gewisser, als daß sich alle auf diesen Grundsaz zurückführen lassen.

Wider diesen Grundsaz kan es aber kein Einwurf seyn, daß wir bei ieder Anwendung eines besondern moralischen Gesezes auf einen besondern Fall aus diesem allgemeinen Prinzip nicht entscheiden können; und den Fall selbst erst näher untersuchen müssen, in wie fern ienes allgemeine Gesez auf denselben anwendbar ist: es hat damit keine andere Bewandniß, als wenn wir in der Mathematik einen mathematisch demonstrirten Lehrsaz auf einen gegebenen Fall der Erfahrung anwenden wollen. Die moralische Schlußart, die sich auf diese Weise bildet, ist ienes allgemeine Prinzip des Willens, der Major, der besondere Fall der Handlung, der Minor, und das besondere moralische Gesez, das auf diesen Fall anwendbar ist, die Konklusion.

So

So wie es aber eine Probe jenes aufgefundenen Prinzips der Sittenlehre ist, daß es auf alle besondere moralische Gesetze anwendbar sei; eben so ists auch ein sicherer Beweis einer Aechtheit, daß die gemeine Menschenvernunft in ihren praktischen Beurtheilungen damit übereinstimmt.

Fraget jeden gemeinen Mann von gesundem Verstande bei einer ächt moralischen Handlung (deren er wohl mehrere ausübt, als von ihm gewöhnlich geglaubt wird) fragt ihn um den Bewegungsgrund, der ihn dazu bestimmte, um den Grundsaz, nach welchem er bei derselben urtheilte; und immer werdet ihr ihn sagen hören: Thäte ich das Gegentheil, und andere thäten gegen mich das nemliche, wie würde es um die Welt stehen! Es ist also klar, er sieht seine Handlung als eine solche an, die von andern, das heißt von allen Menschen müßte gethan werden können, mithin unsern Prinzip gemäs. Der oberste Grundsaz seiner Moral ist ihm auch daher immer das Gefühl, nicht nach eigenfüchtigen Absichten gehandelt zu haben. Denn es ist gewiß, daß ie mehr die Absichten von einer Handlung sich von unserm Selbst entfernen, ie mehr sie auf andere ausser uns sich beziehen, desto allgemeiner sind sie, desto mehr nähern sie sich einem obersten Prinzip der Allgemeingültigkeit für alle Menschen. Und die andern, die der gemeine Mann in seinem Grundsaz der Beurtheilung seiner moralischen Handlungen nannte, sind, bei einer nähern Erklärung, die er uns auf weitere Fragen gewiß selbst geben würde, die ganze Menschheit in corpore.

Was Kant S. 16. in einer langen Note zur Erklärung seines aufgefundenen Prinzips sagt, ist höchst wichtig, ich habe daher geglaubt, einige Anmerkungen mit anschließen zu müssen.

Er sagt: „Man könte mir vorwerfen, als suchte ich hinter dem Wort Achtung nur Zuflucht in einem dunkeln Gefühle; anstatt durch einen Begrif der Vernunft in der Frage deutliche Auskunft zu geben: Allein, wenn Achtung gleich ein Gefühl ist, so ist es doch kein durch Einfluß empfangenes, sondern durch einen Vernunftbegrif selbst gewirktes Gefühl, und daher von allen andern Gefühlen spezifisch unterschieden.“

Alle andere Gefühle sind unmittelbare Anschauungen durch die Sinne. Aber wenn wir die Achtung ein Gefühl nennen wollen, so ists klar, daß diesem Gefühl ein Urtheil der Vernunft vorhergehet; indem ich, wie denn der Begrif der Achtung auch in unserm oben erklärten Sinn dies in sich begreift, nichts achten kan, ohne es zu schäzen und gleichsam zu wägen, — also zu untersuchen, um ihm seinen Werth

zu

zu bestimmen, welches mithin nicht anders geschehen kan, als durch ein Urtheil der Vernunft. Daher ist auch Achtung, unter allen Gefühlen das Langsamste, und welches sich also auch am spätesten bei den Menschen entwickelt, indem die Vernunft in allen ihren Verrichtungen langsamer zu Werke geht, als die Sinne; aber auch von der andern Seite, das Klärste, weil die Vorstellungen der Vernunft klärer sind, als die Anschauungen der Sinne. Wir könten demnach sagen: Bei allen übrigen Gefühlen, als z. B. bei dem Gefühl des Schönen in den Künsten oder auch bei den Leidenschaften u. s. w. wirkt die Vernunft erst nach dem empfangenen sinlichen Eindruck, bei dem Gefühl der Achtung komt sie zuvor, ja macht es selbst erst möglich.

„Denn, was ich unmittelbar als Gesez für mich erkenne, erkenne ich mit Achtung, (wie aus dem vorhergesagten klar) welche nichts anders ist, als das Bewußtsein der Unterordnung meines Willens unter ein Gesez, ohne Vermittelung anderer Einflüsse auf meinen Sinn. Die unmittelbare Bestimmung des Willens durchs Gesez und das Bewußtsein derselben, heißt Achtung, so daß diese als Wirkung des Gesezes auf das Subjekt, und nicht als Ursache desselben angesehen wird.“

Man höre z. B. ein moralisches Gesez: du solst nicht lügen: Du solst dein gegebenes Wort halten: So wie wir bei dem Anblick eines schönen Gegenstandes oder bei der dichterischen Schilderung desselben, uns zu dem Gegenstande selbst hingezogen fühlen; und wiederum von der entgegengesezten Seite, von einem gegenwärtigen gräßlichen Gegenstande, selbst schon bei einer lebhaften Beschreibung desselben, wegschaudern: eben so wird unser Wille bei der Vorstellung dieser und aller andern moralischen Gesetze auf eine ähnliche Art gleichsam gerührt: wir können nicht umhin, die Aufhebung dieser moralischen Gesetze uns gleichsam als eine Vernichtung unserer Selbst zu denken: so wie die Befolgung derselben als eine Aussöhnung mit uns selbst, und eine Befriedigung gewisser Ansprüche, und Foderungen, die wir an uns selbst haben.

Eben so ist auch auf dieses Gefühl anwendbar, was Kant weiter sagt: „Es ist etwas, was weder als Gegenstand der Neigung noch der Furcht betrachtet wird, ob es gleich mit beiden etwas analogisches hat. Der Gegenstand der Achtung ist lediglich das Gesez, und zwar dasjenige, das wir uns selbst, und doch als an sich nothwendig auferlegen.“ Denn wer ist der Gesezgeber der moralischen Gesetze anders, als die Vernunft, das heißt, wir selbst. „Als Gesez sind wir ihm un-

unterworfen, ohne die Selbstliebe zu befragen," ja es thut ja, als solches, dieser Selbstliebe gar Abbruch: „als von uns selbst auferlegt, ist es doch eine Folge unseres Willens, und hat also in der ersten Rücksicht Analogie mit der Furcht, in der zweiten mit der Neigung."

Da es klar ist, wie die moralischen Gesetze Menschen mit Menschen verbinden, und allen Zusammenhang unter den Menschen möglich machen, wie der Mensch ohne dieselbe gleich den Thieren umherirrt,

Ὡς εἶναι ἀνθρώπους
Οὐδὲν ὀφέλλοντας. Hesiodus.

Kurz, wie sie mit der unentbehrlichsten Ausbildung des Menschen und seiner ganzen Natur den unmittelbarsten Zusammenhang haben: so müßten dieselben auch mit einer überschwenglichen Kraft auf den Menschen würken, wenn die Natur anders ihre große Absicht erreicht haben wolte: aber es ist diese Kraft keine Zauberkraft, kein übernatürliches Gefühl: man darf nur um es sich zu erklären, in Betrachtung ziehen, welche wichtige Ideen, als z. B. die von dem Bestande der menschlichen Gesellschaft, und der Aufrechthaltung ihrer unwidersprechlichsten Rechte, u. s. w. ohne Zweifel also die wichtigsten, die wir haben können, denselben zum Grunde liegen. Daher jener Abscheu, jenes Zurückbeben vor einem Böswicht, als einem solchen, soviel er es wirklich durch einen bösen Willen und nicht durch Umstände ist: daher das Gefühl eines Herabsinkens, eine Herabwürdigung unserer Selbst, wenn wir uns einer niederträchtigen That schuldig machen: aber eben daher auch jener himmlische Schauer der Ehrfurcht, die uns bei der Vorstellung eines großen, moralischen Karakters anwandelt, und eine überhimmlische Entzückung, mit welcher uns die Vorstellung eines durchgängig guten Willens, eines durchaus moralischen Wesens erfüllet. Alle übrigen Gefühle erfüllen gleichsam nur einen Theil der Seele, dieses aber die ganze Seele, den Menschen selbst: jene rühren, dieses interessirt.

Auf diese Weise ist es klar, warum dieses moralische Gefühl der Achtung mit solcher Schnelligkeit in dem Menschen würkt: jede Handlung gegen den Mitmenschen, jeder Gedanke an unser Verhältniß gegen die Menschen, prägt dasselbige ein: und bei dem gemeinen Manne, der diese Handlungen häufiger auszuüben Gelegenheit hat, und diese Verhältnisse sich also auch lebendiger und gleichsam praktischer denkt, wird das Gefühl nothwendig lebhafter sein müssen, als bei dem spekulativen Kopf, der durch Sophistereien nur

zu

zu leicht von einem moralischen Gradsin irre geleitet werden kan.

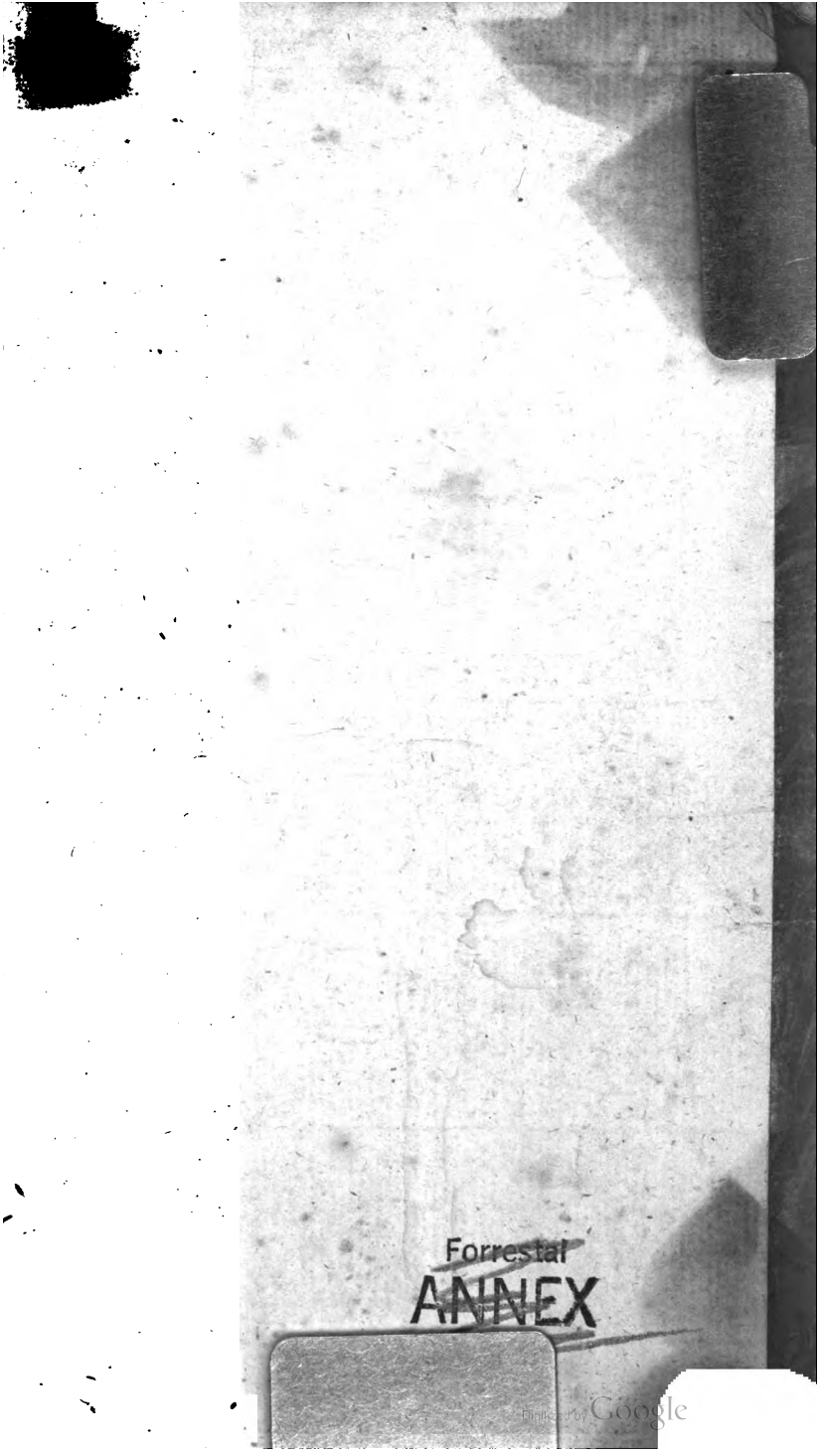
Wie klar dieses Gefühl in den Menschen, und wie verschieden es zugleich von aller andern Gattung von Gefühlen sei, erhellet schon daraus, daß der gemeine Mann demselben einen ganz eigenthümlichen Namen, den Namen des Gewissens, beigelegt, womit er gewiß kein eigentliches Gefühl, sondern einen Vernunftbegrif, nemlich jenes innerliche Richtmaß des Guten und Böseu in ihm selbst, verbunden mit der (von uns erklärten) unwiderstehlichen Affizirung des Willens durch dasselbe, andeuten wolte. Die Philosophen haben, wie sie oft thaten, den Namen geändert, und nachher um diesen Namen gestritten: es hieß ihnen moralisches Gefühl. Der Plato unseres Jahrhunderts, Hemsterhuis, findet dies Gefühl so sehr von allen übrigen unterschieden, daß er es einen sechsten Sinn nennt, einen Sinn, der uns gleichsam eine ganz neue Seite der Schöpfung zeigte: (man sehe darüber eine vortrefliche Stelle in seiner Schrift, sur l'homme et sur ses rapports) welches auch, wie wir nachher zeigen werden, im eigentlichsten Sinne wahr ist. Indessen glaubet wir, daß die Bemerkungen, die Kant zur Erklärung dieses Gefühls gemacht, noch von keinem der Philosophen vor ihm gemacht worden, und daß er jenen Begrif von der Achtung für das Gesez mit aller der Feinheit und Deutlichkeit dargestellt hat, womit ein Begrif dargestellt werden kan, der, wie uns wenigstens dünkt, unter allen Begriffen die feinste Grenzlinie zwischen Gefühl und Vorstellung, zwischen Gedanken und Handlung, Vernunft und Willen, zu streifen scheint.

Wir hatten demnach bis dahin für eine Metaphysik der Sittenlehre noch nichts geleistet, als das wir die Idee des guten Willens erklärt, und das Prinzip aller Sittlichkeit aufgefunden.

Die Einwürfe, welche hierüber Kanten wegen Unpopularität unnüzer Feinheit und Verleitung zu schwärmerischen Begriffen von der Tugend gemacht worden, werden wir vielleicht in einem der folgenden Versuche zu beantworten Gelegenheit finden.

Digitized by Google

Digitized by Google


Forrestal
ANNEX
Digitized by Google